

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Fontane-Blätter

Kreis der Freunde Theodor Fontanes

Berlin, 1965

Heft 49 (1990)

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-196

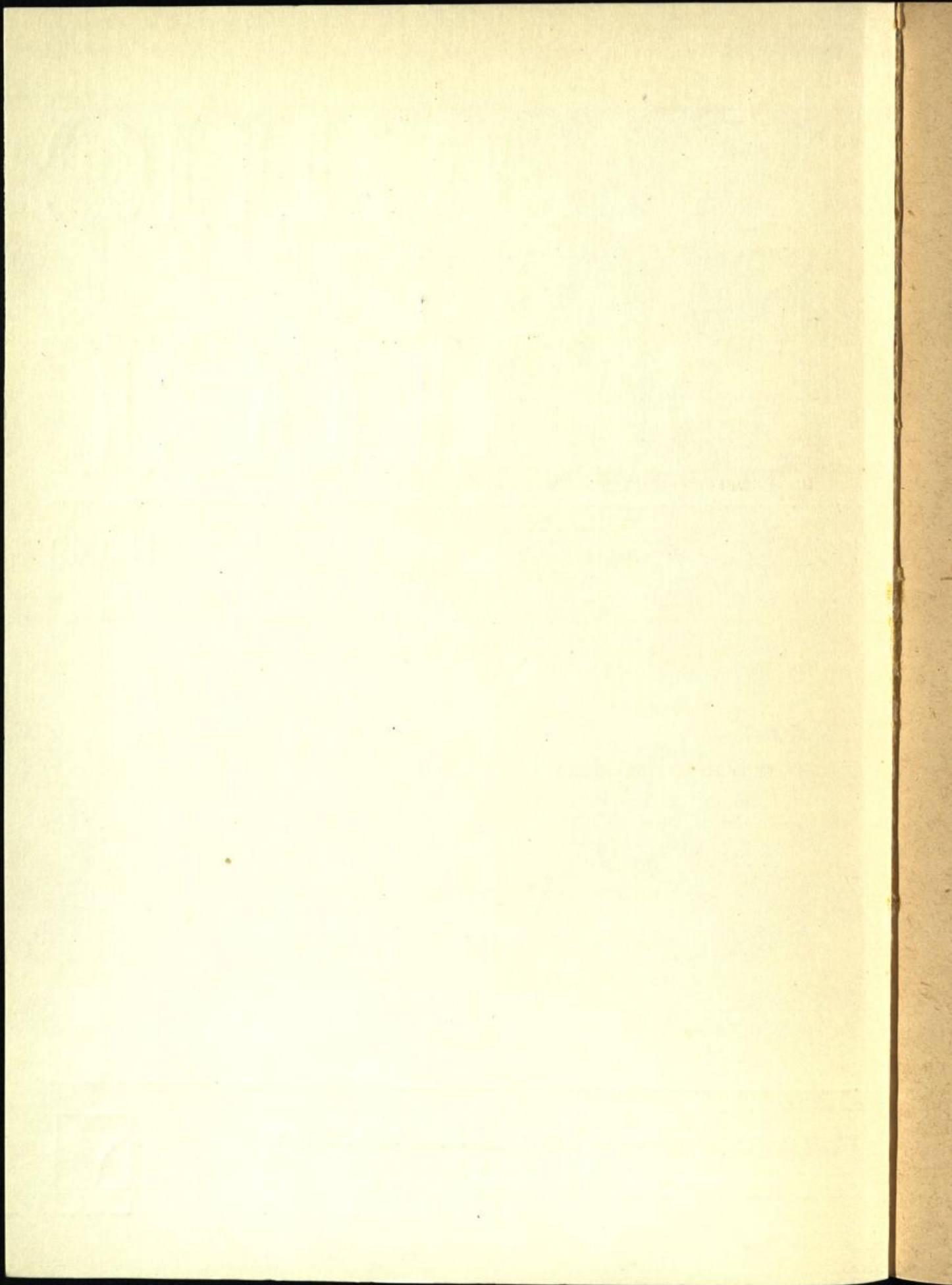
Fontane Blätter

1990

Heft 49

Herausgegeben vom Theodor-Fontane-Archiv
der Deutschen Staatsbibliothek





1990

Heft 49
der Gesamtreihe

Artikel-Nr. 31 782
ISSN 0015-6175

Fontane Blätter

Inhaltsverzeichnis Heft 49

Seite

UNVERÖFFENTLICHTES / WENIG BEKANNTES

- **Manfred Horlitz, Potsdam (Hrsg.)**
Eine unvermutete Entdeckung:
Brief Theodor Fontanes an Adolph v. Menzel 6
- **Roland Berbig, Berlin (Hrsg.)**
„... wie zum Dilettantismus prädestiniert“.
Theodor Fontane und Friedrich Eggers.
Neues und wenig bekanntes Material 12

INTERPRETATION / LITERATURGESCHICHTE

- **Walter Hettche, München**
Berlin, die Mark und die Welt.
Zu einigen Orten in „Vor dem Sturm“ 24
- **Klaus Dieter Post, Augsburg**
„Das eigentliche Parfüm des Wortes“
Zum Doppelbild des Heliotrop in Theodor Fontanes Roman „Effi Briest“ 32
- **Günter Kunert, Kaisborstel / Gisela Gackenholtz, Lüneburg**
Kontroverse über ein Fontane-Gedicht 40
- **Yozo Tatsukawa, Tokyo**
Fontanes Welt
Die Fontane-Renaissance. Eine Einleitung 44
- **Ernst Braun, Dresden (Hrsg.)**
Max Tau: Einführung in Leben und Werk Theodor Fontanes
anlässlich der norwegischen Ausgabe von „Effi Briest“ (Oslo 1976) 48

	Seite
– Lothar Sommer, Berlin	
Fontane-Abend / Berlin (1927 – 1933) – eine Dokumentation	68
SCHRIFTSTELLER DER GEGENWART ÜBER THEODOR FONTANE	
– Günter Görlich, Berlin	
Warum immer wieder Fontane?	92
– Gisela Heller, Kleinmachnow	
Späte Liebe zu Fontane	93
– Günter Gregor, Potsdam	
Auf eigenen Versfüßen und Fontanes Spuren	94
MEIN FONTANE-GEDICHT	
– Joachim Biener, Leipzig	
„Lied des Monmouth“	97
– Max Ulrich Frhr. von Stoltzenberg, Schleswig	
Imaginäres Gespräch zwischen Autor (A) und Widerpart (W)	99
REZENSIONEN	
– Rainer Kolk: Beschädigte Individualität. Untersuchungen zu den Romanen Theodor Fontanes. – Heidelberg: Carl Winter Verlag 1986. (Rez.: Paul Irving Anderson, Aalen)	100
– Theodor Storms Welt in Bildern. Eine Bildbiographie. Hrsg. v. Karl Ernst Laage. – Heide in Holstein. Westholsteinische Verlagsanstalt Boyens & Co. 1987. (Schrift 37/1988 der Theodor-Storm-Gesellschaft);	104
– Karl Ernst Laage: Theodor Storm. Studien zu seinem Leben und Werk mit einem Handschriftenkatalog. 2. erw. u. verb. Auflage. – Berlin/West: Erich Schmidt Verlag 1988. (Rez.: Peter Goldammer, Weimar)	104
– Bernd Gajek / Wolfgang v. Ungern-Sternberg: Ludwig Fulda, Briefwechsel 1882 – 1939. Zeugnisse des literarischen Lebens in Deutschland. 2 Bde. – Frankfurt/M. u. a.: Lang 1988. (Regensburger Beiträge zur deutschen Sprach- und Literaturwissenschaft. Reihe A / Quellen; 4) (Rez.: Joachim Biener, Leipzig)	107
– Theodor Fontane. Die schönsten Wanderungen durch die Mark Branden- burg. Hrsg. mit Anm. u. einem Nachw. von Günter de Bruyn in der Reihe „Märkischer Dichtergarten“. – Berlin: Buchverlag Der Morgen 1988. (Rez.: Albert Burkhardt, Berlin)	111

	Seite
— Gerhard Friedrich: Fontanes preußische Welt. Armee — Dynastie — Staat. — Herford: Verlag E. S. Mittler & Sohn GmbH 1988. (Rez.: Helmut Richter, Leipzig)	115
— Theodor Fontane. Briefe an den Verleger Rudolf von Decker. Mit sämtlichen Briefen an den Illustrator Ludwig Burger und zahlreichen weiteren Dokumenten. Hrsg. von Walter Hettche. — Heidelberg: R. v. Decker's Verlag, G. Schenk 1988. (Rez.: Christian Grawe, Melbourne)	124
INFORMATIONEN	126
AUSWAHLBIBLIOGRAPHIE	132

ABBILDUNGSVERZEICHNIS:

- | | |
|-------|--|
| S. 8 | Katte — Bildnisse (Vgl. S. 11, Anm. 8)
Reprod.: Deutsche Staatsbibliothek Berlin (DBZ) |
| S. 9 | Arbeitskabinett Friedrich Wilhelm IV. im Schloß Charlottenburg.
Aquarell von Graeb. (Vgl. S. 11, Anm. 9)
Reprod.: Deutsche Staatsbibliothek Berlin (DBZ) |
| S. 10 | Prinz Ludwig von Württemberg, Gemälde eines unbekanntenen Künstlers
(Vgl. S. 11, Anm. 10/11)
Reprod.: Staatliche Schlösser u. Gärten Potsdam-Sanssouci (Neues Palais) |
| S. 17 | Friedrich Eggers (1819 — 1872), Porträtfoto.
Veröffentl. mit freundlicher Genehmigung des Stadtarchivs Rostock |
| S. 67 | Max Tau (1897 — 1976). Lithographie von Emil Stumpp (1886 — 1941).
Veröffentl. mit freundlicher Genehmigung des Emil-Stumpp-Archivs,
Berlin-Mahlsdorf. Reprod.: Deutsche Staatsbibliothek Berlin (DBZ) |
| S. 70 | Einladung zum 1. Stiftungsfest des Fontane-Abends / Berlin am
14. Nov. 1928. Reprod.: FAP |
| S. 72 | Schreiben des Fontane-Abends / Berlin an die Berliner Universitäts-
bibliothek vom 30. März 1930. Reprod.: Deutsche Staatsbibliothek
Berlin (DBZ) |
| S. 77 | Porträtfoto: Dr. Abraham Horodisch (1898 — 1987).
Veröffentl. mit freundlicher Genehmigung von Merr R. Kater,
Amsterdam. Reprod.: Deutsche Staatsbibliothek Berlin (DBZ) |

- S. 80 Porträtfoto: Gotthard Laske (1882 – 1936).
Archiv: Organisierte Deutsche Bibliophilie 1899 – 1945,
Dr. Lothar Sommer, Berlin
- S. 80 Porträtfoto: Dr. Mario Krammer (1880 – 1953).
Reprod.: Deutsche Bücherei Leipzig (Abt. Reprographie)
- S. 82 Porträtfoto: Dr. Heinrich Spiero (1876 – 1947), Aufnahme von 1898.
Reprod.: Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz Berlin/W
- S. 130 Bucheinbände. FAP Präsenzbibliothek. Reprod.: PGH Fotostudio Potsdam
- S. 39 u. 96 Illustrationen: Federzeichnungen von Frau Susanne Altmeyer, Potsdam

DIE ALTEN UND DIE JUNGEN

„Unverständlich sind uns die Jungen“
Wird von den Alten beständig gesungen;
Meinerseits möcht ich's damit halten:
„Unverständlich sind mir die Alten.“
Dieses Am-Ruder-bleiben-wollen
In allen Stücken und allen Rollen,
Dieses Sich-unentbehrlich-Vermeinen
Samt ihrer „Augen stillem Weinen“,
Als wäre der Welt ein Weh getan, —
Ach, ich kann es nicht verstahn.
Ob unsre Jungen, in ihrem Erdreisten,
Wirklich was Besseres schaffen und leisten,
Ob dem Parnasse sie näher gekommen
Oder bloß einen Maulwurfshügel erklimmen,
Ob sie, mit andern Neusittenverfechtern,
Die Menschheit bessern oder verschlechtern,
Ob sie Frieden sän oder Sturm entfachen,
Ob sie Himmel oder Hölle machen, —
Eins läßt sie stehn auf siegreichem Grunde,
Sie haben den Tag, sie haben die Stunde,
Der Mohr kann gehn, neu Spiel hebt an,
Sie beherrschen die Szene, sie sind dran.

Theodor Fontane
1896

UNVERÖFFENTLICHTES / WENIG BEKANNTES

Manfred Horlitz, Potsdam (Hrsg.)

Eine unvermutete Entdeckung: Brief Theodor Fontanes an Adolph v. Menzel

Am 21. Februar 1879 berichtet Theodor Fontane seinem Tunnelfreund Adolph von Menzel, daß ihn „Westermanns Illustrierte deutsche Monatshefte“ um einen Aufsatz bitten, der die **gesamte Katte-Tragödie** enthalten soll.

Bereits 1860 hatte sich der Dichter nach vorausgegangenen Küstrin-Besuchen und Quellenstudien in einem Aufsatz, der dem Thema „Küstrin“ gewidmet war, mit dem Schicksal des Hans Hermann von Katte beschäftigt.¹⁾ Diese Arbeit wurde 1861 [datiert 1862] in den ersten Wanderungsband unter dem Abschnitt „Der Barnim“ übernommen.²⁾ Darin vermittelt Fontane im wesentlichen ein detailliertes Bild der Hinrichtungsstätte und jenes Standortes, von dem der preußische Kronprinz dem blutigen Vorgang zuschauen mußte. In den Anmerkungen findet der Leser historische Quellen sowie Dokumente des Köpenicker Kriegsgerichts vom 27. Oktober 1730 einschließlich des Votums Friedrich Wilhelm I. und einen Hinweis auf dessen „Cabinetsordre“ vom 1. November 1730. Fontane schließt seinen Aufsatz mit dem Bemerkung, daß ein Bildnis des Hingerichteten an diesem historischen Ort „nicht eben verwerflich“ wäre³⁾ und sich ein dafür geeignetes Katte-Porträt im Arbeitszimmer Friedrich Wilhelm IV. des Charlottenburger Schlosses befände.

Im zeitigen Frühjahr 1879 arbeitete Fontane das Barnim-Kapitel für eine bei Hertz vorgesehene 3. Auflage des Bandes „Oderland“ um und gestaltete aus dem Küstrin-Aufsatz ein Hauptkapitel, das nun den gesamten Fluchtversuch des Kronprinzen, die Rolle Kattes, die Verhandlungen und Vernehmungen vor dem Kriegsgericht bis zur Hinrichtung, ergänzt durch biographische Notizen und eine abschließende Wertung dieses Rechtsfalles, enthält.

Ein Vorabdruck erfolgte unter dem Titel
„Küstrin und die Katte-Tragödie“
in der bereits erwähnten Westermannschen Zeitschrift.⁴⁾

Für diese Neufassung bemühte sich Fontane um den Abdruck eines zuverlässigen Katte-Porträts. Nachdem er mehrere ermittelt hatte, bat er Friedrich Wilhelm Holtze um Rat für die Ermittlung der Identität der Porträts mit dem hingerichteten Hans Hermann Katte.

„Drei Bilder gibt es von ihm [Katte], die untereinander keine Spur von Ähnlichkeit haben. Welches ist das rechte? Mutmaßlich keins.“⁵⁾

Heute können wir durch einen bisher unbekanntem Brief Fontanes, der sich im Archiv der Berliner Nationalgalerie auffand, belegen, daß er sogar Adolph von Menzel bat, ihm bei der Suche nach einem authentischen Katte-Porträt behilflich zu sein⁶⁾:

Berlin 21. Febr. 79

Theuerster Rubens

Westermanns wollen einen langen Aufsatz von mir bringen, der die ganze Katte = Tragödie, nicht wie bisher mit Rücksicht auf den Kronprinzen, sondern wie billig, mit Rücksicht auf **Katte** geschrieben, enthalten soll.

Besagter Aufsatz soll auch illustriert werden, in erster Reihe durch das Porträt Katte's selbst.

Wo findet sich nun ein richtiges Katte = Porträt? Nach meiner Meinung im Charlottenburger Schloß, in dem einstigen Arbeits = Cabinet Friedrich Wilhelms IV. über der Eingangsthür. Es ist ganze Figur, oder Kniestück, Gensdarmes = Uniform, intelligent aussehender Kopf, aber eher häßlich als hübsch, Stupsnase. Schwebt mir alles noch deutlich vor, trotzdem es 20 Jahr ist, daß ich es gesehen habe.

Ein Zeichner war nun draussen, um es zu copieren; irgendetwas Kastellanartiges hat ihm aber gesagt, dieser Katte im Zimmer Fr. W. IV. sei gar nicht der enthauptete Katte, der nicht viel besser gewesen sei als ein Hofnarr. Hinzusetzend, als ein „Hofnarr unter Fr. W. IV.“

Dies ist nun wohl einfach eine Verwechslung von I. und IV. Vorläufig halt' ich aber die ganze Kastellan = Weisheit für Unsinn.

Ich denke mir, daß **Sie** dies alles am Bändel haben und mich „an fen“ setzen werden, wie unser Dienstmädchen sagt. Dazu ist morgen Abend in der Zöllnerschen Soirée eine wundervolle Gelegenheit gegeben. Ich wollte nur meine Fragen schon **vorher** gestellt haben.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.*

Das Briefdokument bestätigt aufs neue Fontanes Bemühen, seinen Lesern verbürgte Zeugnisse märkischer Zeitgeschichte zugänglich zu machen. Aber es bestätigt auch seine besondere Beobachtungsgabe, wenn er sich 1879 sogar an Details erinnert, die er annähernd 20 Jahre zuvor während einer Schloßbesichtigung anlässlich der 1. Fassung des Küstrin-Aufsatzes wahrgenommen hatte.

Offensichtlich hatte aber auch Menzel den Echtheitsbeweis nicht „am Bändel“, und vermutlich deshalb stellte Fontane den Lesern alle drei aufgefundenen Bildnisse mit folgender Begründung vor⁷⁾:

„Wenn wir trotz der daraus entstehenden Zweifel an ihrer Echtheit alle 3 Bilder dennoch an dieser Stelle gegeben haben, so geschah es 1) um über den 1879er Stand der Katte-Frage (wohin schließlich auch die Katte-Bilder gehören) Rechenschaft abzulegen, 2) um dem guten Glauben der Besitzer eben dieser Bilder gerecht zu werden*, und 3) und hauptsächlichst um an einem glänzenden Beispiele zu zeigen, wie viel oder wenig es mit den Echtheitsversicherungen historischer Bilder auf sich zu haben pflegt.“

* „König Friedrich Wilhelm IV. soll das Charlottenburger Katte-Bild, als er es erwarb, für echt, später aber auch für unecht gehalten haben. Geheimer Hofrath Bußler in Berlin, dem alle diese Dinge unterstehen, hält es für unecht. Schon um der Uniform willen, die er etwas später setzt.“

Das in dem Brief an Menzel genannte Katte-Porträt wird im erwähnten Zeitschriftenaufsatz mit folgenden Worten beschrieben:

* Orthografie und Hervorhebung nach dem Original



„Das erste Katte = Porträt (nebenstehend unten links) ist königliches Eigentum und befindet sich zu Schloß Charlottenburg in dem, so viel ich weiß, bis diesen Augenblick unberührt erhaltenen Arbeitscabinette König Friedrich Wilhelm's IV. Es hing, als ich es vor einer Reihe von Jahren zum ersten Male sah, über der Eingangsthür.“⁸⁾



Ein Blick in das damalige Arbeitszimmer Friedrich Wilhelm IV. beweist, daß Fontanes Lagebeschreibung die Wirklichkeit genau widerspiegelt:⁹⁾
Die neuere Forschung bestätigt, daß Fontanes Zweifel nur zu berechtigt waren. Bei Hans Bleckwenn findet sich folgende Beschreibung:¹⁰⁾

„Ludwig von Württemberg (1756 – 1817)

Gemälde eines unbekanntes Künstlers, um 1785.

Als Chef des Kürassier-Regiments K 5 und Sohn des Prinzen Friedrich Eugen repräsentiert er die nächste Generation, in der die Fürstensöhne viel farbloser wirken. Das Bild gilt fälschlich, aber unentwegt als Porträt des hingerichteten Freundes Friedrichs, v. Katte“.¹¹⁾

Der Illustrator Bong hat vermutlich dieses Bild für Fontanes Aufsatz in der Westermanschen Zeitschrift kopiert und – der besseren ästhetischen Wirkung einer Dreierkomposition halber – spiegelverkehrt sowie mit einer Kopfwendung dargestellt. Kleidung und Rüstung stimmen in Einzelheiten überein, während die Haartracht den anderen Bildnissen (verfälschend) angeglichen wurde.



Fontane nahm alle drei Katte-Bildnisse nicht in die späteren Buchausgaben auf. Diese Entscheidung läßt mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit den Schluß zu, daß ihm bewußt geworden war, wie wenig sich historische Bildnisse für eine objektive Darstellung als Illustration eignen. Es kann nur vermutet werden, daß Menzel bereits

während der „Zöllnerschen Soireé“ seine Bedenken hierzu geäußert hat, die Fontanes Entscheidung bei der für Menzel vorhandenen Hochschätzung namentlich beeinflusst haben.

In diesem Zusammenhang wäre noch anzumerken, daß es zwischen dem ursprünglich vermuteten Katte-Bild im Arbeitszimmer Friedrich Wilhelm IV. und dem Ölgemälde von Lisiewski, das 1730 nach Kattes Tod in Berlin entstand und mehrfach publiziert wurde, keine Identität gibt.¹²⁾

Anmerkungen

- 1 Theodor Fontane: Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Zweiter Teil: Das Oderland. Hrsg. von Gotthard Erler u. Rudolf Mingau. – Berlin: Aufbau-Verlag 1980, S. 643.
- 2 Theodor Fontane: Wanderungen durch die Mark Brandenburg. – Berlin: Wilhelm Hertz 1862, S. 328 ff.
- 3 Ebd. S. 337
- 4 Illustrierte Deutsche Monatshefte, 46. Band/2. – Braunschweig: Westermann 1879, S. 691–725.
- 5 Fontanes Brief vom 23. 01. 1879 an Friedrich Wilhelm Holtze; zitiert nach d. Ausg. des Aufbau-Verlages 1980, S. 644.
- 6 Fontanes Brief an Adolph von Menzel vom 21. Febr. 1879 wurde von mir 1988 in einer Sammelmappe „Fontane-Materialien“ im Archiv der Staatlichen Museen zu Berlin – Archiv der Nationalgalerie – als bisher unveröffentlichter Fontane-Autograph ermittelt.
– „Rubens“ = „Tunnel“-Name für den Maler Menzel.
– „an fen“ [setzen] . . . = endlich, schließlich, kurzum; mit einem Wort; hier vermutlich m. ironischem Bezug
- 7 Illustrierte Deutsche Monatshefte: a. a. O., S. 720–721.
- 8 Ebd.: S. 720; die folg. Reproduktion der 3 Katte-Bildnisse (Holzstich v. Bong) befindet sich auf S. 721 d. Ztschr.
- 9 Damit unsere Leser den von Fontane geschilderten Blick ins Arbeitskabinett Friedrich Wilhelm IV. nachvollziehen können, veröffentlichen wir aus dem Katalog „Marmorsaal und blaues Zimmer – so wohnten Fürsten“, hrsg. v. Börsch-Supan, Berlin: Gebr. Mann Verlag 1976, S. 37, ein Bild von Graeb (Aquarell). Über der rechten Eingangstür befand sich das vermeintliche Katte-Bild. Herr Dr. Börsch-Supan teilt mit uns die Überzeugung, daß Bong für das Bild links unten vermutlich dieses Gemälde für Fontanes Aufsatz genutzt hat. Es weist jedoch keine Identität mit dem Bildnis des Hans Hermann v. Katte von Lisiewski auf; vgl. hierzu Anm. 12.
Auf Seite 39 des o. g. Kataloges heißt es im Inventarauszug von 1860: „3511 Unbekannt. Oelgemälde: Porträt eines Offziers von einem Kürassier-Regiment (Lieutnant von Katt)“.
- 10 Hans Bleckwenn: Unter dem Preußen-Adler. – München: C. Bertelsmann Verlag 1978, S. 159.
- 11 Das Bildnis befindet sich im Fundus der Gemälde der Staatlichen Schlösser und Gärten zu Sanssouci.
- 12 Vgl. u. a. Katalog „Friedrich der Große“, Ausstellung im Schloß Charlottenburg Berlin/W. 1986, S. 25.

Der Herausgeber dankt für die Erlaubnis zur Veröffentlichung des Fontane-Briefes an Adolph Menzel, des Bildes von Graeb und des Gemäldes „Lieutnant von Katt“ Frau Dr. Annegret Janda, Direktorin des Archivs der Nationalgalerie der Staatl. Museen zu Berlin; Herrn Dr. Helmut Börsch – Supan, Direktor der Staatl. Schlösser u. Gärten – Schloß Charlottenburg – sowie Herrn Dr. Giersberg, Direktor der Schlösser Potsdam-Sanssouci.

Roland Berbig, Berlin (Hrsg.)

„... wie zum Dilettantismus prädestiniert“¹

Theodor Fontane und Friedrich Eggers. Neues und wenig bekanntes Material.

1. Einleitung

Das Teilzitat der Überschrift stammt aus dem Friedrich-Eggers-Abschnitt in Fontanes autobiografischer Schrift „Von Zwanzig bis Dreißig“. Es bezieht sich auf die distanzierte Einschätzung Fontanes hinsichtlich der künstlerischen Begabung Eggers, die ihm kaum ernsthafter Betrachtung wert schien. Wenig Gnade fanden vor seinen Augen die poetischen Versuche des Mannes, der – aus Rostock kommend – im Berliner Literatur- und Kunstleben nach der Märzrevolution 1848 nachhaltig seine Wirkung entfaltete. Daß sich Eggers mit nordischen und schottisch-englischen Balladenstoffen als Konkurrent auf der von ihm selbst bevorzugten Strecke betätigte, verzeiht Fontane sogar aus vierzigjährigem Abstand nicht.² Das von ihm schon in den gemeinsamen Jahren im „Tunnel über der Spree“ und im „Rütli“ gefällte Urteil bedurfte auch aus Alterssicht keinerlei Korrektur. Ein seltener Umstand: Zeitgenossen und Nachwelt stimmten und stimmen in den Tenor der Kritik ein.

Aber Fontanes kritische Vorbehalte erstreckten sich auch auf den Bereich Eggerscher Tätigkeit, in dem man diesem Genie nachsagte: der Organisation und Förderung von Gruppen und Vereinen. Zwar strich Fontane diese Gabe heraus und betonte, daß Eggers „nicht bloß Vereine zu gründen, sondern auch durch Abwerbung neuer Mitglieder und Aufstellung neuer Programme den etwa matter werdenden Pulsschlag sofort wieder zu beleben“³ wußte. Für die Geschichte ihrer Beziehung indes ist von Belang, daß sich Fontane über den Inhalt dieser Programme ausschwig. Man darf vermuten, daß sie ihm nicht der Rede wert waren. Detailliertes und Differenziertes, was der Überlieferung würdig wäre, entdeckte er in Eggers' Konzepten und Entwürfen allem Anschein nach nicht. Was dieser wollte, was er anstrebte, wurde in den Erinnerungen im wesentlichen übergangen. Die Heftigkeit, mit der sich Fontanes Vorbehalte gegen den Mitstreiter bei den gemeinsamen Projekten „Argo“, „Rütli“ und „Literaturblatt“ noch acht Jahre nach dessen frühem Tode (1872) entluden, stimmt bedenklich: „... Friede (Eggers, R. B.), der, mit Ausnahme von ein paar höchst fragwürdigen Redensarten aus Hegels oder Vischers Ästhetik, nur sehr wenig wußte und noch viel weniger kannte, der eine dünne Natur und, ... , ein ganz kleines Talent, ein bloßer gebildeter Durchschnittsmensch war – ...“⁴

Die Bekanntschaft der beiden reicht noch in das Vormärzjahrzehnt hinein. Als Fontane Friedrich Eggers im literarischen Verein „Tunnel“ einführte (1847), war dieser Student an der Berliner Universität. Nach Semestern in Rostock, Leipzig und München war Eggers 1845 nach Preußen gekommen, um dort seine kunstwissenschaftlichen und historischen Studien fortzusetzen. Im Revolutionsjahr schloß er seine Studienzeit mit einer Dissertation zu ästhetischen Auffassungen ab.⁵ Kurze Zeit hielt er sich in Schwerin auf, übte sich dort in der Tätigkeit eines Redakteurs einer Tageszeitung und kehrte 1849 nach Berlin zurück. Nahe Verbindungen entstanden zum Hause von Franz Kugler, der zum Redaktionskollegium des „Deutschen Kunstblattes“ gehörte, das ab 1850 von Friedrich Eggers redigiert wurde. Vertrautheit, die bis zum „Du“ führte, begünstigte das Schmieden gemeinsamer Pläne. „Mit Eggers sind schon bedeutende Pläne für sein künftiges Hiersein im Werk“, schrieb Kugler an seine Frau im Juni 1849, „(i)ch suche ihn nicht zu verleiten, aber ich kann doch nur meine Stimme dafür aussprechen, daß seine Zukunft doch in Arbeit, die bleibend nachwirkt und nicht, wie die Zeitungswirtschaft, mit dem Tage wieder verschwindet, am besten gesichert sein wird.“⁶ Das Symptomatische der Lebenssituation fällt ins Auge: Eggers sah sich, wie die meisten akademisch ausgebildeten jungen Männer, vor die Entscheidung gestellt, entweder in einer Zeitungsredaktion unterzukommen oder Anstellung an einer Bildungseinrichtung zu finden. Mit der Wahl für die Redaktion des „Deutschen Kunstblattes“ entschied sich Eggers für eine mittlere Variante. Er arbeitete für ein anspruchsvolles Lesepublikum, bewegte sich aber gleichzeitig im Metier des Pressewesens. Fontane, durch seine Biografie scharfsichtig für Feinheiten sozialer Differenzierungen, wird der Abstand zu Eggers, der durch dessen Bildungsweg gezeichnet war, nicht entgangen sein. Empfindlichkeiten fänden von daher ihre Erklärung.

Und doch entwickelte sich zwischen den beiden nach 1849/50 ein vertrauterer Verhältnis. Fontane zögerte nicht, sich in Veröffentlichungsabsichten auch an Eggers zu wenden, um dessen Verbindungen für die eigene Durchsetzung zu beanspruchen. Das traf für die Gedichtausgabe 1851 zu, ebenfalls für die „Jagdgeschichten am Cap“, aber auch für die Arbeiten über die Londoner Presse, deren Veröffentlichung Eggers in der „Preußischen (Adler-)Zeitung“, deren Feuilletonredakteur er zeitweilig 1858 war, mitverantwortete. Erleichtert wurde dieses Zusammenwirken, bei dem sich Eggers als gewandter Vermittler erwies, durch die Zugehörigkeit in den selben Kreisen und Vereinen. Man begegnete sich bei Kugler und im „Tunnel“, beriet seit 1852 im „Rütli“ über Kunststrategien im Jahrbuch „Argo“ und lebte Übermütigkeiten im „El-lora“-Kreis aus. Aus diesen Beziehungen heraus erklärt sich wohl auch Fontanes Absicht, Eggers 1855 zu sich nach London zu holen und ihm eine seiner eigenen Tätigkeit vergleichbare Anstellung anzubieten. Offizielle preußische Stellen waren von diesem Ersuchen bereits unterrichtet worden und hatten zugestimmt. Eggers' Entscheidung liest sich in einem Brief an die Eltern akzentuiert begründet: „Das Ministerium bot mir 1200 rl jährlich, wenn ich als Fontanes Gehilfe nachgehen wollte. Ich hab' es hin und her überlegt und dann abgeschlagen; einmal war es für England zu wenig Geld. 2) sollt' ich Politik machen und 3) was für welche? ministerielle!“⁷ Friedrich Eggers blieb in Berlin und verzichtete auf die England-Erfahrung (wie übrigens Fontanes engerer Freund Bernhard von Lepel 1857 auf ein ähnliches Ansinnen hin auch). Er baute in der preußischen Hauptstadt ein Netz von Kontakten und Beziehungen auf, das in wachsendem Maße an eigenem Profil gewann. Angesichts der Vielfalt und ungewöhnlichen Mobilität der Aktivitäten Eggers' ist man geneigt, die Skepsis, die Zeitgenossen bezüglich des Erfolges äußerten, nachträglich zu relativieren⁸. Neben der Redaktion des „Deutschen Kunstblattes“, zu dem sich 1854 ein „Literaturblatt“ gesellte, arbeitete Eggers auf vielen Feldern. Er verfaßte Libretti in Zusammenarbeit

mit dem Kapellmeister der Königlichen Oper, Wilhelm Taubert, schrieb Zwischentexte für musikalische Veranstaltungen, referierte kunstwissenschaftliche Entwicklungen auf Grundlage der zahlreich erscheinenden Literatur und trat mit öffentlichen Vorträgen vor ein kunstliebendes Publikum. Fontane, dem der Freundeskreis stets Gegenstand analytischer Beobachtung vorgeführter Lebenskonzeptionen war, erkannte in Eggers' Alltagspraxis das Zerfließende, das wirkliche Leistung verhindert. „Eggers ist mir ein Rätsel“, schreibt er im Januar 1857 an Merckel, „er ist fleißig, ausdauernd, großer Überwindungen und Opfer fähig und im höchsten Maße eigensinnig, nichtsdestoweniger fehlt ihm **Energie**, die doch mit allen jenen Eigenschaften nah verwandt ist. Eggers und ich sind darin vollkommene Gegensätze.“⁹ Denn: Eggers sei unfähig, ausweglose Vorhaben als solche zu erkennen und fahren zu lassen. Fehlende Produktivität bei einem Übermaß an Agilität – dahingehend konzentrierten sich die Vorwürfe Fontanes. Er stand mit ihnen nicht allein, der Kreis um Kugler war ähnlicher Überzeugung.

Die Schärfe des späteren Urteils, dessen Wurzeln sich im Mitgeteilten abzuzeichnen beginnen, wird noch einsichtiger, stellt man den zeitweiligen Bruch in Rechnung, zu dem es zu Beginn der Neuen Ära kam. Der wohlmeinende Ton, mit dem der Freundeskreis, allen voran Eggers, Fontane für die politische Kurswende 1858 gewinnen wollte, leitete langwirkende Verstimmungen ein. Sie schlugen sich auch in Spannungen der „Rütli“- und „Tunnel“-Runden nieder, deren Geschick Fontane von London aus noch so umständlich-bedachtsam abgewogen hatte. Als Anfang der sechziger Jahre die Rollenverteilung in den Vereinen und deren personelle Besetzung diskutiert und prinzipiell ausgehandelt wurden, kam es zur scharfen Gegenüberstellung. „So lange das Rütli eins war, hat es im Tunnel geherrscht. Nun es gespalten auftrat, fiel es natürlich durch“, heißt es verärgert in einem Brief Eggers, „Fontane ist am Schlimmsten dabei. Schenkendorf (B. v. Lepels Vereinsname, R. B.) hat seine Überzeugungen, die oft schrullig sind; aber weiß zu leiten. Nöhl aber fehlt es an persönlichem Muthe; er hat keine Grundsätze, woher soll auch der Muth kommen, für sie einzustehen?“¹⁰

Fontane hat, wie angedeutet, die Stifter- und Vereinsliebhaberei Eggers', obwohl er von ihr profitierte, schon früh ironisiert. „Ich wünsche Dir, würdiger Freund“, schrieb er 1855 zu dessen Geburtstagsfest, „daß Du der Welt erhalten bleiben mögest, d. h. dem Tunnel, dem Rütli, der Ellora, dem Kunstblatt, dem evangelischen Verein, dem Verein für mittelalterliche Kunst, dem Verein für Einführung bunter Männertrachten, dem Verein zur Aufbewahrung männlicher Keuschheit usw. [...]“¹¹ Wie stand es um diese Aktionsräume, denen Eggers soviel Zeit und Kraft opferte und die so viel Anlaß zur Spöttelei lieferten? Ein Blick auf das theoretische Umfeld derartiger Fragestellungen ist angezeigt.

Es ist festgestellt worden, daß „das Vereinsprinzip zum Strukturprinzip der modernen Gesellschaft“¹² im 19. Jahrhundert wurde. Der Verein bildete sich zu einer Organisationsform heraus, in der bürgerliches Selbstverständnis und politische Aktivierung ebenso ihren Ausdruck fanden wie die kulturelle Bildung, die sich durch Multifunktionalität auszeichnete. Übergreifend und zusammenfassend formulierte K. Tenfelde: „Mag in ideengeschichtlicher Sicht der Vereinsgedanke auch in das Arsenal der Aufklärung und der vormärzlichen Gesellschaftsreformen gehören, so liegt der quantitative und, [...], qualitative Akzent der Vereinsgeschichte doch im Sinne einer Durchsetzung stadtbürgerlichen Organisationsstrebens in der Zeit zwischen Revolution und Reichsgründung [...]“¹³ Wer nach Beispielen sucht, an denen sich diese Entwicklung mustergültig und verdichtet vorführen ließe, hätte in Eggers seinen Mann. Kaum eine Form ließ er aus, um Gemeinschaft zu stiften und Sozialisierungsvorgänge zu befördern. An seinem Fall könnte deutlich werden, wie differen-

ziert und in sich aufgeschlüsselt der Variantenreichtum möglicher Verbindungen und Zusammenschlüsse war und welche Funktionen mit welcher Variante bedient wurden. Zwei Haupttendenzen prägen seine Vereinspraxis:

1. Eggers initiierte Gruppen, die zur Entwicklung eines Vereins tendierten. Dort lebten meist junge Männer, die dem Stadtbürgertum entstammten, die ihnen eigene und gewünschte von literarischen und kunstwissenschaftlichen Interessen geprägte Geselligkeit. Der privatim Charakter blieb gewahrt, der Zweck erfüllte sich, wenn der gesellige Umgang Ort und Entfaltungsraum erlangt hatte. Eine gelöste Form der Weiterbildung dominierte; die Ausstrahlung auf äußere Verhältnisse erfolgte nur indirekt.

2. Eggers entfaltete seine öffentliche Wirksamkeit über die Mitgliedschaft in eindeutig fixierten Vereinen, die zu überregionalen Zusammenschlüssen tendierten (dazu rechnen beispielsweise die Kunstvereine). Er konstituierte sich eine Öffentlichkeit als Redner, die lokale Beschränkung (und damit begrenzte Anerkennung und Aufnahme) bedeutete. Ein Moment von rascher Vergänglichkeit war dieser Durchsetzung seiner Interessen, die den Widerhall eines anwesenden Publikums benötigte, eingeschrieben.

Die kleinen Kreise, die sich oft Selbstzweck waren – so begeistert die Teilnehmer von ihnen auch berichteten¹⁴ – wirkten in der Stille. Ihr akademisches Gepräge gewannen sie durch die Studentenschaft, aus der sie sich zusammensetzten. Sie wird die Distanz, von der Fontane bestimmt war, vertieft haben. In einem Kreis, wo der studentische Umgangston dominierte, läßt sich der ehemalige Apotheker und ungelernete Journalist Fontane schwer denken. Aber mehr noch mußte ihn die eigene Interessenlage, die mit der Verwirklichung beruflicher Vorstellungen zwingend verbunden war, an andere Kreise und Vereine verweisen.

Eggers' soziale Entfaltung führte ihn in wachsendem Maße an eine Kunstgeschichte und künstlerische Entwicklung heran, die an politischer Effizienz gewann. Sowohl seine Berufung zum Professor für Kunstgeschichte an der Akademie der Künste/ Berlin 1863 als auch seine Tätigkeiten danach, die ihm 1872 eine angesehene Stellung im Kultusministerium einbrachte, bestätigen das. Daß er bestimmend an der festlichen Ausgestaltung der Feierlichkeiten anlässlich des deutschen Sieges über Frankreich 1871 mitwirkte¹⁵, unterstreicht den gesellschaftlichen Rang, der ihm zuteil wurde. An Utensilien und Relikten, die den Vereinsmann Eggers illustrieren, fehlt es im Rostocker Stadtarchiv im Eggers-Nachlaß nicht. Die affirmative Öffnung zum staatlichen System in seinen Repräsentationsformen ging einher mit dem „Rückzug in die Geselligkeit“¹⁶ – ein Vorgang, dem allgemeinere Gültigkeit bescheinigt wurde. Legt man Georg Simmels getroffene Feststellung zugrunde, nach der „die Zahl der verschiedenen Kreise . . ., in denen der Einzelne steht“, „einer der Gradmesser der Kultur“¹⁷ sei, zeigt das Beispiel Eggers, in welchem Maße die vielfältigen Bindungen zur Kultur der Herrschenden tendieren.

Das Bruchstückhafte des bislang zusammengetragenen Materials rät zur Vorsicht bei zu ziehenden Schlüssen. Indes scheint es festzustehen, daß sich aus der Analyse der Vereins- und Gruppenbindungen literarisch Tätiger Verlässliches über deren Sozialverhalten ermitteln läßt. Um ein letztes Mal das Beispiel Fontane – Eggers vorzuführen: Das „Rütli“, mit dem man auf die Kunstentwicklung in Preußen nach 1852 einwirken wollte, veränderte nach 1860 sein Profil. Es wandelte sich um in eine Weiterbildungsrunde, bei der die gemeinsame Buchlektüre und deren Auswertung Hauptinhalte der Begegnung wurde. Eggers' Lehrtätigkeit und seiner einsetzenden Etablierung im gesellschaftlichen Leben arbeitete diese Art des Zusammenseins zu. Für Fontane jedoch, der in den Redaktionsräumen der „Kreuzzeitung“ seinen Platz gefunden hatte, strahlte diese Form nur begrenzt Anziehungskraft aus. Für ihn war es reizvoll-

ler (und nützlicher obendrein), sich einem Verein wie dem der Berliner Presse zuzuwenden, wo über Parteigrenzen hinweg Journalisten freundschaftlich zusammenkamen und sich dabei über Probleme ihres Berufsstandes verständigten.

Anmerkungen (Einleitung)

- 1 Theodor Fontane: Von Zwanzig bis Dreißig. In: Autobiographische Schriften. 3 Bde. Hrsg. von Gotthard Erler, Peter Goldammer und Joachim Krueger. Band 2 (Bearbeiter P. Goldammer). Berlin u. Weimar 1982. S. 188.
- 2 Ebenda.
- 3 Ebenda S. 186.
- 4 Theodor Fontane an Emilie Fontane, 5. April 1880. In: Th. Fontane: Briefe. Hrsg. von Walter Keitel und Helmuth Nürnberger. München 1980. Dritter Band: 1879 – 1889. S. 74.
- 5 1848 in Rostock eingereicht und als Promotion anerkannt unter dem Titel: „Die Kunstarten im Lichte der Gegenwart“.
- 6 Franz Kugler an seine Frau, 27. Juni 1849. Zentrales Staatsarchiv, Dienststelle Merseburg. Nachlaß Kugler Rep 92, Kugler I a, No 92, Bl. 230.
- 7 Friedrich Eggers an seine Eltern, 27. Oktober 1855. Rostock Stadtarchiv, Familien-Nachlaß Eggers, 1.4.7. 9.
- 8 Nicht selten verstellt die Konzentration auf Fontane den Blick auf tatsächliche Zusammenhänge und Abläufe im literarischen Leben seiner Zeit.
- 9 Theodor Fontane an Wilhelm und Henriette von Merckel, 13. Januar 1857. In: Die Fontanes und die Merckels. Ein Familienbriefwechsel 1850 – 1870. 2 Bde. Hrsg. von Gotthard Erler. Bd. 1. Berlin u. Weimar 1987. S. 127.
- 10 Friedrich Eggers an die Geschwister, 29. Januar 1860, Rostock Stadtarchiv, Familien-Nachlaß Eggers, 1.4.7. 33.
- 11 Theodor Fontane an Friedrich Eggers, 24. November 1855. In: Th. Fontane: Briefe. Erster Band: 1833 – 1860. S. 447.
- 12 Klaus Tenfelde: Die Entfaltung des Vereinswesens während der industriellen Revolution in Deutschland (1850 – 1873). In: Otto Dann (Hrsg.): Vereinswesen und bürgerliche Gesellschaft in Deutschland. München 1984. S. 58 (= Historische Zeitschrift; Beiheft 9/Neue Folge/).
- 13 Ebenda S. 74.
- 14 Vgl. hierzu: Wilhelm Lübke: Lebenserinnerungen. Berlin 1891, Julius Rodenberg: Erinnerungen aus der Jugendzeit. 2 Bde. (1. Bd.) Berlin 1899, Moritz Lazarus: Lebenserinnerungen. Bearbeitet von Nahida Lazarus und Alfred Leicht. Berlin 1906 und Heinrich Seidel: Von Perlin nach Berlin. Aus meinem Leben. Berlin 1894.
- 15 Zu diesem Zweck veranlaßte Eggers auch Fontane, poetische Beiträge zu liefern, die allerdings am Ende keine Berücksichtigung fanden. Vgl. hierzu: Th. Fontane: Gedichte. 3 Bde. Hrsg. von Joachim Krueger und Anita Golz. Berlin u. Weimar 1989. Bd. 3: Gelegenheitsgedichte. Hamlet-Übersetzung. Dramenfragmente. S. 223 u. 539.
- 16 Klaus Tenfelde: Die Entfaltung des Vereinswesens. S. 70.
- 17 Georg Simmel: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Leipzig 1908, S. 411.



Friedrich Eggers (1819 — 1872)

Zu den Texten

Im folgenden werden drei Briefe Fontanes an Friedrich Eggers abgedruckt. Am Ende wird der kurze Bericht Fontanes wiederveröffentlicht, den die „Vossische Zeitung“ anlässlich der Überführung der Leiche Eggers' nach Rostock publizierte. Die unterschiedliche Bedeutung der einzelnen Texte erfordert eine jeweils besondere Form der Kommentierung und Anmerkungen. Für die sich daraus ergebende mögliche Unübersichtlichkeit wird um Nachsicht gebeten.

Die Briefe Fontanes, die hier erstmals veröffentlicht werden, befinden sich im Nachlaß der Familie Eggers, den das Rostocker Stadtarchiv aufbewahrt. Die beiden Briefe vom 30. November 1860 und vom 27. November 1863 hat Frau Anita Golz gefunden und mir freundlicherweise für diese Publikation überlassen. Eggers hatte die Briefe – wie übrigens auch das Geburtstagsgedicht für 1866 – von Fontane als Briefpapier für die Wochenberichte an seine Geschwister benutzt, so daß Fontanes Texte nur als Rückseitentexte erhalten sind. Für Ermutigung und ergiebige Hinweise gilt Frau Golz mein besonderer Dank. Zu danken habe ich auch Frau Diplomarchivarin Ingrid Ehlers aus dem Rostocker Stadtarchiv, die den umfangreichen Nachlaß der Familie Eggers betreut. Die Veröffentlichung geschieht mit freundlicher Genehmigung des Stadtarchivs Rostock. Nicht zuletzt habe ich Herrn Dr. Walter Hettche (München) Dank zu sagen für Unterstützung verschiedenster Art.

2. Theodor Fontane an Friedrich Eggers, 20. Mai/März/??/ 1850

Berlin d. 20^{ten} Mai 50

Sr. Wohlgeboren
dem Dichter, Doctor u. Redacteur Fidding Anacreon Eggers
hier.

Anbei ein, aus einem ganzen Waschkorb voll vorsündfluthlicher Geisteserzeugnisse, mühsam herausgeklautes Läppchen. Alles andre erwies sich theils als schmutzige Wäsche, theils als total zerrissene.

Der – ich möchte sagen – Bilderstürmer Standpunkt, den man, ewig nach Bildern und Vergleichen jagend, vor 10 Jahren so glücklich war einzunehmen, ist Gott sei Dank überwunden, nun lacht man über die haarsträubenden Ungereimtheiten oder Geschmacklosigkeiten jener frühen Periode. Dennoch kann man auch nach solcher Richtung hin was leisten, Anast. Grün hat das bewiesen. Es fragt sich nun, ob ich auf falschen Pfaden doch noch mit so viel Geschicklichkeit rumgetrippelt und immer noch der Poesie so nah geblieben bin, daß ich es riskiren kann die beifolgenden Ergießungen auch Künsteleien jener Zeit, unter Bessrem, dem Druck zu übergeben?! Morgen bei Pietsch Dein Urtheil.
Lebwohl

Lafontain

Kommentar

In der Aufbau-Ausgabe der „Gedichte“ Fontanes ist die Überlieferungsgeschichte der einzelnen Ausgaben dokumentiert (Bd. 1, S. 413 – 440). Zusammenhänge, die zu den Veröffentlichungen führten, können wesentlich als geklärt gelten. Der vorliegende Brief reiht sich in seiner Intention in die Anstrengungen ein, die Fontane seit 1849 unternommen hatte, um seine Gedichte in eine der Publikation würdige Form zu bringen und für sie einen Verleger zu finden. Gegen den Datierungsmot „Mai“ spricht die Tatsache, daß Friedrich Eggers die Rückseite des Blattes nutzte, um unter dem Datum 5. April 1850 seinen Eltern zu schreiben. Da die vorangegangenen und folgenden Briefe ebenfalls auf April 1850 datiert sind, scheint der Fehler bei Fontane zu liegen, der möglicherweise statt März Mai notierte. Die Vermutung liegt nahe, daß es Fontane um eine sorgfältige Auswahl der frühen, d. h. vormärzlichen Gedichte ging. Den Hauptteil beim Zusammenstellen der lyrischen Texte für eine eigenständige Ausgabe leistete Bernhard von Lepel (vgl. Fontanes Brief an ihn vom 8. 4. 1850). Im April d. J. schickte Fontane an G. Schwab für Cotta das Manuskript der „Gedichte“, dessen ablehnenden Bescheid er am 13. Mai erhielt. Ganz offensichtlich war Fontane bemüht, den engeren Bekanntenkreis zu mobilisieren, um die erfolgversprechendste Kombination seiner Texte zu ermitteln – und wenn notwendig, unter Hinzuziehung einiger Gedichte, die nicht aus seiner Feder stammten (siehe Brief an B. v. Lepel vom 28. 7. 1850). Eggers wurde, wie der Brief bezeugt, schon früh herangezogen. Ihm kommt das Verdienst zu, die Vermittlung mit dem dann endgültigen Verleger der „Gedichte“, Wilhelm Ernst, bewerkstelligt zu haben. „Ich bitte Dich jetzt dringend die Sache mit Ernst sofort aufzunehmen.“ So im Brief Fontanes an Eggers, den man im Juli geschrieben annimmt. Und an Lepel heißt es am 20. 7. 1850: „Gropius'sche Buchhandlung meine Sachen genommen [...]; alles zu meiner Zufriedenheit.“ Denkbar ist, daß Friedrich Eggers für die Auswahl, die an Cotta gehen sollte, um Rat befragt wurde. Die vormärzlichen und wohl auch im engeren Sinn politischen Gedichte verlangten, nach neuer Elle gemessen zu werden. Das Notizbuch Fontanes im FAP (H 1, 1844 – 1850) vermerkt im Rahmen einer Gedichtliste: „Corrigenda: Die politischen Gedichte.“ Diese Lyrik wurde von ihm disqualifiziert, aber nicht pauschal. „Jene Bildersprache voll hohlen Geklingels, die, [...], zehn Jahre lang und länger nur der bunte Fetzen war, um die Gedankenblöße zu bergen“, kritisierte Fontane 1853 in seinem Aufsatz „Unsere lyrische und epische Poesie seit 1848“, verwies jedoch in Person und Dichtung Freiligraths auf die Brücke, die zwischen Vor- und Nachmärz bestand. Dem Hinweis auf Anastasius Grün kommt beziehungsreiche Akzentuierung zu. Grün, der „wohl auch durch seinen vom Josephinismus bestimmten Antiklerikalismus auf den jungen Fontane gewirkt“ hat (so Helmuth Nürnberger: *Der frühe Fontane. Politik·Poesie·Geschichte. 1840 – 1860.* Frankfurt/M.-Berlin-Wien 1989 / = Ullstein Buch Nr. 4601/S. 412), hatte Pate gestanden bei Fontanes 1840 verfaßter Dichtung „Burg“, die sich an dessen „Spaziergänge eines Wiener Poeten“ anlehnte. Man kann verallgemeinern: Der Brief erhellt, in welchem Maße Fontane bestrebt war, die Dichtung der Jahre nach 1840 kritisch zu sichten und einen Nenner zu finden, der die Auswahl regelte. Er entdeckte ihn in einem Poesie-Begriff, der dem Politischen übergeordnet, d. h. gleichsam entfaltungsfähig im politisch linken wie rechten Lager war. Die Wendung im 1853er-Aufsatz wird dann lauten: „bei der Beurteilung von Kunstwerken lediglich den ästhetischen Maßstab gelten zu lassen.“ (NFA Bd. XXI/1, S. 18). Der rege Austausch und die nachdrückliche Diskussion mit den Bekannten und Freunden signalisiert, daß Fontane die Verlässlichkeit und Funk-

tionstüchtigkeit der sich verfestigenden Kriterien nicht ungeprüft walten lassen wollte. Der Gedanke, sich als Dichter in das öffentliche Bewußtsein zu bringen und auf diesem Weg soziale Anerkennung zu erringen, beherrschte ihn. „In Wahrheit ist bei ihm doch alles auf den Schriftsteller hinausgelaufen [...]“, bemerkte H. Nürnberger schon zu dieser Lebensphase Fontanes (H. N.: Der frühe Fontane. S. 33). Der am Briefschluß erwähnte Ludwig Pietsch (1824 – 1911) wohnte seit den vierziger Jahren in Berlin und war mit Eggers und W. Lübke befreundet. Zu dieser Zeit beabsichtigte er noch, sich als Illustrator zu etablieren, später wird er als Journalist und Schriftsteller einigen Ruhm in Preußen und im deutschen Kaiserreich erlangen.

3.1. Theodor Fontane an Friedrich Eggers, 30. November 1860

Mein lieber Friede,

Tempelhof ist sehr in Deiner Schuld und erscheint in Sack und Asche vor Deiner Thür. Der 27^t kam und Tempelhof kam nicht. Ich würde eine Entschuldigung versuchen, von Kalender-Mangel, Nebelwetter (so daß man den Tag nicht erkennen konnte) Schwark-Stieber und allem möglichen andren sprechen, wenn nicht Storm ein für allemal erklärt hätte: „Gedächtniß ist Liebe.“ Da steht man entlarvt. Wir appelliren beide an Dein gutes Herz, das uns hoffentlich mit der Ansicht entgegenreten, resp. unterstützten wird: „es ist am Ende nicht so schlimm“.

Diesen Gruß und herzlichste Glückwünsche nachträglich von

E. und Th. Fontane

d. 30^t November 60.

[linker Rand, quer zum Briefftext:]

was macht Gusch? Wir wünschen von Herzen gute Besserung!

[obere Ecke, rechts:]

Morgen (Sonnabend) Rütli bei mir
Lafontain

Anmerkungen:

Tempelhof – Fontanes wohnten seit dem 29. September 1859 in der Tempelhofer Str. 51 (bis April 1863).

27^t – Am 27. November feierte F. Eggers seinen 41. Geburtstag.

Schwark-Stieber – Aus dem Niederdeutschen; nach Grimms Wörterbuch

1) dicke, schwarze Gewitterwolke;

2) ein Schwarm von Bienen u. ä.

Mit dem Wort „Stieber“ spielte Fontane möglicherweise auf Wilhelm Stieber (1818 – 1882) an, der zwischen 1852 und 1860 Direktor der politischen Polizei in Preußen war.

„Gedächtniß ist Liebe“ – vgl. Theodor Storms Gedicht „Sprich, bist du stark“, in dem es heißt:

Und bist du stark, daß durch den trüben Flor,
Daß durch die Einsamkeit mühsel'ger Jahre,
Wenn dein Gedächtnis schon mein Bild verlor,
Doch unsere Liebe noch dein Herz bewahre?“

Th. Storm: Sämtliche Werke in vier Bänden. Hrsg. von Peter Goldammer. Bd. 1: Gedichte, Märchen und Spukgeschichten, Novellen. Berlin u. Weimar 1978. S. 281 – 282.
Gusch – Gustav Eggers (1835 – 1861), Bruder von Friedrich E.; Musiker.

3.2. Theodor Fontane an Friedrich Eggers, 27. November 1863

Doch dann erst hört Er unser Bitten,
Wenn unser Bitten lang verhallt.
Platen.

Herzlichsten Glückwunsch zum Professor,
Gut ist gut und besser ist besser,

Dein
Noel.

Berlin

Am Abend wo es in den papers
stand.

Anmerkungen:

27. November 1863 – Ostern 1863 erhielt Friedrich Eggers ein Lehramt für Kunstgeschichte an der Akademie der Künste in Berlin, wo er im November zum Professor berufen wurde.

Platen – Aus dem Gedicht: „An einen Freund“

4. Theodor Fontane: Dr. Friedrich Eggers

Dr. Friedrich Eggers,

dessen Tod wir zu Anfang dieser Woche meldeten, wurde gestern Nachmittag, behufs Ueberführung seiner Leiche nach seiner Vaterstadt Rostock, nach dem Hamburger Bahnhof geleitet.

Eine Trauerfeierlichkeit war voraufgegangen. In dem Garten, auf den er, von dem Balkon seines Arbeitszimmers aus, so oft und so gern herabgeblickt hatte, war die geräumigste der Lauben zu einer **Chambre ardente** hergerichtet worden. Auf Palmen – und Kränze – geschmücktem Podium stand der Sarg, Kerzen auf hohen Candelabern brannten zahlreich zu beiden Seiten, und über dem Ganzen wölbte sich das durchsichtige Dach der Laube und darüber der Himmel. Die zahlreiche Versammlung legte Zeugnis ab von der reichen Liebe, die sich der Heimgegangene durch ein gütiges

Herz und ein edles Streben auf seinem Lebensgange zu erringen gewußt hatte. Viele hatten ihre Ferien gekürzt, ihre Reisen unterbrochen, um an diesem letzten Ehrentage an der Seite des Freundes nicht zu fehlen. Außer den zur Zeit anwesenden Räten des Ministeriums, in das der Verstorbene ganz vor Kurzem erst zu allseitiger und beinahe ausnahmslosen Freude berufen worden war, waren Kunst, Wissenschaft, Dichtung im Kreise der Anwesenden reich vertreten: wir nennen nur Drake, Menzel, Gropius, Adler, Reuleux, Scherenberg, der letztere, aus vergangenen Tagen her, dem nunmehr Geschiedenen nahe befreundet.

Im Halbkreis, um ein Rondél herum, standen die Trauernden, als der Domchor mit „Jesus meine Zuversicht“ intonirte; dann trat der Dom-Hilfsprediger Dryander, der, vor Jahresfrist erst, der italienische Reisegefährte des Verstorbenen gewesen war, an den Sarg des heimgegangenen Freundes, um ihm die Gedächtnisrede zu halten. Er knüpfte an das Wort: „Selig sind die reinen Herzens sind“ und führte mit kunstvollem Maaß, mit ergreifender Einfachheit und Wahrheit den Gedanken aus, daß der Verstorbene reinen Herzens gewesen sei, rein im Leben und Streben, edel in Gesinnung und Wandel. Der Mensch und der Künstler, das ideale Wollen und das alltägliche Thun – sie deckten einander. Der Glauben an die Heiligkeit der Kunst war ihm in's Herz geschrieben. Er war reinen Herzens und wird Gott schauen, wie die Schrift ihm verheißen.

Nach den Einsegnungsworten erfolgte die Ueberführung der Leiche, ihre beflorten Banner vorauf, schritten die Schüler des Verstorbenen, Studirende der Gewerbe- und Bauakademie. Auf dem Perron noch ein Kreis-schließen, ein letztes Lied, – und die Lokomotive glitt lautlos aus dem Dämmer der Halle in das lichte Freie hinaus.

Unter denen, die heimkehrten, waren viele, in deren Herzen das Wort des alten Claudius lebendig war:

Sie haben einen guten Mann begraben,
Mir aber war er mehr.

Th. F.

(Aus: Erste Beilage zur Königlich Privilegierten Berlinischen Zeitung No 191, Sonnabend, den 17. August 1872)

Anmerkungen:

Anfang dieser Woche meldeten – In der Dritten Beilage zur Vossischen Zeitung vom 13. August 1872 teilte der Bruder Karl Eggers das Ableben von Friedrich E. in einer Anzeige folgenden Wortlautes mit:

„Den gestern Mittag 12 1/2 Uhr nach fünftägiger Krankheit erfolgten Tod meines theuren Bruders, des Professors Dr. Friedrich Eggers, zeige ich hiermit entfernten Freunden und Bekannten im Namen der trauernden Geschwister an.

Dr. Karl Eggers
Senator

Berlin, den 12. August 1872.“

Überführung seiner Leiche – Diese wurde am 15./16. August 1872 von Berlin nach Rostock überführt und dort beigesetzt.

Drake – Friedrich D. (1805–1882), Bildhauer.

Menzel – Adolf M. (1815–1905), Maler und Zeichner; Mitglied einiger Vereine, zu denen auch F. Eggers gehört hatte.

Gropius – Martin G. (1824–1880), Architekt; seit 1869 Direktor der Berliner Kunstschule.

Adler – Friedrich A. (1824–1908), Architekt und Kunsthistoriker.

- Reuleux – richtig: Franz Reuleaux (1829–1905), seit 1868 Direktor der Berliner Gewerbeakademie.
- Scherenberg – Christian Friedrich Sch. (1798–1881), Dichter und vertraut mit Eggers dank langer gemeinsamer Tunneljahre.
- Dryander – Ernst von D. (1843–1922), evangelischer Theologe und Freund von F. Eggers.
- italienischer Reisegefährte – Im Jahr 1870 unternahm Eggers zusammen mit Dryander eine Reise nach Italien, wohin ihn der dort weilende Großherzog Friedrich Franz berufen hatte. Auf dieser Reise besuchten sie Florenz, Rom und Neapel.
- Wort des alten Claudius – Fontane zielte auf das Gedicht „Bei dem Grabe meines Vaters“ (1773) von Matthias Claudius.

Kommentar

„...welch ein eigentümlich anziehendes Charakterbild ließe sich davon (von dem Leben Friedrich Eggers' – R. B.) machen“, schreibt Paul Heyse am 15. August 1872 aus Prien am Chiemsee anlässlich des Todes des gemeinsamen Bekannten, „so eine seelenvolle, im lebenswürdigsten Sinne deutsche Idylle, einer der seltenen Fälle, wo es einem Menschen erlaubt war, Dilettant zu sein, weil es seinem innersten Wesen entsprach und der Mensch in ihm dadurch zur reinsten Entwicklung kam.“ (Der Briefwechsel zwischen Theodor Fontane und Paul Heyse. Hrsg. von Gotthard Erler. Berlin u. Weimar 1972. S. 127). Im selben Brief bekundete Heyse sein Interesse an dem wohl von Fontane annoncierten Nachruf, der zuerst – so der Eindruck – als umfangreicheres Lebensbild gedacht war. Ohne überlieferten Kommentar Fontanes unterblieb die Realisierung eines derartigen Vorhabens. Erst im Zusammenhang mit seiner Erinnerungsschrift „Von Zwanzig bis Dreißig“ widmete der Dichter dem Gefährten aus Vereinstagen eine ausführlichere Darstellung. Im Gegensatz zu der Vermutung, daß Fontane auf den Tod Eggers' gar nicht reagiert habe, steht die hier wieder abgedruckte Berichterstattung von der Überführung der Leiche nach Rostock und der damit verbundenen Abschiedsfeier.

Voller Zurückhaltung im Persönlichen, allerdings auch ohne die Vertrautheit, die gemeinsames Erleben in den zurückliegenden Jahrzehnten mit sich gebracht hatte, zu leugnen, bewegte sich Fontane in der Konvention solcher Artikel. Unter dem Gewand des journalistischen Modells ließ sich die Distanz mildern, ja verbergen und die Trauer, deren vielschichtige Ursachen vor gedankenloser Neugier zu schützen war, verblieb im eher Allgemeinen. Fontane, so will es scheinen, bediente sich der Form, die nicht verletzte und von falscher Sentimentalität frei war.

INTERPRETATION / LITERATURGESCHICHTE

Walter Hettche, München

Berlin, die Mark und die Welt Zu einigen Orten in „Vor dem Sturm“ *

In seinem literarischen Schaffen zeigt sich Fontane stets fasziniert von Orten, von Landschaften, Städten und Gebäuden. Die englischen und schottischen Reisefeuilletons geben davon ebenso Zeugnis wie die zahlreichen Briefe, die Fontane vor allem auf seinen frühen Reisen nach Schleswig-Holstein und Dänemark, aber auch später nach Frankreich, der Schweiz und Italien schreibt. In den **Wanderungen durch die Mark Brandenburg** schließlich werden die historischen Orte zum Hauptgegenstand, zum Anknüpfungspunkt des Berichtens und Erzählens: Aus der Schilderung der Herrenhäuser- und Kirchen, der Dörfer und Schlösser der Mark entwickeln sich die historischen Darlegungen und Anekdoten; die Orte werden zu Zeugen und Bürgen der märkischen Geschichte. „[...] unsere Dorfkirchen stellen sich vielfach als die Träger unserer **ganzen** Geschichte dar, und die Berührung der Jahrhunderte untereinander zur Erscheinung bringend, besitzen und äußern sie den Zauber historischer Kontinuität.“ (I/41) Dieser Satz stammt indessen nicht, wie man vermuten könnte, aus den **Wanderungen**, sondern aus **Vor dem Sturm**. Es überrascht nicht, daß sich gerade im ersten Roman, der in enger zeitlicher Nachbarschaft zu den **Wanderungen** entsteht und zudem in den Gegenden spielt, mit denen sich auch die **Wanderungen** beschäftigen, eine besonders ausgeprägte Lokalszenerie entfaltet.

Am 30. November 1988 sind auf einer Auktion in Marburg ca. 50 Seiten Manuskript zu **Vor dem Sturm** versteigert und von einem unbekannt gebliebenen privaten Sammler erworben worden. In diesem Konvolut findet sich ein Oktavblatt aus einem Notizbuch Fontanes, das im Auktionskatalog auf die „50er Jahre“ datiert wird. Auf diesem Blatt hat Fontane einen der frühesten Pläne – vielleicht **den** frühesten – zu einem Roman aus der Zeit der Befreiungskriege festgehalten. Es heißt dort – und ich zitiere nach dem Auktionskatalog der Firma Stargardt –: „Und zwar hätt es in der Priegnitz zu spielen: Wilsnack, Kyritz, Wittstock, Havelberg, Pritzwalk, Perleberg. / Es müßte ein Dorf sein, das mitteninne liegt.“ Eine ähnliche Formulierung begegnet uns im Notizbuch A 12 von 1862 (Fontane-Archiv, Potsdam). Fontane verwendet in dieser Notiz den Begriff der „Lokalität“, und er verbindet ihn mit einem vielsagenden Attribut. Von „gemischter“ Lokalität ist dort die Rede: Dieses „Mischen“, das Verschmelzen der Charakteristika verschiedener in der außerliterarischen Wirklichkeit existierender Orte zu einem poetischen Ort ist kennzeichnend für den ersten Roman wie für viele der späteren erzählerischen Werke Fontanes.

Man hat aufgrund der tatsächlich existierenden Dörfer und Städtchen des Oderbruchs, die Fontane in **Vor dem Sturm** nennt – Lietzen, Hohen-Jesar, Zernikow, Manschnow, Libbenichen, Reitwein usw. – die geographische Lage von Hohen-Vietz genau bestimmt. Im Kommentar der Aufbau-Ausgabe heißt es: „Hohen-Vietz liegt mithin am westlichen Rand des Oderbruchs zwischen Seelow und Reitwein, westlich vom Manschnower Vorwerk.“ (I/338) So verständlich dieses Bemühen um genaue Fixierung des wichtigsten Handlungsortes auch sein mag, ein wenig erinnert es doch an

jene Einladung des märkischen Geschichtsvereins zu einer Exkursion nach „Schloß Wuthenow, das neuerdings durch Th. F. eine so eingehende Schilderung erfahren hat“, ein Schloß, das, wie Fontane maliziös anmerkt, „nicht bloß nicht existiert, sondern überhaupt nie existiert hat“ (an Emilie, 28. August 1882). Es ist vielmehr gerade die Spannung zwischen der Fiktionalität der Orte einerseits und ihrer so exakt beschriebenen geographischen Lage andererseits, auf die es Fontane ankommt: Hier liegt ein wesentlicher konzeptioneller und struktureller Unterschied zwischen der Erzählweise des Romans und derjenigen der **Wanderungen**. Das Bemühen um die Schaffung **eigener** Handlungsräume, die sich zwar an wirklich existierenden Orten orientieren, aber auch dann nicht einfach mit diesen identisch sind, wenn sie – beispielsweise – „Berlin“ heißen, läßt sich schon auf der ersten Seite des Romans beobachten. Sowohl im Erstdruck im **Daheim** als auch in der Buchausgabe heißt es: „Die ‚Singuhr‘ der Parochialkirche setzte eben ein, um die ersten Takte ihres Liedes zu spielen [...]“. Die neueren Kommentare informieren darüber, daß das „Glockenspiel der [...] Parochialkirche [...] mit 37 holländischen Glocken jeweils zur halben und vollen Stunde ‚Üb immer Treu und Redlichkeit‘ (nach der Melodie der Papageno-Arie ‚Ein Mädchen oder Weibchen‘ aus Mozarts ‚Zauberflöte‘ und dem Text aus Hölty's Gedicht ‚Der alte Landmann an seinen Sohn‘“ (I/377) gespielt habe. In der Handschrift des Romans, die für das erste Kapitel einer sehr frühen Arbeitsphase angehört, ist nun zu erkennen, daß Fontane zunächst geschrieben hatte: „die ersten Takte von Befiehl du deine Wege zu spielen“. Es scheint mir schwer vorstellbar, daß Fontane nicht wußte, welche Melodie die im zweiten Weltkrieg zerstörte „Singuhr“ 48mal am Tag tatsächlich spielte – eine schreckliche Vorstellung – und nur aus Unkenntnis die allgemeinere Formulierung „ihres Liedes“ wählte. Der ursprüngliche Wortlaut wird vielmehr als bewußte Reverenz an den so sehr geschätzten Paul Gerhardt gedacht gewesen sein. Dabei ist es hier wie bei der ‚wirklichen‘ Parochialkirche bezeichnend, daß die bloße **Melodie** des Glockenspiels paradoxerweise mit einem ganz bestimmten **Text** verbunden wird, daß aber gleichzeitig jeder, der die Melodie hört, an einen **anderen** Text denken kann – also im Falle der Parochialkirche nicht an „Üb immer Treu und Redlichkeit“, sondern an die Papageno-Arie, oder im Falle des Münchner Rathaus-Glockenspiels nicht an „Prinz Eugen, der edle Ritter“, sondern an das vormärzliche „Bürgerlied“. Eben diese prinzipielle Vieldeutigkeit hat Fontane auf die erdichtete Singuhr der Parochialkirche in seinem gedichteten Berlin übertragen, indem er den ursprünglich gewählten Titel des Gerhardtschen Gedichts durch die Worte „ihres Liedes“ ersetzt hat. Hätte Fontane die Parochialkirche in einem Wanderungs-Kapitel beschrieben, so hätte er mit einiger Wahrscheinlichkeit diejenigen Informationen über die Bauzeit der Kirche und die Melodie ihres Glockenspiels gegeben, die man heute im Kommentar zu seinem Roman nachlesen kann. Wir, die Leser, wissen nicht und sollen nicht ‚wissen‘, welche Melodie die Singuhr im Roman spielt. Wer will, hört die Papageno-Arie, oder „Befiehl du deine Wege“, oder auch etwas ganz anderes, zum Beispiel „Prinz Eugen“. „Man muß nicht alles sagen wollen, dadurch wird die Phantasie des Lesers in den Ruhestand gesetzt und dadurch wieder wird die Langeweile geboren“, sagt Fontane in seinem Brief an Wilhelm Hertz vom 17. Juni 1866: Auf diese Offenheit für verschiedene Deutungen kommt es ihm ersichtlich an – und solche bewußt geschaffene Offenheit ist es, die den Roman von der um historische Objektivität und sachliche Genauigkeit bemühten Erzählkonzeption der **Wanderungen** grundsätzlich unterscheidet. Die Aufhellung der historischen Zusammenhänge, um die es Fontane im Roman zu tun ist, läßt sich nicht mit der bloßen Abschilderung der außerliterarischen Realität erreichen, ebensowenig jedoch mit der Darstellung gänzlich fiktionaler, imaginärer Räume ohne jeden Bezug zur historischen wie geographischen Wirklichkeit. Die Mischung des poetischen Rau-

mes mit dem geographisch fixierbaren ist eines der erzählerischen Instrumente, mit denen Fontane seine Absichten umsetzt, die er in dem zitierten Brief an Wilhelm Hertz etwas untertreibend formuliert: „Ich beabsichtige nicht zu erschüttern, kaum stark zu fesseln, nur liebenswürdige Gestalten, die durch einen historischen Hintergrund gehoben werden, sollen den Leser unterhalten, wo möglich schließlich seine Liebe gewinnen [...]“ (Hervorhebung W. H.). Dieser „historische Hintergrund“ wird auch und gerade mit den geschilderten Örtlichkeiten vergegenwärtigt, ohne daß bei solchen Schilderungen das eigentlich erzählerische Moment in Vergessenheit geriete.

Während das Glockenspiel-Detail den Blick auf die poetologischen Unterschiede zwischen dem Roman und den **Wanderungen** lenkte und in seiner Funktion als ‚Leerstelle‘ als ein vom Erzähler bewußt gegebener Hinweis auf den fiktionalen Charakter der Stadt Berlin in **Vor dem Sturm** gesehen werden kann, führt das Folgende in die Thematik der Geschichte, wie sie Fontane an bestimmten Handlungsorten – und zwar wiederum **gedichteten** Orten – zeigt und damit gleichzeitig bewertet und einordnet.

War Berlin, abgesehen von den Eingangsszenen des Romans, in den ersten beiden Bänden stets nur im Hintergrund, allenfalls in Gesprächen präsent – etwa, wenn Berndt von einer Fahrt nach Berlin zurückkehrt und in Guse davon berichtet (2. Band, 7. Kapitel) –, so wird mit dem 3. Band die Hauptstadt selbst zum Handlungsraum. Der Erzähler setzt jedoch, noch bevor das erste Kapitel des 3. Bandes beginnt, ein Zeichen, unter dem der Ort Berlin als Roman-Ort zu sehen sein soll. Der 3. Band trägt den Untertitel: „**Alt-Berlin**“. Damit ist zweierlei gesagt. Zum einen ist dieser Hinweis auf das alte Berlin ein solcher des Erzählers, der mit einem auktorialen Signal verdeutlicht, daß das Berlin des Romans ein anderes ist als dasjenige der Erzähl- und Entstehungszeit des Romans. Es ist aus dieser Perspektive zu einem **historischen** Ort geworden. Zum anderen wird bereits im 1. Kapitel des 3. Bandes auch dem Berlin der erzählten Zeit – also des Winters 1812/13 – ein vergangenes und ent-rücktes Berlin gegenübergestellt. Das Kapitel führt in der Überschrift den Namen eines Gebäudes – „Im Johanniter-Palais“ –, der auf eine auch von 1813 aus gesehen schon vergangene Zeit hindeutet. Die Verweise auf die Vergangenheit setzt Fontane in diesem Kapitel auf verschiedene Ebenen: zum einen im Gespräch der handelnden Personen, vor allem aber in der Beschreibung der Lokalität.

Die Geschichte Berlins und des preußischen Herrscherhauses ist im Zimmer des Prinzen Ferdinand und in dem Gespräch, das der Prinz, Berndt von Vitzewitz und Geheimrat Ladalinski darin führen, beständig greifbar. Von dem Prinzen, dem jüngsten Bruder Friedrichs des II., wird gesagt, er habe die „große Zeit“ mit gesehen und mit durchgekämpft“, und ihm selbst legt der Erzähler die Worte in den Mund: „Ich wollte, daß ich dem Lande mehr sein könnte als eine bloße Erinnerung.“ Dieses Erinnern an eine „große Zeit“, der Vergleich zwischen dieser und der von Berndt und seinen Freunden als schmachvoll empfundenen Gegenwart unter dem „Joch“ der Franzosen bildet das unausgesprochene Zentrum der Konversation, die im Arbeitszimmer des alten Prinzen geführt wird. Aber diese Erinnerung ist in dem Raum noch auf eine andere Weise präsent, in einem unscheinbar anmutenden Detail. Fontane läßt den Leser auch in diesem Kapitel nicht im unklaren über die Beschaffenheit des Handlungsraumes; er läßt ihn teilnehmen an Berndts „Musterung“ (II/11) des Zimmers: „An den Fensterpfeilern befanden sich niedrige Bücherschränke und Etageren, so daß Raum blieb für Büsten und Bilder, darunter als bestes ein Landschaftsbild mit Architektur, Schloß Friedrichsfelde, den Sommeraufenthalt des Prinzen, darstellend.“

Sein eigenes lebensgroßes Porträt, von der Hand Graffs, hing über dem Kamin.“ (II/11) Schloß Friedrichsfelde aber ist zu der Zeit, in der der Roman spielt, ebenso wenig der „Sommeraufenthalt des Prinzen“ wie das Johanniter-Palais seine Wohnung ist. Ferdinand lebte seit 1802 in Rheinsberg, und Friedrichsfelde war längst in den Besitz der Prinzessin von Holstein-Beck übergegangen; von 1813 bis 1815 lebte König Friedrich August von Sachsen dort. Fontane hat all dies genau gewußt, denn er selbst hat die Geschichte des Schlosses Friedrichsfelde in den **Wanderungen** geschildert, in einem Aufsatz, der 1871 zuerst erschien und dann über den Band **Ost-Havelland** von 1873 schließlich in den 4. Teil, **Spreeland**, gelangte. Wenn also Fontane in der Beschreibung des prinzlichen Arbeitszimmers die historischen Fakten außer acht läßt und gerade das Schloß Friedrichsfelde als Gemälde in den Raum hineinnimmt, so kommt diesem Detail eine besondere Bedeutung zu. Friedrichsfelde ist ein Ort, an dem sich ein Teil preußischer Geschichte ereignet hat, und es ist eben dieser historische Gehalt, den Fontane an diesem Schloß schätzt und den er in den **Wanderungen** vom Mittelalter an Revue passieren läßt. Bezeichnend ist dabei, daß Friedrichsfelde in der preußischen Geschichte nie eine zentrale Rolle gespielt hat – wie Prinz Ferdinand auch, von dem der Erzähler sagt, er sei „von Natur unbedeutend“ und „sich dieser Unbedeutendheit bewußt“ gewesen (II/11). Es fällt nur ein Abglanz der „großen Zeit“ auf dieses Schloß; es ist in jeder Hinsicht eine Kopie, „Seitenstück und Nachahmung des Rheinsberger Schlosses“, wie Fontane sagt (**Wanderungen** IV, 149). Fontane selbst betont das in seinem **Wanderungen**-Kapitel, wenn er schreibt: „Natürlich war auch das Friedrichsfelder **Leben** dem Rheinsberger verwandt, nur blasser, insipider.“ Alles in allem ein eher zwiespältiger Eindruck, den dieses Schloß macht, und eben dieser Zwiespalt ist es, der es als Wandschmuck im Berliner Arbeitszimmer des Prinzen Ferdinand im Zusammenhang der Romanhandlung so geeignet erscheinen läßt. Die weite Entrücktheit der „großen Zeit“ – eine Zeit, die im Friedrichsfelde-Kapitel der **Wanderungen** Schloß Rheinsberg repräsentiert – wird im Roman durch eine dreifache Filterung sinnfällig: Zum einen durch den auktorialen Hinweis, wonach das geschilderte Berlin ein „Alt-Berlin“ sei, zum zweiten durch ein in diesem Alt-Berlin gesehenes Bild, das auf ein Schloß verweist, dessen große Zeit auch vorbei ist und das seinerseits – zum dritten – nur ein Abglanz eben jenes „großen“ Rheinsberg ist und alles dessen, wofür Rheinsberg steht. Daß auch Prinz Ferdinand selbst in effigie neben diesem Landschaftsbild hängt, unterstreicht diesen artifiziellen Charakter noch zusätzlich.

Berlin ist in dem ohnehin handlungsarmen Roman ein Ort, in dem besonders wenig ‚gehandelt‘ wird. Das zeigt nicht erst das Gespräch zwischen Berndt, Ladalinski und Prinz Ferdinand. Schon im 7. Kapitel des 1. Bandes, als Berndt von seiner Reise nach Berlin berichtet, wird deutlich, daß die Hauptstadt und die Politik, für die sie steht – die abwartende Haltung Friedrich Wilhelms III. und Hardenbergs – eher handlungshemmend wirken, was Berndts Kampfpläne angeht, und, damit verknüpft, auch den Fortgang der Romanhandlung. Der eigentliche Handlungsraum des Romans ist fraglos die märkische Provinz mit Hohen-Vietz als Mittelpunkt. Aber provinzielle Enge, die man in dem märkischen Dorf und seinen Bewohnern vermuten könnte, trifft man dort nicht an. Im Zentrum des Hohen-Vietzer Herrenhauses, in Berndts Arbeitszimmer, hängen „mehrere Spezialkarten von Rußland“, an denen „Zahllose rote Punkte und Linien [...] deutlich [...] zeigen, daß mit dem Zeitungsblatt in der Hand zwischen Smolensk und Moskau bereits viel hin und her gereist worden war“ (I/36), hier werden Briefe empfangen und – wie übrigens auch im Hohen-Vietzer Dorfkrug – hauptstädtische Zeitungen gelesen: Die Verbindungen zur Außenwelt und zur aktuellen Weltpolitik sind hier weit deutlicher zu spüren als in dem Arbeits-

zimmer des Prinzen Ferdinand, wo eine längst vergangene „große Zeit“ nurmehr in Gemälden zitiert wird.

Das Hohen-Vietzer Herrenhaus ist indessen kein geschichtsloses Haus, kein Ort der bloßen Tagespolitik. Im Gegenteil blickt Haus Vitzewitz auf eine reiche Historie zurück, die Fontane im 2. Kapitel des 1. Bandes ausführlich nacherzählt. Die Familie der Vitzewitze hat aktiven Anteil an der europäischen Geschichte genommen, wie etwa mit dem Kunstgriff der Einführung eines Brüderpaars sinnfällig wird, das im Dreißigjährigen Krieg auf verschiedenen Seiten steht. Dieser herausgehobenen Stellung der Familie Vitzewitz entspricht die äußere Lage ihres alten Schlosses. Schon in dem Wort ‚Haus‘ sind ja die Bedeutungen von ‚Gebäude‘ und ‚Familie‘ verschmolzen, und so ist es nicht unwichtig, ob das Herrenhaus oben auf dem Hügel steht und frei über das Land blicken kann, oder ob es von dem Hügel herabsteigen muß: Dem äußerlichen Abstieg des Hauses – dem Neuaufbau eines schlichteren Gebäudes am Fuße des Hügels nach der Zerstörung des Schlosses durch die kaiserlichen Truppen – entspricht ein innerer Niedergang, eine Parallelität, die auch den Romanfiguren selber bewußt ist. Bei der Einweihung des „Bankettsaals“, dem Anbau an das neue Herrenhaus, in dem später der Brudermörder Matthias von Vitzewitz spukt, hält der alte Rochus von Vitzewitz „eine Ansprache an die Versammelten, die der Überzeugung Ausdruck gab, daß das Haus Vitzewitz auch wieder ‚bergan‘ ziehen und nicht immer ‚geduckt unterm Winde‘ stehen werde. All Ding, so etwa schloß er, habe seine Zeit, auch Krieg und Kriegenot, und der Tag werde kommen, wo seine lieben Freunde und Nachbarn wieder auf der Höhe bei ihm zu Gaste sein und frei ostwärts mit ihm blicken würden.“ (I/20) Diese Hoffnung erfüllt sich jedoch in einer anderen Weise, als Rochus es sich gewünscht haben mochte. „Bergan“ ziehen fürderhin nämlich nur noch die Begräbniszüge, wenn Familienmitglieder gestorben sind: Rochus selbst wird „bergan in die Gruft unterm Altar“ (I/20) getragen, seinen Sohn Matthias trägt man „bis zur alten Hügelkirche hinauf“ (I/24), und Berndts Ehefrau schließlich „trugen sie die alte Nußbaumallee hinauf, bis an die Hohen-Vietzer Kirche“ (I/33). Die Gräber sind es nun, die die ‚eigentliche‘ historische Identität der Vitzewitze verbürgen, und ganz folgerichtig wird der Sarg des alten Rochus mit den „Wappentafeln“ (I/20) seines Hauses geschmückt und wird Berndts Gattin in „Gottes märkische Erde“ (I/33) gesenkt. In engem Zusammenhang damit steht allerdings auch jenes schwer erträgliche Blut-und-Boden-Pathos – und das ist ganz wörtlich gemeint: „Da hab ich [...] erfahren, was Erde ist, **Heimaterde**. Es muß Blut drin sein. Und überall hier herum ist mit Blut gedüngt worden“ (I/235) –, in das Berndt im 13. Kapitel des 2. Bandes verfällt.

Die traditionsbildende Funktion der Gräber wird im Roman noch in einem anderen Zusammenhang zum Thema. Gerade wegen dieser historischen Funktion nämlich sind Gräber und vor allem Grabbeigaben für den Prediger Seidentopf ein Gegenstand seines Sammlerinteresses. In seinem Streit mit dem Justizrat Turgany über die Volkszugehörigkeit der frühesten Einwohner der Mark – Germanen oder Slawen – werden die Funde in den „Totentöpfen“ zu Indizien für die gegenständlichen Auffassungen der beiden Kontrahenten. Aber obgleich der Disput, wie er sich vor allem um den angeblichen „Wagen Odins“ entspinnt, einerseits ein Beleg für die große Bedeutung ist, die das Wissen um das ‚Herkommen‘ für die Menschen hat, zeigt er doch andererseits auch die Grenzen solcher Suche nach den Wurzeln auf. Über der Diskussion um die Herkunft und die historische Einordnung dieses Wagens tritt im Bewußtsein Seidentopfs und Turganys die aktuelle Politik gänzlich in den Hintergrund, wie

sich vor allem in Seidentopfs Weihnachtspredigt zeigt, in der er sich zwar um einen Bezug zum Weltgeschehen bemüht, aber nur in alttestamentarischen Bildern sprechen kann und „den Vergleich zwischen dem alten und dem neuen Pharao bis in die kleinsten Züge hinein“ durchführt (I/46).

Das „tote Horchen“, das dieser Teil der Predigt bei den Zuhörern erzeugt, entspricht und entstammt dem bloß konservierenden Umgang mit der Geschichte und ihren stummen, in Urnen gefundenen Zeugen, wie Seidentopf ihn pflegt. Diesem unproduktiven Geschichtsverständnis stellt Fontane Berndt von Vitzewitz und seinen Kreis gegenüber, der sich einerseits der eigenen Geschichte bewußt ist, die in Gestalt der Hügelskirche und der darin beherbergten Familiengruft in die Gegenwart hineinragt, andererseits aber auch aus eben dieser Geschichte die Verpflichtung zur eigenen Teilhabe am aktuellen politischen Geschehen ableitet. Auch dieses Geschichtsbewußtsein zeigt Fontane an einem Raum, an der „Amts- und Gerichtsstube“ des Hohen-Vietzer Herrenhauses nämlich. Dort herrscht ein „Durcheinander“ von „wendische(n) Totenurnen“, „italienische(n) Alabastervasen“ (I/230) und ähnlichen Nippsachen, das an das Chaos in Seidentopfs Pfarrhaus erinnert. Aber der entscheidende Unterschied ist „eine in rötlichem Ton ausgeführte Porträtbüste Friedrich des Großen“ (I/230): Sie verweist auf die preußisch-militärischen Traditionen, in denen Berndt verwurzelt ist. Es ist kein Zufall, daß diese Büste beim nächtlichen Einbruch der beiden Strolche zu Bruch geht (I/247).

In dem Gespräch mit Lewin am Weihnachtsmorgen (1. Band, 4. Kapitel) bringt Berndt das Lernen aus der Geschichte zur Sprache: „Lewin, es war einst anders, und wir Alten, die wir noch das Auge des großen Königs gesehen haben, wir schmecken bitter den Kelch der Niedrigkeit, der jetzt täglich an unseren Lippen ist“ (I/39). Er betont dabei, daß diese unmittelbare Vergangenheit gerade auf dem Land noch präsent ist, im Gegensatz zur Stadt, wo „Unter den Augen der Machthaber [. . .] die Unterdrückung Maß und das Ungesetzliche gesetzliche Formen“ annahm (I/38). Diese Gegenwärtigkeit des Geschichtlichen zeigt der Erzähler an den einzelnen Dorfbewohnern. So provinziell Dorf Hohen-Vietz auf den ersten Blick erscheinen mag, so weltoffen erweist es sich, wenn man die Biographien einiger seiner Einwohner betrachtet. Es sind nicht nur Hohen-Vietzer Autochthonen, die man hier antrifft, und selbst von diesen sind die meisten durch die Teilnahme am Frankreichfeldzug 1792 mit der Welt und der Weltgeschichte in Berührung gekommen. Krüger Scharwenka stammt aus Böhmen, Schulze Kniehase aus dem Rheinischen, und seine Adoptivtochter Marie bringt gar ein wenig mignonhafte Exotik in das märkische Dorf. Selbst die biedere Tante Schorlemmer hat ein abenteuerliches Leben hinter sich, das sie von Herrnhut über Grönland und Berlin schließlich nach Hohen-Vietz geführt hat. An der Verbindung mit dem entferntesten Punkt dieser Lebensreise strickt sie buchstäblich noch im Winter 1812/13, indem sie die frierenden Grönländer mit selbstgefertigten Pullovern versorgt, und von einer wenigstens indirekten Berührung ihrer Lebenskreise mit der Tagespolitik weiß Lewin zu berichten, der aus der Zeitung erfahren hat, daß in der Nacht vom 11. auf den 12. Dezember 1812 „Niemand Geringeres als Napoleon selbst [. . .] vor dem Herrnhuter Gemeindehaus gehalten hat“ (I/52). Fontane ist stets bemüht, solche Berührungen der Figuren seines Romans mit der außerliterarischen Wirklichkeit herzustellen, wie sich z. B. an kleinen Details auktorialer Kommentare beobachten läßt. In der Charakteristik des rheinischen Kolonisten Kniehase, die Fontane im 9. Kapitel des 1. Bandes gibt, heißt es: „Die rheinischen Kolonistenfamilien [. . .], die ohne Rücksicht darauf, ob sie aus dem Cleveschen oder

Siegenschen, aus Nassau oder der Pfalz stammten, sämtlich ‚Pfälzer‘ genannt wurden (etwa wie in Irland alle Herübergekommenen ‚Sachsen‘ heißen), gründeten eigene Dörfer, unter denen Neu-Barnim das größte war“ (I/77). Für die unscheinbar wirkende Parenthese – „etwa wie in Irland alle Herübergekommenen ‚Sachsen‘ heißen“ – hat Fontane in den Arbeitsmanuskripten mehrere Entwürfe notiert, die das Thema der „Sammelbezeichnung“ für Angehörige verschiedener Nationalitäten an historischen Beispielen erklären. Das ist ein Indiz für die Wichtigkeit, die Fontane der Vernetzung des ‚erdichteten‘ Märkischen mit dem Weltgeschichtlichen in seinem Roman beigemessen hat. Es belegt, daß es Fontane beim Schreiben seines historischen Romans auf das Historische wie auf das ‚Romanhafte‘, die Eigengesetzlichkeit des Erzählens, gleichermaßen ankommt. Daß es eine **Erzählung**, eine literarische und keine oberflächliche historisierende Darstellung ist, zeigt sich beispielsweise in den immer wieder eingestreuten Verweisen auf die Romanform, die den Eindruck gar nicht erst aufkommen lassen, man habe es mit einem historischen Tatsachenbericht zu tun. Immer wieder stößt der Leser auf Floskeln wie ‚im Laufe der Erzählung‘, ‚die Zeit, in der unsere Erzählung spielt‘, ‚in einem früheren Kapitel‘. Es ist dies ein Teil jenes ‚Mitsprechens des Erzählers‘, das Fontane in einem Brief vom 14. Januar 1879 verteidigt: „Dies beständige Vorspringen des Puppenspielers in Person, hat für mich einen außerordentlichen Reiz und ist recht eigentlich das, was jene Ruhe und Behaglichkeit schafft, die sich beim Epischen einstellen soll. Die jetzt modische ‚dramatische‘ Behandlung der Dinge hat zum Sensationellen geführt.“ In dieser Abgrenzung des eigenen Erzählstils vom „Sensationellen“, in dem Bestehen auf dem eigenen Recht des Erzählers, sich nicht wie der Goethesche Rhapsode hinter dem Vorhang zu verstecken, sondern den Stoff frei zu gestalten und auf diese Freiheit deutlich hinzuweisen, kommt ein Selbstbewußtsein des Erzählers Fontane zum Ausdruck, das man in diesem Romanerstling wohl nur deshalb findet, weil sein Autor zuvor durch die harte Schule der historischen und mit dem Anspruch der historischen Exaktheit auftretenden Kriegsgeschichtsschreibung gegangen ist und sich dann, in den **Wanderungen**, von dieser Übermacht des Faktischen zu emanzipieren und die Mark und ihre Geschichte **erzählend** zu gestalten begann, bis schließlich im ersten Roman die schöpferische, **eigene** Figuren, Handlungen und Orte schaffende literarische Fähigkeit erprobt und umgesetzt werden konnte.

Daß die Verknüpfung zwischen der historischen und der literarischen Wirklichkeit als erzählerische Eigenleistung auch dann zu beobachten ist, wenn die auf das Vorhandensein eines selbstbewußten Erzählers verweisenden auktorialen Signale gerade **nicht** eingefügt werden, zeigt sich im Roman in der Darstellung des Schlosses Guse. In die Schilderung dieses Gebäudes und seiner Geschichte hat Fontane Passagen aus dem Gusow-Kapitel des Wanderungs-Bandes **Das Oderland** fast wörtlich übernommen, doch auch hier sind es – neben den verschiedenen Namensformen „Gusow“ und „Guse“ – fast versteckte Fingerzeige des Erzählers, die auf den konzeptionellen Unterschied zwischen der Erzählweise der **Wanderungen** und derjenigen des Romans hindeuten. Im Kapitel „Gusow jetzt“ spricht Fontane vom Grabgewölbe des alten Derfflinger und von den Souvenirjägern, die den Leichnam bis auf die zwei großen Reiterstiefel sämtlicher Kleider und Grabbeigaben beraubt haben sollen. Während jedoch im **Wanderungen**-Kapitel kleine auktoriale Einschübe wie „so hört ich“ und die Erwähnung abweichender Überlieferungen – „Nach Aussagen solcher übrigens [...]“ (II/233) – das Erzählte in den Bereich des Anekdotenhaften verweisen oder doch zumindest erzählerische Distanz signalisieren, werden die entsprechenden Passagen im Roman ohne jeglichen wertenden Erzählerkommentar gelassen. Gerade durch diesen kommentarlosen Bericht, der offenkundig Unverbürgtes und Anekdotenhaftes als historisches Faktum präsentiert, gleichzeitig aber den

Vergleich mit dem wirklichen Schloß Gusow und seiner Beschreibung in den *Wanderungen* nahelegt, geben diese Passagen des Romans ihren fiktionalen Charakter deutlich zu erkennen.

Das Verschmelzen ‚erlebter‘, also in der außerliterarischen Wirklichkeit existierender Orte mit den ‚gedichteten‘, das ich an einigen Handlungsräumen des Romans zu zeigen versucht habe, führt in das Zentrum von Fontanes Romankonzeption, wie sie sich seit *Vor dem Sturm* entwickelt und wie Fontane sie 1886 in der erst aus dem Nachlaß veröffentlichten Fassung seiner Besprechung von Paul Lindaus Roman *Der Zug nach dem Westen* niedergelegt hat. Fontane spricht von der „Aufgabe der Kunst“, die darin bestehe, mit ihren Mitteln zu bewirken, daß in dem Kunstwerk „zwischen dem erlebten und erdichteten Leben kein Unterschied ist als der jener Intensität, Klarheit, Übersichtlichkeit und Abrundung und infolge davon jener Gefühlsintensität, die die verklärende Aufgabe der Kunst ist.“ Solches „Verklären“ – und das bedeutet ja auch die ‚Klärung‘ der historischen Zusammenhänge gerade durch ihre Fiktionalisierung – leisten die Schilderungen der Orte in *Vor dem Sturm*. Fontanes Vorliebe für ausführliche Ortsbeschreibungen ist keine Marotte eines Autors, der sich im Gegenständlichen und Beschreibenden verliert und verzettelt, weil er nicht anders kann. An und in den Orten werden Personen und die Motive ihrer Handlungen, werden geschichtliche und soziale Strukturen sichtbar gemacht – sei es, daß es die Räume sind, die ihre Bewohner charakterisieren, wie das Arbeitszimmer den Prinzen Ferdinand oder das geschichtslose und ausdrücklich so bezeichnete „Dorf-Idyll“ der Hohen-Vietzer Pfarre den Prediger Seidentopf, sei es, daß umgekehrt die Bewohner ein auf den ersten Blick provinziell erscheinendes Dorf zu einem unmittelbar mit dem weltgeschichtlichen Geschehen verbundenen Ort werden lassen. Das Bewußtsein, daß zwischen der Wesensart der Menschen und den Gegenden, in denen sie leben, ein Zusammenhang besteht, hat Fontane auch den Romanfiguren selbst zugestanden. Bei Tisch in Schloß Guse spricht man von solchen Dingen. Von der Tapferkeit der Gebirgsvölker – „Auch bloße Höhenzüge schon geben Charakter“ (I/186) – und derjenigen der „an der See wohnenden Stämme“ (I/186) ist die Rede, und das Schlußwort, das Lewin in dieser Unterhaltung spricht, ist charakteristisch für seine Auffassung wie für diejenige des Erzählers. „Der Mensch ist und bleibt ein Sohn der Erde. Und wo er seine Mutter Erde am reinsten und unmittelbarsten hat, da gedeiht er auch am besten, weil ihm hier die Bedingungen seines Daseins am vollkommensten erfüllt werden. Und so möchte ich denn vermuten, daß der scheinbare Triumph von Berg und See auf Ausnahmefällen oder zum Teil auch auf bloßen Täuschungen beruht. [...] Kein Land wird von den Bergen aus regiert [...] Keine Hauptstadt liegt im Gebirge; aus großen Flachlandterritorien wachsen die regierenden Zentren auf. Und in und mit ihnen die Feldherrn und die Helden, von Hannibal und Cäsar bis auf Gustav Adolf und Friedrich“ (I/186f.). Diese Leidenschaft für die „Flachlandsterritorien“ – und damit natürlich für die märkische Landschaft – wie überhaupt die ausgeprägte Liebe zum räumlichen Detail, die den Roman in weiten Teilen kennzeichnet, mag sich gelegentlich jener „Provinzialsimpelei“ annähern, die Fontane an Theodor Storm so unangenehm aufgefallen war. In Fontanes erstem Roman steigert sie sich jedoch ebenso oft – und ganz unironisch – ins Großartige.

* Für den Druck geringfügig veränderte Fassung eines Vortrags, der am 16. November 1988 auf dem Fontane-Tag der Sektion Germanistik der Humboldt-Universität Berlin gehalten wurde. Zitate aus *Vor dem Sturm* werden durch Angabe der Bandzahl in römischen und der Seitenzahl in arabischen Ziffern nachgewiesen, und zwar

nach den Bänden I und II der **Romane und Erzählungen**, Hrsg. Peter Goldammer, Gotthard Erler, Jürgen Jahn und Anita Golz. Berlin/Weimar: Aufbau 1973. Die **Wanderungen durch die Mark Brandenburg** werden mit Angabe der Band- und Seitenzahl der von Gotthard Erler und Rudolf Mingau besorgten Ausgabe des Aufbau-Verlages zitiert.

Klaus Dieter Post, Augsburg

„Das eigentümliche Parfüm des Wortes“ Zum Doppelbild des Heliotrop in Theodor Fontanes Roman „Effi Briest“*

Seitdem Theodor Fontane im Jahre 1895 mit seinem Roman ‚Effi Briest‘ an die Öffentlichkeit trat, ist das Interesse der Literaturwissenschaft an diesem Werk niemals erlahmt. Die Kommentare zu ‚Effi Briest‘ füllen inzwischen Bände, wobei es besonders die zeitgenössische Kritik ist, die in einem breiten Spektrum von Abhandlungen alle nur denkbaren Aspekte dieses Romans erschöpfend darzulegen bemüht ist. Die zentrale Frage nach „Schicksalsroman“ oder „Gesellschaftsroman“ beherrschte von Anfang an die Diskussion und ist auch heute noch der gemeinsame Hauptnenner aller Kommentare. Hier ist inzwischen gesichertes Terrain entstanden, und es wäre müßig, so ausführlichen und feinsinnigen Arbeiten wie denen von Demetz, Mittenzwei und Müller-Seidel weitere Erörterungen der strapazierten Thematik an die Seite zu stellen.¹ Dennoch fand bei aller Vielseitigkeit der vorgetragenen Forschungspositionen das für Fontane so bezeichnende Interesse am Detail auf seiten der Exegeten wenig Berücksichtigung. Zwar weist jedermann auf die zentrale Symbolik in ‚Effi Briest‘ hin, spricht von der Relevanz des Schaukelmotivs für Effi und von der Bedeutung des Spuks für die Handlungszusammenhänge des Romans, doch wurde die spezifische Einzelheit, sei sie nun rein sprachlicher oder handlungsmäßiger Bedeutung, nicht mit der für Fontane angemessenen Akribie ins Auge gefaßt. Allein neuere Arbeiten von Riechel und Brinkmann lassen etwas erahnen von der Bedeutung der Worte und Requisiten für das Verständnis der Fontaneschen Romane.² Zweifellos steckt bei Fontane die Kunst im Detail. Und das gilt, wie wir noch sehen werden, für ‚Effi Briest‘ in ganz besonderem Maße.

Fontane hat in höchst artistischer Weise die Fabel, die er präsentieren will, mit einem verweisenden Zeichensystem versehen, welches die Geschichte Effis in verschlüsselter Form modifiziert und erweitert. Sicherlich nicht, und das hat die Forschung deutlich gemacht,³ im Sinne einer Öffnung der Geschichte ins Erhabene oder Metaphysische. Fontanes Zeichensprache ist keine Symbolsprache im Sinne Hegels. Ihre Funktion ist vielmehr eine charakterisierende und strukturelle. Sie übersetzt die beschriebene Wirklichkeit in einen Kontext aufeinander bezogener Details, welche die Geschichte in der Geschichte sichtbar machen.

* Nachdruck mit freundlicher Genehmigung des Autors und des Herausgebers aus: *Literatur und Medien in Wissenschaft und Unterricht. Festschrift für Albrecht Weber*, hrsg. von Walter Seifert u. a., Köln, Wien: Böhlau 1987, S. 47 – 54.

Nun ist aber die Geschichte der ‚Effi Briest‘ so vieldeutig wie die Protagonistin selbst. Deutungsversuche, die in ihr nur eine „Daseinsform vor aller sozialen Ordnung und Einordnung“ erkennen wollen, zielen an der Problematik dieses Romans vorbei.⁴ Fontane hat seiner Effi vielmehr eine charakteristische Doppelrolle zugeteilt, in der ihr beides zukommt: gesellschaftliche Unbefangenheit und zugleich gesellschaftsgebundenes Rollenspiel. Wie Fouqués Undine hat sie ihre Naturhaftigkeit hinübergenommen in den naturfernen Bereich gesellschaftlicher Normen. Sie will die Liebe, sie will aber zugleich Glanz und Ehre. Daß das eine mit dem anderen nicht zur Deckung zu bringen ist, daran wird Effi letztlich zugrunde gehen.

Doch zurück zum Ausgangspunkt. Wenn der Effi-Gestalt, im beschriebenen Sinne, eine in sich widersprüchliche Natur eigen ist, so liegt der Verdacht nahe, daß Fontane auch in den Spiegelungen der Bild- und Zeichensprache die Eindeutigkeit der Darstellung zugunsten einer Mehrdeutigkeit aufgehoben hat. Daß dem so ist, daß die Bilder und Zeichen des Romans oft in vielfältiger Verschränkung, in meisterhafter Synchronie die doppelte Perspektive in der psychischen Konstitution der Protagonistin zur Darstellung bringen, auf diesen Umstand werden sich unsere weiteren Ausführungen konzentrieren.

Fontane war darauf bedacht, seiner Effi-Gestalt im weitläufigen Raum der Geschehnisse einen ganz privaten und intimen Ort zuzuteilen, an dem, vergleichbar mit dem See des alten Stechlin, die Person in den Handlungsraum übersetzt erscheint. Auf der Parkseite des Briestschen Herrenhauses zu Hohencremmen fällt dem Leser gleich zu Anfang des Romans ein eigentümliches Rondell in den Blick. Daran ist zunächst nichts Auffälliges. Fontane hat seine Vorliebe für Gärten und Parks vielerorts dokumentiert. Die Tatsache aber, daß Effi an diesem Ort ihre letzte Ruhe finden wird, rückt diesen Gartenflecken für den Romanzusammenhang in ein ganz besonderes Licht. Zudem taucht es an den für Effi entscheidenden Situationen des Romans leitmotivisch immer wieder auf. So zum Beispiel im großen Gespräch zwischen Mutter und Tochter vor der Verhehlung Effis mit dem Baron Innstetten. In allen Phasen des Gesprächs lenkt Fontane den Blick des Lesers immer wieder aufs Rondell, als ob der Ort eine besondere Bedeutung hätte angesichts der Pläne, welche die ehrgeizige Mutter auf Kosten (zum Teil aber auch mit Zustimmung) der Tochter zu realisieren trachtet. Später, bei Effis erstem Besuch im Elternhaus, tritt das Rondell wieder ins Blickfeld. Zwar findet das neuerliche Gespräch zwischen Mutter und Tochter diesmal im Hause statt, doch weiß der Erzähler immer wieder davon zu berichten, daß ihr Blick durchs Fenster auf das Rondell fiel. Wo es um das Wohl und Wehe Effis geht, so scheint es, darf dieser Flecken im Garten nicht ausgespart bleiben. So auch an einer anderen prägnanten Stelle des Romans. Nach der Kopenhagenreise und den Eindrücken am Herthasee ist Effi wieder für einige Tage im Elternhaus. Allein am Fenster, fällt ihr Blick auf das mondhelle Rondell. Und dieser Eindruck löst in ihr die Frage nach der Schuld ihres Daseins aus. In einem inneren Monolog gipfelt gleichsam die Handlung um Effi, wobei Fontane zu erkennen gibt, inwieweit die innere Entwicklung der Protagonistin in fast naturmagischer Weise gebunden ist an jenes leitmotivische Terrain auf der Gartenseite des Briestschen Hauses.

Die direkte Identifizierung von Ort und Person geschieht schließlich beim letzten Aufenthalt im Hause der Eltern. Effi, vom Arzt gedrängt, das väterliche Haus zu einem Kuraufenthalt an der Riviera vorübergehend zu verlassen, weist die Ihren unmißverständlich darauf hin: „... hier ist meine Stelle.“ Und im weiterführenden Satz macht sie deutlich, wo genau diese ihre Stelle zu finden ist. „Der Heliotrop unten auf dem Rondell, um die Sonnenuhr herum, ist mir lieber als Mentone.“⁵ Es ist nach dieser Gleichsetzung von Ort und Person nur stimmig, wenn nach Effis Tod Fontane auch das Rondell auf ganz spezifische Weise sich wandeln läßt:

„Auf dem Rondell hatte sich eine kleine Veränderung vollzogen, die Sonnenuhr war fort, und an der Stelle, wo sie gestanden hatte, lag seit gestern eine weiße Marmorplatte, darauf stand nichts als ‚Effi Briest‘ und darunter ein Kreuz. Das war Effis letzte Bitte gewesen: ‚Ich möchte auf meinem Stein meinen alten Namen wieder haben; ich habe dem andern keine Ehre gemacht.‘ Und es war ihr versprochen worden. Ja, gestern war die Marmorplatte gekommen und aufgelegt worden, und angesichts der Stelle saßen nun wieder Briest und Frau und sahen darauf hin und auf den Heliotrop, den man geschont und der den Stein einrahmte.“ (294 f.)

Der Ort hat durch diesen Akt den Namen Effis erhalten, mit der Grabstelle fallen Ort und Person, Bild und Wesen gleichsam in eins.

Dennoch: Das Rondell steht nicht allein als poetisches Zeichen für die Verbundenheit Effis mit ihrem Vaterhaus. Diese Deutung wäre zu einseitig. Fontanes Betonung des Details bliebe hier unbeachtet. Es ist notwendig, auf die prägnanten Einzelheiten dieses Gartenflecks einzugehen, um von daher auch die Einzelheiten von Effis Geschichte abbildhaft verschlüsselt wiederzufinden. Faßt man alle Erwähnungen des Rondells zusammen und versucht, die Akzente zu verstehen, die Fontane gesetzt hat, so wird man nicht um die Feststellung herumkommen, daß es nur e i n Bild ist, welches dem Rondell sein eigentümliches Gepräge gibt: das Bild einer Blume. Es ist der Heliotrop, auf den der Blick des Lesers, geleitet durch Fontanes Fingerzeig, immer wieder fällt. Dieser Blume wird am Ende, bei der Umgestaltung des Platzes, Schonung zuteil, und sie erhält den Vorzug, das Grab Effis zu schmücken und zu bezeichnen. Doch schon ganz zu Anfang, kurz vor dem Weggang Effis aus dem Hause ihrer Eltern, wird dem Heliotrop durch die Worte Effis eine Bedeutung zugesprochen, die dieser Blume für den gesamten Romanverlauf ihr Gepräge gibt:

„Eine Woche später saßen Mutter und Tochter wieder am alten Fleck, auch wieder mit ihrer Arbeit beschäftigt. Es war ein wunderschöner Tag; der in einem zierlichen Beet um die Sonnenuhr herumstehende Heliotrop blühte noch, und die leichte Brise, die ging, trug den Duft davon zu ihnen herüber. ‚Ach wie wohl ich mich fühle‘, sagte Effi, ‚so wohl und so glücklich; ich kann mir den Himmel nicht schöner denken. Und am Ende, wer weiß, ob sie im Himmel so wundervollen Heliotrop haben.“ (29)

Zwischen dieser Erwähnung und dem wiederum im Zeichen des Heliotrop stehenden Schlußtableau findet diese Blume stets neue Erwähnung. Wir wollen die Einzelheiten hier nicht aufzählen, da die bedeutsamen Erwähnungen zu Anfang und zu Ende des Romans diesem Fontaneschen Requisit bereits genügend Gewicht verleihen. Fontane, der nicht allein durch seine Apotheker-Ausbildung ein intimer Kenner der Pflanzenwelt war, hat an anderer Stelle sein Interesse am Heliotrop bekundet und darauf hingewiesen, daß es „das eigentümliche Parfüm des Wortes“⁶ war, welches sein Interesse an dieser Blume erregte. Zum Teil rührt dieses Interesse sicherlich vom fremden Klang des Wortes her, zumal in Fontanes Dichtung stets die Tendenz erkennbar ist, das Bekannte und Heimische durch die (oft namentliche) Erwähnung des Exotisch-Fremden auf eigentümliche Weise zu ergänzen.

Zunächst verbindet sich mit dem Bild des Heliotrop, wie die neuere Forschung überzeugend zum Ausdruck gebracht hat, Fontanes „optimistische Anthropologie“, seine Überzeugung von „einer natürlichen Gutheit des Menschen“. In diesem Sinne sei er „seit der Antike das Sinnbild für das Streben des Menschen zu Gott gewesen“.⁷ Der Bezug zu Effi liegt auf der Hand, besonders dann, wenn man in der Protagonistin das von der Gesellschaft sich abwendende, sich zum Licht hinwendende Naturkind sieht.

Im Bilde des Heliotrop (und damit auch in der Gestalt der Effi) verbirgt sich jedoch mehr als Fontanes Überzeugung einer „natürlichen Gutheit des Menschen“. Damit ist im Grunde nur der sinnfällige Teil, die äußere Kontur des eigentümlichen Blumenbildes zum Ausdruck gebracht. Es fehlt der notwendige Komplementäraspekt, die den Roman bestimmende Einsicht, daß eine „optimistische Anthropologie“ angesichts der beschriebenen gesellschaftlichen Verhältnisse zum Scheitern verurteilt ist.

Fontane hat diese entscheidende Einsicht wiederum mit dem Bilde des Heliotrop verbunden.

In der Forschung ist diese erweiternde Dimension bisher nicht zur Kenntnis genommen worden. Lediglich in den Anmerkungen zu ‚Effi Briest‘, wie sie in der Werkausgabe des Hanser-Verlages zu finden sind, klingt etwas an von der möglichen Spannweite des Heliotrop-Bildes. Und zwar ist dort die Rede davon, daß „der Heliotrop eine eigenartige helldunkle Stimmung“ bei Fontane verbildlicht, ähnlich wie die Immortellen „Bilder eines duftlosen, wehmütig kargen Todes“ sind. (759) Die Frage bleibt (sieht man einmal ab von dem Umstand, daß der Heliotrop letztlich auf Effis Grab wachsen wird), woher, auf den Zusammenhang des Romans gesehen, diesem Blumenbild ein solch „helldunkler“ Beiklang zuwächst.

Es ist unwahrscheinlich, daß Fontane, der immer wieder sein Interesse an dieser Pflanze bekundet hat, nicht die gängigen Enzyklopädien konsultiert hätte, um „das eigentümliche Parfüm des Wortes“ wenigstens aus botanischer Sicht deuten zu können. Spätestens da muß es (was dem naturwissenschaftlich geschulten Apotheker höchstwahrscheinlich schon früher bekannt war) Fontane aufgefallen sein, daß dieses Wort ein Doppelbild aus sich entläßt, das einer Blume und das eines Steins, nämlich des orientalischen, grünrot gefleckten Jaspis, der gemeinhin Blutjaspis oder auch Blutstein genannt wird.⁸ Der Blutjaspis galt schon früh als Sinnbild der Passion. Er ist der Stein der Flagellanten und Märtyrer und wurde im Mittelalter von Bildhauern als Material zur Darstellung des menschlichen und göttlichen Leidens verwendet. Ob Märtyrerstein oder Blutstein, der Sprung von diesem Bedeutungsfeld zur Effi-Gestalt wäre nicht sehr groß, wenn es gelänge, nicht bei der bloßen Vermutung stehenzubleiben, sondern vom Romanzusammenhang her deutlich zu machen, daß die Steinmetaphorik der bereits aufgezeigten Blumenmetaphorik beigeordnet ist.

Der Text bestätigt durchaus unsere Vermutung. Dem zentralen Blumenbild entspricht im Roman das nicht weniger zentrale Bild der Steine. Nicht irgendwelche Steine sind es, sondern eben „Blutsteine“, Monumente einer grausamen Vorzeit, die auf den ersten Blick gar nicht einzufügen sind in die Ehegeschichte Effi Briests. Auf der Reise der Innstettens an die Ostsee, mithin im Wendepunkt des Romans, treten sie zum ersten Male in Erscheinung:

... ein Mann von mittleren Jahren trat alsbald an unsere Reisenden heran. Er sah so wichtig und feierlich aus, als ob er mindestens ein Adjunkt bei dem alten Herthadienst gewesen wäre. Der von hohen Bäumen umstandene See lag ganz in der Nähe, Binsen säumten ihn ein, und auf der stillen, schwarzen Wasserfläche schwammen zahlreiche Mummeln.

„Es sieht wirklich nach so was aus“, sagte Effi, „nach Herthadienst.“

„Ja, gnädige Frau ... Dessen sind auch noch die Steine Zeugen.“

„Welche Steine?“

„Die Opfersteine.“

Und während sich das Gespräch in dieser Weise fortsetzte, traten alle drei vom See her an eine senkrechte, abgestochene Kies- und Lehmwand heran, an die sich etliche glatt polierte Steine lehnten, alle mit einer flachen Höhlung und etlichen nach unten laufenden Rinnen.

„Und was bezwecken die?“

„Daß es besser abliefe, gnädige Frau.“

Und als Nachtrag zu dieser makabren Szene bemerkt Innstetten anschließend zu Effi:

„Du kannst den Herthasee nicht vergessen und noch weniger die Steine.“ Sie nickte. „Es ist so, wie du sagst. Und ich muß dir bekennen, ich habe nichts in meinem Leben gesehen, was mich so traurig gestimmt hätte.“ (211)

Am Ende des Romans, wenn Crampas' Blut längst geflossen ist und Effi im Hause ihrer Eltern sich innerlich schon auf ihr Ende vorbereitet, wird im Gespräch mit Jahnke noch einmal die Erinnerung an die Blutsteine vom Herthasee beschworen:

„Und denken Sie sich, Jahnke, dicht an dem See standen zwei große Opfersteine, blank und noch die Rinnen drin, in denen vordem das Blut ablief. Ich habe von der Zeit an einen Widerwillen gegen die Wenden.“

„Ach, gnädige Frau verzeihen. Aber das waren ja keine Wenden. Das mit den Opfersteinen und mit dem Herthasee, das war ja schon wieder viel, viel früher, ganz vor Christum natum; reine Germanen, von denen wir alle abstammen . . .“ (280).

Diese Zeilen lassen keinen Zweifel daran, daß das Bild der Blutsteine Effi bis an ihr Lebensende verfolgt, ja, daß ihr Leben und ihr Lebensende in einem unausgesprochenen Zusammenhang stehen zu jenen grauenvollen Monumenten am Herthasee. Jahnkes Rede, die erst die Steine berührt, dann die Germanen und schließlich in einer seltsam betonten Wendung das „Wir“ mit ins Spiel bringt, ist Fontanes unmißverständlicher Fingerzeig dafür, daß von den Steinen zum „Wir“ eine durchlaufende Verbindung erkennbar ist, daß die Bilder der Vorzeit hineinragen in die historische Situation eines Jahnke und einer Effi Briest.⁹

Mögen die Blutsteine am Herthasee auch nur der Phantasie Fontanes entspringen, jene anderen Blutsteine, die Fontane durch den Mund von Crampas indirekt erwähnt, sind durchaus bezeugt. Der spanische Conquistador Cortéz mußte zusehen, wie auf ihnen seine Landsleute von den Azteken hingeschlachtet wurden. Heinrich Heine hat in seiner ‚Vitzliputzli‘-Romanze über dieses Blutbad, über die rituelle Opferung der Spanier auf den Blutsteinen der Azteken berichtet, und Fontane weiß diese Heinesche Reminiszenz im Vorfeld der Geschichte von Verführung und Ehebruch anzubringen.

„Vitzliputzli ist nämlich ein mexikanischer Gott, und als die Mexikaner zwanzig oder dreißig Spanier gefangen genommen hatten, mußten diese zwanzig oder dreißig dem Vitzliputzli geopfert werden. Das war nicht anders, Landessitte, Kultus, und ging auch alles im Handumdrehen, Bauch auf, Herz raus . . .“ (138).

Hier haben wir eine bedeutsame Variation des zentralen Bildes der Blutsteine, auch wenn sie selbst nicht erwähnt werden. Doch wenn von Opfersteinen die Rede ist, so stellt sich zunächst einmal die Assoziation „Azteken/Vitzliputzli“ ein und nicht etwa der Gedanke an die Germanen im Ostseeraum. Insofern ergänzt Fontane mit dem Vitzliputzli-Motiv in bedeutsamer Weise den Bildkreis der bedrohlichen Steine. Vitzliputzli bleibt keine Episode in der Geschichte-Effi Briests. Er wird, gebunden an das Bild der Steine, zur Verkörperung jener den Roman bestimmenden Kraft, die Innstetten später im Gespräch mit Wüllersdorf als „Gesellschaftsetwas“ apostrophiert.

In direkterer Weise als im Vitzliputzli-Motiv wird gleich im ersten Kapitel auf die Steine gewiesen. Und zwar in einem Kontext, der keinen Zweifel daran läßt, daß hier das zentrale Anliegen des Romans in einer ersten Variation erscheint. Die Szene ergibt sich ganz beiläufig aus dem Spiel der Kinder. Doch was Fontane hier, wiederum in Verbindung mit Steinen, ins Bild setzt, ist die Vorwegnahme von Effis Geschichte. Banaler Anlaß ist der Plan der Kinder, die Überreste des gemeinsamen Stachelbeeressens im Teich zu versenken:

„Herta, du mußt nun die Tüte machen und einen Stein hineintun, daß alles besser versinken kann. Und dann wollen wir in einem langen Trauerzug aufbrechen und die Tüte auf offener See begraben.“
Wilke schmunzelte: „Is doch ein Daus, unser Fräulein, so etwa gingen seine Gedanken. Effi aber, während sie die Tüte mitten auf die rasch zusammengeraffte Tischdecke legte, sagte: „Nun fassen wir alle vier an, jeder an einem Zipfel und singen was Trauriges.“ „Ja, das sagst du wohl, Effi. Aber was sollen wir denn singen?“

„Irgendwas; es ist ganz gleich, es muß nur einen Reim auf ‚u‘ haben: ‚u‘ ist immer Trauervokal. Also singen wir: Flut, Flut, Mach alles wieder gut . . .“

Und während Effi diese Litanei feierlich anstimmte, setzten sich alle vier auf den Steg hin in Bewegung, stiegen in das dort angekettete Boot und ließen von diesem aus die mit einem Kiesel beschwerte Tüte langsam in den Teich niedergleiten.

„Herta, nun ist deine Schuld versenkt“, sagte Effi, „wobei mir übrigens einfällt, so vom Boot aus sollen früher auch arme unglückliche Frauen versenkt worden sein, natürlich wegen Untreue.“

„Aber doch nicht hier.“

„Nein, nicht hier“, lachte Effi, „hier kommt so was nicht vor. Aber in Konstantinopel“ . . .“ (14 f.)

Oder in Kessin, möchte man hinzufügen, um die Nähe zu betonen, die dieses Spiel für die sich um Effi entwickelnden Ereignisse gewinnen wird. Bezeichnend ist der Umkreis von Untreue und Schuld der Frauen, dazu die „Entsöhnung“ durch einen gewaltsamen Tod, welcher, wie im Bilde der Monumente am Herthasee, durch Steine und Wasser bezeichnet ist. Hier läßt Fontane sein Leitthema zum ersten Male anklingen, und zwar so, daß zwischen Anfang und Ende, zwischen harmlosem Kinderspiel und der unbarmherzigen gesellschaftlichen Wirklichkeit, an welcher Effi zerbrechen wird, ein unmittelbarer Zusammenhang hergestellt wird.

Fontane bleibt auch im weiteren Verlauf des Romans der im spezifischen Bilde und der Bildverschränkung sich ausdrückenden Thematik treu. Auf der Rückfahrt von Uvagla, in jener Szene also, in der sich alles entscheiden wird, hat Effi ein Gespräch mit Sidonie von Grasenabb, in dem letztere Effis Gefährdung und die Ursache für diese Gefährdung in bezeichnenden Worten zum Ausdruck bringt:

„Sie sollten sich nicht so sehr nach links beugen, meine gnädige Frau. Führt der Schlitten auf einen Stein, so fliegen Sie hinaus. Ihr Schlitten hat ohnehin kein Schutzleder und, wie ich sehe, auch nicht einmal einen Haken dazu.“ „Ich kann die Schutzleder nicht leiden; sie haben so was Prosaisches. Und dann, wenn ich hinausflöge, mir wär es recht, am liebsten gleich in die Brandung.“ (157)

Auch hier erscheinen also, das zentrale Bild variierend, wiederum die Steine als jene die Gefährdung bezeichnende Kraft, – ergänzt, wie bereits im ersten Kapitel, durch das Bild des Wassers. Und es wird noch ein weiteres aus diesem Gespräch deutlich, nämlich daß Effi nicht gewillt ist, ihr Leben auch über diese Schlittenpartie hinaus durch Haken und Schutzleder zu sichern. In dieser Weise, das machen ihre Worte deutlich, erhalten die Bilder der Gefährdung (hier in der Variation der Steine) einen untergründigen Reiz für Effi. Sie sind also nicht nur Zeichen einer äußerlichen, bedrohlichen Wirklichkeit; sie sind gleichzeitig Anhaltspunkte dafür, daß die Gefährdung in Effi selbst angelegt ist.

Furcht und gleichzeitig Faszination löst auch ein weiterer Stein aus, der dem Leser des öftern ins Blickfeld gerät. In Kessin bemerkt Effi einen eingegitterten Grabplatz außerhalb des Friedhofes, auf dem ein „weißer Stein in der Nachmittagssonne blinkte und blitzte“. (114) Es ist der Grabstein des mysteriösen Chinesen, dessen Geschichte sie anzieht und ihr gleichermaßen Angst einflößt: „Ja, schauerlich, und ich möchte wohl mehr davon wissen. Aber doch lieber nicht, ich habe dann immer gleich Visionen und Träume . . .“ (46) Immer wieder tritt an markanten Stellen dieser „blitzende“ Grabstein in Erscheinung. Zum letzten Male nach Effis entscheidendem Gespräch mit Crampas, wo der Stein ihr gleichsam als Warnung ins Auge fällt: „Gleich danach passierten sie den Hohlweg zwischen dem Kirchhof und der eingegitterten Stelle, und Effi sah nach dem Stein und der Tanne, wo der Chinese lag.“ (133) Geht man vom Ende des Romans aus, von dem bedeutungsvollen Umstand, daß Fontane Effis Grabstein zum letzten markanten Bild seiner Geschichte macht, so ergeben sich die Verbindungslinien von selbst. Die Geschichte des Chinesen und sein für Effi unheimliches Fortleben in Kessin, beides markiert durch den Stein, kann nicht getrennt gesehen werden von der inneren und äußeren Entwicklung der Titelfigur.

Wir erwähnten es bereits: Der Stein auf Effis Grab ist die letzte und wohl gewichtigste Variation der Steinmetapher in der zuvor beschriebenen Bildkette. Die Vorstellung der Blutsteine ist darin zu Ende geführt und aufgehoben. Zuvor schmückte eine Sonnenuhr das Heliotrop-Rondell. Auch darin lag wie im Heliotrop beides: der Bezug auf Naturhaftigkeit und Lichtsymbolik und der Hinweis auf jenen von der Zeit bestimmten Bereich von „Glanz und Ehre“, in dem die natürliche Gutheit des Menschen sich in ihr zerstörerisches Gegenbild verkehrt. Der marmorne Grabstein hat die Sonnenuhr verdrängt, doch weist er immer noch zurück auf Effis Lebenszeit, die

gleichermaßen unter dem Blumenbild wie unter dem Zeichen des Blutopfers stand. In diesem Sinne ist das Heliotrop-Rondell zum bildhaften Integrationspunkt von Effis Lebensgeschichte geworden. Von hier aus ergaben sich uns die verschlüsselten Hinweise auf die widerspruchsvollen Seiten ihres Wesens, auf ihre elfenhafte Bindung an einen lichten und harmonischen Bereich der Natur und zugleich auf ihre schuldhaften Verstrickungen, ihre latente Selbstgefährdung und ihre Bedrohung durch die unmenschlich starren Strukturen der (historisch und geographisch genau fixierten) menschlichen Gesellschaft.

Das Rondell im Garten der Briests, die Blutsteine vom Herthasee mit allen beschriebenen Variationen sind folglich nicht beliebige Requisiten des Romans. Sie erzählen vielmehr das unumgängliche Geschick der Effi Briest in einer Gesellschaftsstruktur, in der Prinzipien und Grundsätze jeden direkten Zugang zum Leben verbauen. Mithin gelingt Fontane zweierlei mit seinem zentralen Bild: Er skizziert die Möglichkeit des Daseins aus der Unbefangenheit und deutet gleichzeitig auf die tödliche Befangenheit des Menschen, wobei diese tödliche Kraft nicht allein von außen hereinbricht, sondern in der Protagonistin als Gegenbild und Konsequenz zu allem Unschuldigen und Lichtvollen mit angelegt ist.

Es gibt eine Stelle im Romanwerk Theodor Fontanes, die das Bild von der Unschuld, Verstrickung und Entsühnung einer jungen Frau noch einmal im Bilde der „Blutsteine“ vorführt. Gemeint ist das Märchen der Prinzessin von Siam, das uns im ‚Stechlin‘ erzählt wird. Auch hier geht es um einen Akt gesellschaftlicher Gewalt und den Wunsch des Opfers, in den Stand der Unschuld zurückfallen zu können:

... zu diesem Behufe wurde sie bald danach in eine Tempelhalle geführt, drin zwei mächtige Wannen standen, eine von rotem Porphyry und eine von weißem Marmor, und zwischen diesen Wannen, auf einer Treppe, stand die Prinzessin selbst. Und nun wurden drei weiße Büffel in die Tempelhalle gebracht, und der Hohepriester trennte mit einem Schnitt jedem der drei das Haupt vom Rumpf und ließ das Blut in die danebenstehende Porphyrywanne fließen. Und jetzt war das Bad bereitet, und die Prinzessin, nachdem siamesische Jungfrauen sie entkleidet hatten, stieg in das Büffelblut hinab, und der Hohepriester nahm ein heiliges Gefäß und schöpfte damit und goß es aus über die Prinzessin . . . Direkt aus der Porphyrywanne stieg die Prinzessin in die Marmorwanne, drin alle Wohlgerüche Arabiens ihre Heimstätte hatten, und alle Priester traten mit ihren Schöpfkellen aufs neue heran, und in Kaskaden ergoß es sich über die Prinzessin, und man sah ordentlich, wie die Schwermet von ihr abfiel und wie all das wieder aufglühte, was ihr der räuberische Nachbarfürst genommen . . .¹⁰⁾

Die Blutsteine des Herthasees, hier tauchen sie wieder auf, als Sinnbilder von Schuld, Gewalt und Opferung. Doch ihre Kraft ist gebrochen. Der Porphyry beherrscht nicht mehr das Geschehen. Das blutige Opfergefäß ist überwunden im Akt der Reinigung und Läuterung: dargestellt im Bilde des Marmors und der „Wohlgerüche Arabiens“. Wir befinden uns, das sei nicht vergessen, im Phantasieraum des Märchens. Hier ist ein solches „Purgatorium“ möglich und glaubwürdig. Die Geschichte Effis aber kann nicht ins Wunderbare ausweichen. Die Opfersteine bleiben dort unerbittliche, letzte Wirklichkeit. Dennoch ist eine trostvolle Verbindung zur Geschichte der siamesischen Prinzessin nicht zu übersehen. Fontane beschließt seine Lebensbeschreibung der Effi mit einem letzten Blick auf ihre marmorne Grabplatte, eingerahmt vom duftenden Heliotrop. Ein Schlußtableau, das im Sinne der zitierten Passage des orientalischen Märchens die Elemente der Geschichte noch einmal aufnimmt und zugleich überwindet.



Anmerkungen

- 1) Siehe hierzu: Peter Demetz: Formen des Realismus: Theodor Fontane. München 1969; Ingrid Mittenzwei: Die Sprache als Thema, Untersuchungen zu Fontanes Gesellschaftsromanen. Bad Homburg/Berlin/Zürich 1970; Walter Müller-Seidel: Theodor Fontane — Soziale Romankunst in Deutschland. Stuttgart 1975
- 2) Donald C. Riechel: Effi Briest and the calendar of fate. In: Germanic Review, May 1973, S. 189—211; Richard Brinkmann: Der angehaltene Moment, Requisiten-Genre-Tableau bei Fontane. In: DVjs 53 (1979), Heft 3, S. 429—462
- 3) Josef Thanner: Symbol and function of the symbol in Theodor Fontane's 'Effi Briest'. In: Monatshefte 57 (1965), S. 187—192
- 4) Conrad Wandrey: Theodor Fontane. München 1919, S. 276
- 5) Theodor Fontane: Werke, Schriften und Briefe, Abteilung I, Band 4, hrsg. von Walter Keitel und Helmuth Nürnberger, Carl Hanser Verlag, München 1973, S. 283. Im folgenden wird nach dieser Ausgabe zitiert und nur noch auf die Seitenzahlen verwiesen.
- 6) Zitiert nach Peter-Klaus Schuster: Theodor Fontane 'Effi Briest', ein Leben nach christlichen Bildern. Tübingen 1978, S. 111
- 7) ebd., S. 110—125
- 8) Als Blutstein ist neben dem Heliotrop im Deutschen auch der Hämatit bekannt. Im englischsprachigen Raum, wo Fontane sich entscheidende Jahre seines Lebens aufhielt, ist das Wort „bloodstone“ allein auf den Heliotrop bezogen.
- 9) Fontane ist an anderer Stelle noch einmal eingegangen auf die Blutsteine vom Herthasee und hat sie dabei detailliert beschrieben. Siehe dazu die Fontanesche Notiz über die Opfersteine, die zu einem Konvolut von Aufzeichnungen über die Insel Rügen gehört und bei einem Aufenthalt daselbst im September 1884 gemacht wurde. Zuerst veröffentlicht in: Theodor Fontane: Romane und Erzählungen in acht Bänden, hrsg. von Peter Goldammer, Gotthard Erler, Anita Golz und Jürgen Jahn, Berlin/Weimar 1969, Band 7, S. 575
- 10) Theodor Fontane: Werke, Schriften und Briefe, Abt. I, Bd. 5, S. 198ff.

Kontroverse über ein Fontane-Gedicht:

Es kribbelt und wibbelt weiter

Die Flut steigt bis an den Ararat,
Und es hilft keine Rettungsleiter,
Da bringt die Taube Zweig und Blatt –
Und es kribbelt und wibbelt weiter.

Es sicheln und mähen von Ost nach West
Die apokalyptischen Reiter,
Aber ob Hunger, ob Krieg, ob Pest,
Es kribbelt und wibbelt weiter.

Ein Gott wird gekreuzigt auf Golgatha,
Es brennen Millionen Scheiter,
Märtyrer hier und Hexen da,
Doch es kribbelt und wibbelt weiter.

So banne dein Ich in dich zurück
Und ergib dich und sei heiter;
Was liegt an dir und deinem Glück?
Es kribbelt und wibbelt weiter.

(Fontane 1888)*

Günter Kunert, Kaisborstel

Fontane misanthropisch**

Zur menschlichen Hybris gehört es ganz offenkundig, kollektive Erfahrungen weder zweckdienlich vermitteln noch als Lehre nutzen zu können. Eine Tatsache, gegen die sich unser Verstand sträubt, da wir uns unzweifelhaft für vernünftige Wesen halten und diese Selbstüberschätzung mit allen irrationalen Mitteln zu verteidigen pflegen. Manchmal jedoch läßt sich die trostlose Wahrheit unserer genetisch bedingten Beschränktheit nicht wunschgemäß verheimlichen. Irgendeiner kommt und lüftet den Schleier über dem verdrängten Faktum. Unerwarteterweise hat dies ein Autor getan, dem eher die Bezeichnung human, gar humanistisch angeheftet worden ist: Theodor Fontane, der Erzähler einer Berlinschen und märkischen Kleinwelt. In diesem kaum bekannten Gedicht erweist er sich als resignativer Misanthrop-falls man gewillt ist, eine desillusionierte Anschauung der Menschheit so zu benennen.

* Theodor Fontane: „Werke, Schriften, Briefe“. 20 Bände in vier Abteilungen. Hrsg. von Walter Keitel und Helmut Nürnberger. Band 6: „Gedichte“. 2. revidierte und im Anhang erweiterte Auflage. Carl Hanser Verlag, München 1978.

** Nachdruck mit freundlicher Genehmigung des Autors aus der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ vom 10. 6. 1989

Was zu seiner Epoche noch den glaubhaften Schein einer hoffnungsträchtigen Entwicklungsfähigkeit besaß, ist hier mit dem Neutrum „Es“ schon radikal disqualifiziert. Dieses „Es“ reduziert das Gemeinte, Menschheit eben, auf seinen rein organischen Charakter, der jedoch durch die entsprechenden Verben „kribbeln“ und „wibbeln“ assoziativ in Bezug zum Insektenbereich, zum Ameisenhaufen gesetzt wird. Unter diesem Aspekt erweist sich Geschichte, wie andeutungsweise in den ersten drei Strophen dargestellt, als die totale Sinnlosigkeit. Fontane wird hier plötzlich ein Vorläufer und Geistesverwandter des Philosophen Theodor Lessing, dessen Werk „Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen“ wie die theoretische Bestätigung der Fontaneschen Verse gedacht wirkt.

Fontane, auf einer Lese-Reise im Jahr 1989, würde gewiß die berüchtigte Frage zu hören bekommen, wo denn das Positive bleibe und ob denn sein Pessimismus nicht weithin Lähmung verbreite und zum Suizid anstifte. Dann müßte er wohl erwidern, daß, selbst wenn eine winzige Minorität solche Konsequenzen aus den unbestreitbaren Einsichten zöge, die Mehrheit dennoch weiterkribbeln und -wibbeln würde. Er könnte zum Beispiel darauf hinweisen, daß nach dem Ende des zweiten Weltkrieges sogar fünfzig Millionen Menschen mehr auf der Erde existierten als zuvor und daß gegenwärtig, trotz global sinkender Lebens- und Umweltqualität, bereits die Sieben-Milliarden-Grenze überschritten sei, ohne daß ein Einhalten des Kribbelns und Wibbelns abzusehen wäre.

Und, Herr Fontane, was unternehmen Sie gegen diese heraufziehende Katastrophe? Wie kämpfen Sie dagegen an?

In der letzten Strophe nennt der Schriftsteller sein Credo, das nun auch nicht gerade ermutigend klingt und die Leser enttäuschen muß. Es ist nämlich die Forderung nach dem Verzicht auf Individualität, auf individuelles Dasein: Man habe sich selber zurückzunehmen und sich ins doch offenkundig Unabänderliche zu schicken. Erst wer die Waffen in diesem sinnlosen Kampf streckt und kapituliert, wer sich mit den unveränderlichen Gegebenheiten abfindet, fände zu einer ruhigen Heiterkeit. Ein uraltes Rezept, das wir bereits bei Marc Aurel in den „Selbstbetrachtungen“ nachlesen können, wo es heißt: „Zieh dich in dich selbst zurück! Die in uns zur Herrschaft bestimmte Vernunft ist darauf angelegt, ihr Genügen in sich selbst zu finden, wenn sie das Rechte tut und dabei Frieden in ihrer Seele hat.“ Und fernerhin: „Es ist sinnlos, dem Schicksal zu grollen; denn es nimmt kein Klagen an.“

Aber Fontanes Gedicht schließt nicht mit billigem Trost, mit einer Flucht zu metaphysischen Mächten. Obgleich es die Frage nach dem persönlichen Glück mit verneinendem Unterton formuliert, bleibt die Frage dennoch zur Beantwortung dem Leser überlassen. Und die allerletzte, refrainartige Zeile enthält den Stachel der Beunruhigung, weil sie den Blick nicht von den Termiten lassen kann, mit denen wir identisch geworden sind.

Gisela Gackenholtz, Lüneburg

Eine Entgegnung

Fontane bringt in diesem keineswegs „kaum bekannten“ Gedicht, wie Günter Kunert annimmt, eine Grunderfahrung zum Ausdruck, der sich kein nachdenkender Mensch verschließen kann: die Menschheit ist von Urzeiten an von großen Katastrophen

heimgesucht worden, die mit millionenfacher Vernichtung einhergingen. Die Sintflut, Hunger, Krieg, Pest, religiöse Verfolgung haben ganze Völker, ganze Gruppen dahingerafft, doch hat sich das Menschengeschlecht immer wieder erholt. Es hat nie den totalen Untergang gegeben, und zwar weder physisch noch psychisch. Auch die großen Ideen sind trotz aller Bedrängnisse lebendig geblieben (etwa im Christentum), denn „es kribbelt und wibbelt weiter“. Fontane denkt dabei, ohne es ausdrücklich zu erwähnen, an das Gewimmel auf einem Ameisenhaufen, das, oberflächlich gesehen, dem Auge des naiven Betrachters ein zielloses Hin und Her von Tausenden von Einzelwesen darbietet: eben dieses Gewimmel. Dahinter steht aber die Ordnung eines wunderbaren Bauplanes für die Gesamtheit, in dem jedem Individuum genau festgelegte Aufgaben zur Erhaltung des Ganzen zugeteilt sind. Das Einzelwesen wird zwar in diesem Gesamtgefüge gemäß seines ihm bestimmten biologischen Lebensablaufes von Zeugung und Geburt über alle Entwicklungsphasen bis zum Tode schließlich zugrunde gehen, aber seine Spezies soll erhalten bleiben, jedenfalls solange es die Lebensbedingungen auf unserem Gestirn Erde erlauben. Dieses Lebensprinzip gilt für alle uns in milliardenfachen Ausprägungen umgebenden Organismen: also **kurzes** Leben des Einzelnen, aber **Erhaltung** der Gattung, und gilt somit auch für das Menschengeschlecht: es fluktuiert auf der Erdoberfläche in einem ständigen Kommen und Gehen, das ihm nolens volens als Lebensprogramm zugeteilt ist, das zu erfüllen es nicht umhin kann. Sofern man gemäß unseres Kausalitätsdenkens eine Zielgerichtetheit in der Natur zu erkennen glaubt, kann man eine gebieterische Notwendigkeit in diesem Ablauf sehen, vielleicht sogar etwas Positives. Aber man braucht auch keine wertenden Akzente zu setzen und nur das Phänomen zur Kenntnis nehmen, so wie es Fontane hier, bezogen auf das Menschengeschlecht, tut. Jedenfalls erweist sich Fontane hier keineswegs als „resignativer Misanthrop“ mit einer „desillusionierten Anschauung der Menschheit“, wie ihn Kunert sehen will. Man könnte sich vorstellen, daß Fontane auf seinen täglichen Spaziergängen durch die Straßen Berlins, das im Begriff war, sich zur Weltstadt zu entwickeln, beim Anblick der Mengen von Menschen, denen er begegnete und die an ihm vorbeieilten, den Eindruck von Gewimmel hatte. Jedes Individuum auf ein Ziel hinstrebend, emsig, rührig, aber immer ohne Kontakt untereinander und in einer Art von Anonymität. Aber Fontane wird bei seinen Betrachtungen kaum **wertende** Akzente gesetzt haben, vor allem nicht den der maudite race. Kunert jedoch hört aus dem „Kribbeln und Wibbeln“ eine abwertende, ablehnende Haltung heraus. Vor allem stößt Kunert sich an dem „Es“. Er setzt dieses „Es“ gleich mit Menschheit, die „auf ihren rein organischen Charakter reduziert“ wird. Hier irrt Kunert. Dieses „Es“ hat eine rein grammatische Funktion wie in Tausenden vergleichbaren Wendungen in unserer Sprache. Man braucht nur einmal ein alphabetisches Verzeichnis von Gedichtanfängen in einer Anthologie durchzusehen, um festzustellen, wie häufig dieses „Es“ ist. Es weist also nur auf das Geschehen hin, nicht auf das Subjekt, den Handelnden. Insofern ist es falsch, in diesem „Es“ eine von Fontane beabsichtigte „Disqualifizierung“ des Menschengeschlechts zu sehen. —

Man kann auch nicht, wie Kunert es tut, Fontane unterstellen, daß er mit diesem Kribbeln und Wibbeln die „totale Sinnlosigkeit“ der Menschheitsgeschichte gemeint hat. Fontane ist immer viel zu skeptisch, aber auch viel zu bescheiden gewesen, als daß er sich zu derartigen Behauptungen hätte hinreißen lassen. Fontane sagt hier wie auch sonst sehr oft: So ist es! Er sagt aber nicht: daß es so ist, ist sinnlos. Das Leben als solches trägt seinen Sinn in sich selber. Man kann ihn nicht von außen her auf Grund irgendwelcher Schlußfolgerungen hineininterpretieren und ebensowenig herausinterpretieren. Die Frage ob sinnvoll oder sinnlos läßt sich in bezug auf das Le-

ben überhaupt nicht stellen. Sie überschreitet gewissermaßen unsere Kompetenzen. Man könnte sich hier an ein anderes Fontane-Gedicht erinnern:

Die Frage bleibt

Halte Dich still, halte dich stumm:
Nur nicht forschen, warum? warum?
Nur nicht bittre Fragen tauschen,
Antwort ist doch nur wie Meeresrauschen,
Wie's dich auch aufzuhorchen treibt,
Das Dunkel, das Rätsel, die Frage bleibt.

Dieses Gedicht bezieht sich auf die eigene Lebenssituation Fontanes: viele Enttäuschungen, „bittere Fragen“. Jedoch läßt sich die Einsicht: „Das Dunkel, das Rätsel, die Frage bleibt“ auch auf das große Geschehen im Rahmen der Menschheitsgeschichte übertragen.

Völlig verfehlt ist es also, aus Fontanes Gedicht „Pessimismus“, „Lähmung“, zum „Suizid“ anstiftend, herauszulesen, wie Kunert es tut.

Kunert kann es nun nicht lassen, auf die Bevölkerungsexplosion hinzuweisen. Und in einem arroganten, unangemessenen Ton, den er vielleicht sogar apart findet, stellt er die Frage: „Und, Herr Fontane, was unternehmen Sie gegen diese heraufziehende Katastrophe? Wie kämpfen Sie dagegen an?“ Man könnte die Frage an Kunert zurückgeben: „Herr Kunert, was unternehmen Sie . . . usw. außer daß Sie als Schriftsteller darüber **reden?**“ Diese Frage an Fontane ist in der betonten Form der schneidenden Höflichkeit vorgetragen. Sie ist aggressiv, und man spürt die herausfordernde Ablehnung der Fontaneschen Position.

Aber sie geht wieder an dem Fontaneschen Gedicht völlig vorbei. Fontane richtet seinen Blick auf die Schrecknisse der **Vergangenheit** und stellt das Weiterleben der Spezies Mensch fest: Es kribbelt und wibbelt weiter. Kunert ist fixiert auf eine hypothetische Katastrophe in der **Zukunft**, die er in diesem hypertrophischen Wachstum der Menschheit sieht, der es eines Tages infolge ihrer Massenhaftigkeit an „Lebens- und Umweltqualität“ mangeln wird. Fontane sagt: Erst kommt das Unglück, aber dann geht es weiter, Kunert dagegen: das Weiterleben als solches, wie wir es zu erwarten haben, ist das Unglück.

Man kann vielleicht sagen: Kunert läßt seine Gedanken weiterschweifen, in Anlehnung an das Fontanesche Gedicht, aber mit dem Gedicht als solchem hat das nichts zu tun.

Nun zu den letzten 4 Zeilen: Fontane sieht sich, ohne daß er es expressis verbis ausspricht, vor dem Hintergrund des Weltgeschehens als ein kleines, unbedeutendes Einzelindividuum, fast ein Nichts. „Was liegt an Dir und Deinem Glück?“ Und so ruft er sich selber in seiner Selbstbesinnung gewissermaßen zur Ordnung „So banne dein Ich in dich zurück, und ergib dich und sei heiter“. Das ist die Lebensweisheit von Fontane, dieses „heitere Darüberstehen“. Das ganze Gedicht ist darauf angelegt, in der letzten Strophe diese Gedanken zu formulieren.

Was macht aber Kunert daraus? Er sagt, daß dieses „Credo nicht gerade ermutigend klingt und die Leser enttäuschen muß“. Er glaubt, aus Fontanes sich Ergeben „einen Verzicht auf Individualität, auf individuelles Dasein“ herauszuhören. Ein völligeres Mißverständnis! Dieses „Erkenne dich selbst“ von Fontane ist eine Wertbestimmung des persönlichen Seins vor einem größeren Hintergrund, und sie allein ermöglicht es, die Akzente im Einzelleben richtig zu setzen. Das ist aber kein Verzicht auf individuelles Dasein, sondern im Gegenteil seine Einordnung in das große Ganze.

Nun zu dem Schluß dieser Interpretation: Kunert spricht von dem „Stachel der Beunruhigung“, weil der Leser „den Blick nicht von den Termiten lassen kann, mit denen wir **identisch geworden** sind“. Wieder muß man sagen, daß dieser Gedanke in dem Refrain „Es kribbelt und wibbelt weiter“ nicht enthalten ist. Kunert will mit der Identitätsbezeichnung etwa sagen, daß wir **herabgesunken** sind auf das Niveau von Termiten, worin gewiß menschliche **Hybris** steckt, auf die Kunert zu Beginn seiner Interpretation in einem andern (übrigens auch anfechtbaren) Zusammenhang hinweist. Die Termiten bilden aber in ihrer gewaltigen, für unsern Blick wimmelnden Zahl einen wohlgeordneten Staat, in dem jedes einzelne Insekt seinen festen Platz, seine für es programmierte Aufgabe hat, die das ganze Gebilde erst ermöglicht und zu einer bewundernswerten Form gestaltet. Man kann Kunert vielleicht für seinen Vergleich einen kleinen Rest an Recht geben, insofern als die Termiten in ihrem massenhaften Auftreten den Charakter von Schädlingen haben, die die Umwelt anderer Organismen, also auch die des Menschen zerstören können. Noch sind wir aber trotz des weltweiten Anwachsens der **Menschheit** nicht mit Termiten **identisch geworden**, obwohl wir uns durchaus schon als Schädlinge im Naturgeschehen betrachten können. Man hat jedoch die Hoffnung, daß eine Selbstregulierung in der Natur wieder ein normales Gleichgewicht herstellen **kann**, und wenn nicht, so kann man in Abwandlung der Fontaneschen Worte sagen: Was liegt schon an unserem eigenen Glück! So möchte ich zum Schluß sagen, daß Kunert mit seinen düsteren apokalyptischen Vorstellungen keinen Zugang mehr hatte zu der im Grunde doch sehr schlichten Fontanischen Lebensweisheit und somit zu einer Fehlinterpretation des Gedichtes „Es kribbelt und wibbelt weiter“ gekommen ist.

Yozo Tatsukawa, Tokyo

Fontanes Welt (Tokyo 1988)

Die Fontane-Renaissance. Eine Einleitung*

Wann kam denn in Deutschland die neue Wortbildung „Fontane-Renaissance“ zustande? Zwar bin ich nicht in der Lage, darüber eine unbedingt genaue Angabe zu machen, aber ich glaube, soviel ich mich jetzt entsinnen kann, zum ersten Mal in einer der 1964 in der Bundesrepublik erschienenen Bücherschauen auf dieses Wort gestoßen zu sein. Seitdem hat es, wie mir scheint, begleitet von Adjektiven wie „klein“ bzw. „still“, doch nach und nach in der literarischen Welt der beiden deutschen Staaten gewissermaßen das Bürgerrecht erworben . . .

Seit Ende der fünfziger Jahre wurde eine Anzahl von Werken Fontanes wie um die Wette herausgegeben, was eben der oben erwähnten Fontane-Renaissance zugrunde lag, diese aber auch gleichzeitig förderte. Davon sollen hier lediglich drei größere Werkausgaben genannt werden:

- (1) Sämtliche Werke, 24 Bände, hrsg. von Edgar Groß und Kurt Schreinert.

* Wir danken Herrn Prof. Tatsukawa für die Übersetzung der Einleitung und des Inhaltsverzeichnisses seines Fontane-Buches ins Deutsche und für die freundliche Genehmigung zur Publikation

Nymphenburger Verlagshandlung München:
1959-1975.

- (2) Sämtliche Werke, bisher 15 Bände, hrsg. von
Walter Keitel. Carl Hanser Verlag
München: 1962 ff.
- (3) Romane und Erzählungen, 8 Bände, hrsg. von
Peter Goldammer, Gotthard Erler u. a. Aufbau-Verlag Berlin/Weimar:
1969 ff.

Im gleichen Verlag erschienen inzwischen auch Wanderungen durch die
Mark Brandenburg und Autobiographische Schriften.

Die beiden ersteren Werkausgaben, in der BRD herausgegeben, sind heute erst
nach Jahr und Tag als zuverlässige, fast umfassende gesammelte Werke Fontanes ab-
geschlossen; übrigens zählen zur Nymphenburger Ausgabe eigentlich 30 Bücher, zu
denjenigen vom Hanser Verlag kamen später noch Briefe in 4 Bänden hinzu, aber
auch die dritte aus der DDR schwoll über den Bereich der Romane und Erzählungen
hinaus an und umfaßt nun, im Jahre 1988, insgesamt 18 Bände. Überdies rechnet
keine dieser Ausgaben von Anfang an mit solch einem großen Umfang, was ich hier
für viel bedeutsamer halte. Die erste Ausgabe (NFA) wurde nämlich anfangs auf 8
Bände mit Romanen und Erzählungen geplant, die zweite (HFA) wurde auch, nach-
dem sie bescheiden als ausgewählte Werke in 2 Bänden gestartet worden war, im
Verlauf der Edition immer umfangreicher. In dieser Hinsicht macht die dritte (AFA)
keine Ausnahme. Infolgedessen sind, offenbar notwendigerweise, gewisse Änderun-
gen bei ihrer Edition erfolgt.

Bei so einem überwältigenden Anblick fühle ich mich versucht, verschiedene Ei-
genschaften dieser Ausgaben eingehender zu überprüfen, aber jetzt möchte ich nur be-
tonen, daß jenes Staunen, in das mich zuerst das Wort „Fontane-Renaissance“ ver-
setzte, allmählich endete, als ich die Werdegänge der größeren Ausgaben berücksich-
tigte. Das zeugt gewiß davon, daß die erneute Wertschätzung von Fontanes Dichtun-
gen sozusagen festen Fuß fassen konnte, und in den sechziger Jahren, wo diese gro-
ßen sämtlichen bzw. ausgewählten Werke hintereinander herausgegeben wurden, ge-
langten auch Veröffentlichungen der Fontane-Literatur, wie neuentdeckte Briefe,
mancherlei andere Materialien, Erläuterungen fürs breite Publikum, literaturwissen-
schaftliche Monographien usw. förmlich zur Blüte. Auf Vorschlag des Theodor-
Fontane-Archivs fanden in Potsdam schon einige Male internationale Symposien der
Fontane-Forschung statt.

Auch bis heute haben sich weder die Fontane-Forschung noch Veröffentlichungen
der Fontane-Literatur vermindert, aber das Wort „Fontane-Renaissance“ wird nicht
mehr eigens ausgesprochen, was als Beweis dafür dienen mag, daß sich die Liebe zu
Fontanes Dichtungen wie deren Wertschätzung bereits ziemlich stabilisiert haben.
Dies kann aber selbstverständlich für das deutsche Sprachgebiet zutreffen, bei uns in
Japan ist es leider nicht der Fall. Bei uns kann man höchstens von einer gewissen
Zunahme der Fontane-Forscher sprechen, und um diesen denkwürdigen Zustand etwas
zu erhellen, muß man, wie mir dünkt, nicht nur Fontanes Werk selbst, sondern
auch dessen Rezeptionsweise erörtern. Hoffentlich werde ich dieses Problem im vor-
liegenden Buch, wenn auch in einer mittelbaren Weise, entwirren können.
In diesem Zusammenhang muß ich auch die neue differenziertere Wertschätzung
Preußens erwähnen, die literaturgeschichtliche Auseinandersetzungen beeinflusste, de-
ren Wellen jedoch kaum ans Ufer unserer literarischen sowie journalistischen Welt
schlugen.

Als markante Beispiele einer neuen Geschichtsbetrachtung seien hier nur erwähnt, die in der DDR 1980 erfolgte Rückführung des Denkmals Friedrich des Großen von Potsdam zu seinem einstigen Platz Unter den Linden, im Herzen der Hauptstadt, sowie die 1981 in Berlin (West) veranstaltete großartige Preußen-Ausstellung. Was nun das heutzutage kleiner erscheinende Problem des bereits zu einem historischen Faktum gewordenen Preußen betrifft, so mag es vom ostasiatischen Winkel aus, wo wir uns befinden, im großen und ganzen nur wie eine sehr ferne Szene aussehen.

Allein daß Fontane mit Preußen so intim verbunden war, darauf muß man doch besonders aufmerksam sein. In der Tat ist er Romancier geworden, indem er lange mitten im Strudel jener Zeit lebte, in der Preußen für ganz Deutschland, sogar für ganz Europa, eine immer größere Rolle spielte. Wie es damit für Fontane in Wirklichkeit stand, werde ich in den ersten Kapiteln beschreiben. Aber das Gewebe des Verhältnisses Fontanes zu Preußen ist im wahrsten Sinne des Wortes um so undurchsichtiger, je länger und enger er mit der preußischen Zeitgeschichte verbunden war. Wenn seine Ansichten im Grunde genommen auch auf eine Kritik am Preußentum hinauslaufen, so gewinnen sie doch nicht ohne weiteres eindeutige Konturen. Also wird es auch eine wichtige Aufgabe der vorliegenden Arbeit sein, solche komplizierten Beziehungen des Autors zu den Zeitverhältnissen aufzunehmen und dadurch den wahren Gehalt von Fontanes kritischem Preußen-Verhältnis zu untersuchen.

Man sagt, daß Fontane nicht nur Dichter Preußens war, sondern auch Dichter Berlins. Es ist auch in der Tat über sein Leben und Werk nicht einmal zu sprechen, wenn man diese eine Weltstadt werdende Residenz Preußens ausklammert; ja, es ist keine Übertreibung, wenn man behauptet, daß seine dichterische Welt, die gerade mit dieser bedeutenden Stadt, die nach der Jahrhundertwende zu einer Art Weltmetropole aufstieg, schritthaltend aufwuchs, gewiß auch der Behandlung von einer stadtkundlichen Sicht aus bedarf. Auf jeden Fall war es für die Fontaneschen Dichtungen von unendlich großer Bedeutung, daß er in Berlin seinen ständigen Wohnsitz besaß und dort seine schriftstellerische Tätigkeit entfalten konnte, und so wird meine Untersuchung auch mit diesem Aspekt viel zu tun haben.

Wie schon angedeutet, lernte nicht nur die Literaturwissenschaft im allgemeinen den Erzähler Fontane schätzen, sondern im besondern brachten auch bekannte Schriftsteller des 20. Jahrhunderts wie Thomas Mann, Uwe Johnson u. a., ihre Liebe und Achtung ihm gegenüber öffentlich zum Ausdruck. Aber andererseits ist nicht zu leugnen, daß mancher Fontanes Werk als einen etwas zu schwachen Gegenstand ansieht, um mit einem scharfen Problembewußtsein darauf eingehen zu können, was leider den Schriften solcher führenden Kritiker wie M. Reich-Ranicki u. a. unverkennbar entnommen werden kann. Da man manchmal bei unseren Germanisten gleiche Stellungnahmen zu diesem Problem findet, so werde ich mich auch damit so gerecht wie möglich, auseinandersetzen; zählt dies doch zu den Beweggründen dafür, daß ich mich zur Abfassung dieses Buches entschloß.

Übrigens muß ich in diesem Zusammenhang vor allem noch die unvergleichbare, geradezu einzigartige Tatsache in der Literaturgeschichte erwähnen, daß er erst im Alter von etwa 60 Jahren als wirklich großer Romanschriftsteller auftrat. Und doch ist diese Tatsache nicht nur ein Beweggrund, sondern sie ist auch noch Gegenstand meiner Betrachtung. Meines Erachtens kann Fontane schon allein deswegen als erforschenswertes literarisches Phänomen angesehen werden.

Dieses Buch enthält – das ahnt man wohl schon beim Überlesen des Inhaltsverzeichnis – im zweiten Teil, dem umfangreichsten, der auch eine Mittelstellung ein-

nimmt, monographische Abhandlungen über die Themen, die mir für die Fontane-Forschung unvermeidlich erscheinen. In diesem Sinne ist es gleichsam als eine Fachliteratur angelegt; doch ich will keineswegs im Rahmen solcher Schriften verbleiben, und deshalb ist dieser Teil von einem ersten mit einführenden Erläuterungen über Fontanes Leben und Werk und einem dritten, essayistischen, eingerahmt. Dieser enthält Aufsätze über Fontanes Zeit und über Schauplätze des Werkes wie Wanderungs-orte des Dichters.

Ich hoffe, daß diese verschiedenartigen Untersuchungen so aufeinander wirken, daß Fontanes eigene dichterische Welt sich besonders heraushebt. Dabei versteht es sich von selbst, daß diese eigene Welt keinesfalls von den Widersprüchen in Fontanes Umwelt und seinem Werk herausgelöst wird. Deshalb und weil sich die vorliegende Arbeit für das erste Fontane-Buch in Japan auszugeben wagt, habe ich gerade diese Konzeption gewählt. Jetzt wünsche ich mir sehr, daß sich diese Zielsetzung gut bewahren möge.

Tatsukawa, Yozo: Fontane no sekai = Fontanes Welt
Tokyo (Shunkosha-Verlag) Dez. 1988

Inhaltsverzeichnis:

„Die Fontane-Renaissance“. Eine Einleitung	5
Erster Teil	
1. Kapitel Leben und Werk	13
2. Kapitel Altersromane und -erzählungen	39
Zweiter Teil	
1. Kapitel Zwiespalt und dessen Überwindung. Zur Klärung der Fontaneschen Schaffensweise	71
2. Kapitel Demetz: Über Fontanes Realismus. Mit Besprechung	99
3. Kapitel Bedeutung der Großstadt Berlin. Doppelseitigkeit und andere Probleme	124
4. Kapitel Fontane und der Harz. Im Schatten der Berliner Romane	148
5. Kapitel „Der Stechlin“ als politischer Roman. Wie soll man die eigene Struktur schätzen?	163
Dritter Teil	
1. Kapitel Berlin zur Zeit Fontanes (Berliner Berühmtheiten, Wohnverhältnisse, Zusatz)	185
2. Kapitel Kleine Wanderungen durch die Fontane-Orte (Berlin, Die Grafschaft Ruppín, Das Oderbruch, Die Altmark, Der Harz, Potsdam)	201
Zeittafel	247
Literaturverzeichnis	253
Nachwort	267

Ernst Braun, Dresden (Hrsg.)

Max Tau:

**Einführung in Leben und Werk Theodor Fontanes
anlässlich der norwegischen Ausgabe von „Effi Briest“¹
(Oslo 1976)**

„Leben heißt überwinden lernen!“ An versteckter Stelle steht das Wort, das doch die Summe von Theodor Fontanes Wesen und Leben zieht: in seinem frühesten Roman „Vor dem Sturm“. Weitschweifig, in der Manier seines geliebten Walter Scott, ohne tiefere psychologische Probleme zu berühren, macht der Siebenundfünfzigjährige hier eine kurze, historisch bedeutsame Zeitspanne lebendig: die Tage vor dem Aufbruch zur Befreiung aus napoleonischer Herrschaft in einem Winkel der Mark Brandenburg. Damit aber, ein Überwinder, erkämpft er sich, von äußerster materieller Not bedrängt, den Durchbruch zu seinem wesentlichen Selbst, ersteht erst der unsterbliche Fontane.

„Der Roman“, sagt ein Brief vom September 1876, „ist in dieser für mich trostlosen Zeit mein einziges Glück, meine einzige Erholung. In der Beschäftigung mit ihm vergesse ich, was mich drückt . . . Ich empfinde im Arbeiten daran, daß ich nur Schriftsteller bin und nur in diesem schönen Beruf — mag der aufgeblasene Bildungspöbel darüber lachen — mein Glück finden konnte.“ Zwei Jahre später: „Das Glück besteht darin, daß man da steht, wo man seiner Natur nach hingehört. Selbst die Tugend- und Moralfrage verblaßt daneben.“

Das Schicksal hat es ihm schwermgemacht, den Platz zu erobern, auf den er „seiner Natur nach gehörte. Als Sohn eines Apothekers kam er am 30. Dezember 1819 in Neuruppin bei Berlin zur Welt. Beide Eltern — die Großmütter waren märkischer Abstammung — gehörten zur französischen „Kolonie“, waren Nachkommen von Hugenotten. Nach blutigen Glaubenskriegen hatte König Heinrich IV., le bon roi Henri, 1598 im „Edikt von Nantes“ den Protestanten Religionsfreiheit und politische Rechte zugesichert. Sein Enkel, Ludwig XIV., annullierte 1685 das Edikt; entzog den Protestanten jegliche Rechte religiöser und politischer Art. Die Flucht von Tausenden war die Folge; „un des grands malheurs de la France“, wie Voltaire urteilte, denn es waren die Charakterstärksten, die sich den Gefahren solcher Flucht aussetzten: dem auf der Flucht Ergriffenen drohte die Galeere.

Damals regierte in der Mark Brandenburg, der Keimzelle des späteren Königreichs Preußen, der Kurfürst Friedrich Wilhelm, den die preußische Geschichtsschreibung den „Großen Kurfürsten“ nennt. Er gab den Réfugiés in seinem durch den Dreißigjährigen Krieg entvölkerten und verarmten Lande „eine sichere und freye retraite“: alle bürgerlichen Rechte. Das war nicht nur Beistand des selber calvinistisch-protestantischen Fürsten für seine Glaubensgenossen, war auch ein Akt nüchtern-politischer Klugheit: die Réfugiés hoben sich durch feinere Umgangsformen von den noch recht unkultivierten Märkern ab, sie brachten auch bis dahin unbekannt gebliebene Industrien ins Land: Seiden-, Woll-, Lederwarenfabrikation, Gold-, Silber-, Zinnbearbeitung, Handschuhmacherei und anderes. Strumpfwirker war der erste Fontane (oder Fontaine), der 1690 nach Deutschland kam und sich 1697 in Berlin mit Marie du Quesne verheiratete. Ein Pierre Barthelemy Fontane ist Ende des achtzehnten Jahrhunderts „Sekretär Ihrer Majestät“ der Königin Luise. Sein Sohn aus erste Ehe,

Louis Henri, heiratete die wohlhabende, ebenfalls von Réfugiés abstammende Emilie Labry und erwarb kurz darauf die Löwenapotheke in Neuruppin, wo er, von 1819 bis 1826, ein kleines Vermögen, 10 000 Taler, im Jeu verlor.

Eine „Mischung aus Märker und Gascogner“ nennt sich der siebzigjährige Fontane, ohne sich französischer Literatur verwandt zu fühlen. Menschlich nah sind ihm zeitgenössischen Shakespeare, Dickens und Scott. Daher auch seine Abscheu gegen allen „Lärm in Gefühlen“, gegen Phrase und Pathos. Das Leben? Es vollzieht sich ja nur, unausweichlich, „das von Uranfang an Bestimmte“. Übrigens: „Was soll der Unsinn?“ Das ist eine seiner Lieblingswendungen, seit ihm die Anekdote vom Kolonialwarenhändler erzählt worden war, der sich wütend auf einen vor dem Laden stehenden Jungen stürzte und ihn verdrosch, denn: „Jeden Tag steht der Bengel, wenn er von Schule kommt oder hinjeht, hier beim Keller still und paßt uff. Wenn dann keiner von uns gerade hinsieht, stellt er sich an das Faß Sauerkohl und pißt rin. Nu schad't det ja dem Sauerkohl nischt – aber wat soll der Unsinn?“ In der Freude am paradoxen Berliner Witz lacht die „südfranzösische Nonchalance“ des Gascogners. Daneben aber ein anderes, fast ebenso oft wiederkehrendes Wort: „Alles ist Gnade“. Den „festen Glauben an Bestimmung“ betont der Neunundzwanzigjährige: positivistisch abgewandelter Glaube der Lehre Calvins von der Unabwendbarkeit allen Geschehens, weil göttliche Prädestination es so verfügt. Schlimm nur für das Objekt solcher Vorausbestimmung, daß der Calvinismus im materiellen Erfolg den Beweis göttlicher Gnade sieht. Was kann man da anderes tun „als Dinge sich selber machen zu lassen“.

Das eigentliche Leben des jedem Reiz empfänglichen Kindes entfaltet sich erst, als der Vater – vorläufig aus der „Bredouille“ erlöst, weil er die Löwenapotheke um den doppelten Wert des Ankaufpreises veräußern konnte – die Adlerapotheke in Swinemünde auf Usedom kauft. „Das Leben auf Strom und See, der Sturm und die Überschwemmungen“ erschließen dem Jungen eine neue Welt, deren Abbild als „Kessin“ ins Meisterwerk „Effi Briest“ eingehen wird. Unregelmäßig verläuft der Unterricht, meist durch Hauslehrer gemeinsam mit Kindern befreundeter Familien. Wichtiger ist die „sokratische Methode“ des Vaters, die dem früh erwachten historischen Interesse des Knaben reiche Nahrung bietet. Zwar hat Louis Henri als Freiwilliger am Feldzug Preußens gegen Napoleon teilgenommen, sein Plaudertalent aber, sein Gascognertum, seine lebenswürdig optimistische Lebensart, die in so krassem Gegensatz steht zur puritanisch strengen Charakterstärke, zur nervös reizbaren Gemütsart der Mutter, läßt das Kind Theodor mit Leidenschaft teilnehmen an den politischen Zeitereignissen. Da kämpfen die Griechen sich frei von türkischer Herrschaft. Da kommt es im Juli 1830 in Paris zur Revolution gegen die Bourbonen. Da reißt Belgien sich von Holland los. Da stürzen die Schweizer ihr aristokratisches Regiment und schaffen sich eine demokratische Verfassung. Da empören die Polen sich gegen die russische Oberherrschaft, bis sie der überlegenen Waffengewalt weichen müssen. Immer ist das wache Herz des Knaben auf seiten der Freiheitskämpfer, gilt sein Haß den despotischen Mächten. Im inneren Auge sieht er lebhaftig, was der Vater aus der Zeitung mitteilt, mit ihm bespricht – ganz so lebhaft wie den Kupferstich im Zimmer des Vaters, der „Frederic le Grand“ mit seinen Generalen zeigt, die, nach Jahren, zu Helden seiner Balladen werden. „Alles war Poesie, die Prosa kam bald nach“: Im Frühjahr 1832 schickt der Vater den Jungen auf das Neuruppiner Gymnasium, das bald, nach üblen Erfahrungen mit der preußischen Pädagogik des direktorialen Schultyrannen, mit einer Gewerbeschule in Berlin vertauscht wird. Dort wohnt er bei einem Halbbruder des Vaters, „Onkel August“, der mit „Tante Pinchen“ ein echtes Bohémeleben führt, das im Frühjahr 1836 zusammenbricht, ohne dem Neffen „einen besonderen moralischen Dégout“ einzuflößen. Dem Wunsch der Eltern gehorchend,

wird der Sechzehnjährige Apothekerlehrling. Dreizehn Jahre lang ist er so, an wechselnden Orten, als Lehrling, Gehilfe, schließlich als „Apotheker erster Klasse“ einem Beruf versklavt, der seiner Berufung wie seinem Freiheitsdrang strikt widerspricht: immer in abhängiger Stellung. In Leipzig versucht er, zwanzigjährig, „bei Tage Geschäftsmann, bei Nacht ein Mittelding von Student und Literat zu sein“; macht vergebliche Versuche, sich in der eigenen, der literarischen Welt zu etablieren und verstrickt sich in Irrungen oder Wirrungen, die seine „Geldkalamitäten“ steigern. Das „Gesetz allgemeiner Wehrpflichtigkeit“ steckt ihn in den Militärdienst. „Diese Unterbrechung meiner Studien entschied über mein Studium überhaupt. Ich gab alles weitere Ankämpfen gegen mein Schicksal auf und beschloß, reumütig in die Arme der edlen Apothekerkunst zurückzukehren. – Mit diesem Entschlusse wurde mir eine Ruhe zu Teil, die bald anfang, auf meine poetischen Arbeiten den besten Einfluß zu üben.“ Die Dinge müssen sich eben „selber machen“.

Als Gast eines Schulfreundes kann der Vierundzwanzigjährige, noch während des Einjährigen-Dienstjahres, auf vierzehn Tage beurlaubt, an einer Gesellschaftsreise nach England teilnehmen, erlebt mit rauschhaftem Entzücken den schärfsten Gegensatz zum heimatlichen, dem preußischen Drill: den Unterschied zwischen freiem Staatsbürger und Untertan. „Seit Jahren blickt' ich auf England wie die Juden in Ägypten auf Kanaan“, schreibt er sein Reisetagebuch, „... London hat einen unverilgbaren Eindruck auf mich gemacht; nicht sowohl seine Schönheit als seine Großartigkeit hat mich staunen lassen. Es ist das Modell oder die Quintessenz einer ganzen Welt“. Ohne Aussicht auf festes Einkommen, das eine Heirat in greifbare Nähe rücken könnte, verlobt sich der Sechszwanzigjährige mit der zwanzigjährigen Emilie Rouanet, die wie er der „Kolonie“ entstammt. Jahre äußerer und innerer Not werden langsam, schmerzhaft, aus dem unbesonnenen hartköpfigen Bohémien den Charakter meißeln.

Schon hat er sich in journalistischen und dichterischen Versuchen erprobt, die ihm wenig Münze, aber, durch Vermittlung eines Freundes, im Herbst 1844 die Aufnahme in den „Tunnel über der Spree“ eintragen, einen harmlosen Club von Dichtern und Auch-Dichtern. Hier trägt er seine Balladen vor, die, soweit sie preußische Generale verherrlichen, Eingang in die Schullesebücher finden werden. Rauschenden Beifall im „Tunnel“ wird 1854 dem Fünfundzwanzigjährigen sein „Archibald Douglas“ bringen. Interessant dabei ist die freundliche Schlußwendung, denn König Jakob „auf hohem Roß“ schickte unköniglich den Douglas in die Verbannung zurück.

Der Einfluß eines Tunnelkamefaden hatte dem Mittellosen, der im Herbst 1849 den Apothekerberuf aufgegeben und sich zu einem Leben als „freier Schriftsteller“ entschlossen hatte, 1850 eine besoldete Stelle als Lektor im „Literarischen Kabinett“ der Regierung verschafft. Daraufhin heiratet er nach fünfjähriger Verlobungszeit. Aber schon nach zwei Monaten wird das Kabinett aufgelöst. Verschärft beginnen die Nahrungssorgen: unmöglich, von der Feder zu leben! Alle Versuche, irgendwo, irgendwie Arbeit zu finden, schlagen fehl. Vom begonnenen Drama „Karl Stuart“ ist längst keine Rede mehr. So bezwingt er den eingeborenen Freiheitsdrang, der sich im Sturmjahr 1848 durch die Teilnahme an den Straßenkämpfen und revolutionäre Zeitungsartikel Luft gemacht hatte: das 1813 gegebene königliche Versprechen einer Verfassung war ja immer noch nicht eingelöst. „Und so verkaufte ich mich der Reaktion für monatlich dreißig Silberlinge“, wird er am 1. November 1851 „angestellter Scribifax“ in der neugegründeten „Zentralstelle für Presseangelegenheiten“: ein Opfer, dessen Ausmaß nachzufühlen Frau Emilie kaum imstande ist. Wie Befreiung auch aus der häuslichen Misere wirkt da ein Auftrag der Regierung, der ihn als Korrespondenten für die konservative preußische Presse im Frühjahr 1852 auf ein paar

Monate nach London weist. Neben der beruflichen Arbeit gibt er Deutschunterricht, die Einnahmen zu verbessern. Die frühe Begeisterung des fünfundzwanzigjährigen Einjährigen für Englands Größe und Macht weicht jetzt allerdings einer viel kritischeren Einstellung, die schließlich in ein Aperçu münden wird: „Sie sagen Christus und meinen Kattun“.

Dann ist er daheim wieder „freier Schriftsteller“, lebt kümmerlich von Zeitungsartikeln und Unterricht. Glaubte er sich wirklich einmal zum Dichter berufen? Endlich, 1855, sechsunddreißigjährig, wird er politischer Korrespondent in London, kann sogar die Familie nachkommen lassen, aber schon nach vier Jahren, 1859, endet diese Episode, weil das Ministerium wechselt. Gewinn – nicht dem Dichter, nur dem Schriftsteller – bringt im August 1858 eine Wanderung durch das ihm aus Scotts Romanen herzensnahe Schottland. Beim Anblick eines „im Leven-See sich erhebenden alten Douglas-Schlusses“ blitzt ihm der Gedanke auf: „Je nun, so viel hat Mark Brandenburg auch. Geh hin und zeig es!“

Wieder ist es mit dem bescheidenen Auskommen zu Ende, wieder ist er „freier Schriftsteller“. Im März 1859 fährt er nach München, wo ein Tunnel-Freund, der heute vergessene, damals als Dichtergröße hochgelobte Paul Heyse, ihm eine Anstellung als Privatbibliothekar König Maximilians II. verschaffen möchte, aber der Versuch mißlingt, weil alles Preußische dem König widerwärtig ist. Der Familie zuliebe nimmt der Umgetriebene 1860 „in der Höhle des Löwen“ – bei der konservativen Kreuzzeitung – mit 900 Talern Gehalt Anstellung als Redakteur des Englischen Artikels: Auf seinem Berliner Schreibsessel verfaßt er täglich in drei Bürostunden Berichte aus London.

Das hindert nicht, daß er Wanderungen durch die Mark Brandenburg unternimmt: „Geh hin und zeig es!“ Schon im Spätsommer 1859 kann der erste Wanderungsbericht – „In den Spreewald“ – erscheinen. Nicht um Landschaftsschilderungen handelt es sich bei diesen jahrelang ausgeführten und in vielen Bänden erscheinenden „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“, denn intensive Beziehung zur Natur war ihm versagt. Liebevolltes Sichversenken in die historischen Hintergründe, wie es eigene Anschauung, mündliche Überlieferung, das Studium von Chroniken und Kirchenbüchern bot, machen den Reiz dieser „Wanderungen“ aus. Und zum erstenmal, bei dieser erwanderten Arbeit, ist es ihm vergönnt, ohne „Eiertanz“, ohne sorgfältig eingehaltene „Mittelkurs“, freien Herzens schreiben zu dürfen. Sein besonderes, fast liebevolles Interesse gilt dem alteingesessenen märkischen Adel, der stolz darauf ist, schon vor den Hohenzollern dagewesen zu sein. Der seit Kindheit wache historische Sinn lenkt die Feder des Wanderers, wie er in der früheren Schaffensepoche die Feder des Balladendichters gelenkt hatte.

Das Paradoxe in Fontanes Leben und Wesen enthüllt sich hier bildhaft: Das romantische Hingezogensein zum historisch Gewordenen überdeckt eine Weile die klare Erkenntnis vom „Pseudokonservatismus unseres Adels, der schließlich nichts will als sich selbst und das, was ihm dient“. Im Alter wird er ein Faible für den märkischen Adel als „rein nach der ästhetischen und novellistischen Seite hin liegend“ charakterisieren. Und so wird er, potenziertes Paradoxon, im allerletzten Werk sein Selbstporträt in der Maske des alten Dubslav von Stechlin geben.

Das nächste Jahrzehnt läßt den Wanderer und Bearbeiter des Englischen Artikels auch zum Kriegsberichterstatter werden. Alle Schauplätze der drei preußischen Kriege, 1864, 1866, 1870/71, sucht er auf, gerät sogar im Herbst 1870 in französische Gefangenschaft, weil er, romantischer Sehnsucht folgend, das zwischen den Fronten liegende Domrémy, den Geburtsort der Jeanne d'Arc, aufsuchte. Zeitweise, denn man hielt ihn für einen Spion, „war das Totschießen sehr nah“. In dicken Bänden schil-

dert er dann seine Kriegsbeobachtungen, arbeitet zwölf Jahre, von 1864 bis 1876, an diesen Büchern, die so wenig wie seine Balladen gekauft, aber viel getadelt werden, weil er alle patriotischen Phrasen vermied. Nebenher geht die Arbeit an den „Wanderungen“. Und in ihm arbeitet, um den Durchbruch ringend, eine dichterische Vision, der Roman, der heute „Levin von Vitzewitz“ heißen soll, und der einmal, nach fast fünfzehn Jahren vollendet, „Vor dem Sturm“ heißen wird.

Schon im Frühjahr 1870 hat er, zum lauten Entsetzen der Frau Emilie, die an sich leichte Arbeitslast bei der Kreuzzeitung abgeworfen, weil der Chefredakteur das nach zehnjähriger Tätigkeit berechnete Verlangen einer Altersversorgung ablehnte. Kurz darauf, im Juni 1870, kommt ein Vertrag mit dem Organ des Bürgertums, der Vossischen Zeitung, zustande, für die Fontane fortan zwanzig Jahre lang Theaterkritiken schreiben wird. Längst hat er sich damit abgefunden, daß sein Leben ein ewiges „Auf-dem-Qui-vive-Stehn“, ein immerwährendes Überwinden bedeutet, daß er „erstens ein armes und zweitens ein unsichres Leben zu führen“ hat. Aber: „Wichtig ist alles „nur auf Stunden“. Fast ein Menschenalter zähen Kampfs ums tägliche Brot, der Selbstverleugnung, Demütigung, Frustration liegt hinter ihm, seit er sein Leben auf die Kraft seiner Feder stellte. War es das unausweichliche „von Uranfang an Bestimmte“, daß er in Kampf und Wunden sich selber finden sollte; die Dinge „sich selber machen ließ“, um immer wieder im Ungewissen zu stehen, die Vorwürfe der Frau zu ertragen, die fleißig, geduldig seine dicken, von Korrekturen strotzenden Manuskripte ins Reine schreibt, weil das nützlich ist – weil ihr einfacher Sinn nur das ihr und den Ihren Nützliche schätzt?

Noch einmal will Freundeshilfe die häusliche Misere lindern, verschafft 1876 dem Sechsfünfzigjährigen eine pensionsberechtigte Stellung als Sekretär der „Akademie der Künste“. Frau Emilie ist selig, sieht den Gatten schon zum Geheimrat befördert. Aber: „Die Stelle ist mir, nach der persönlichen wie nach der sachlichen Seite hin, gleich sehr zuwider. Alles verdrießt mich; alles verdummt mich; alles ekelt mich an. Ich fühle deutlich, daß ich immer unglücklich sein, daß ich gemütskrank, schwermütig werden würde...“ Und: „... ich hatte mich zu entscheiden, ob ich, um der äußeren Sicherheit willen, ein stumpfes, licht- und freudeloses Leben führen oder die alte Unsicherheit bevorzugend, mir wenigstens die Möglichkeit heiterer Stunden zurückerobern wollte. Ich wählte das letztere, während meine Frau das erstere von mir forderte...“

In Kürze hat er erkannt, was es heißt, preußischer Staatsbeamter sein: serviles Verhalten Vorgesetzten gegenüber, seelischer Selbstmord, um nicht die Karriere zu gefährden. So wirft er nach drei Monaten dem Staat den Bettel vor die Füße. Frau Emilie rast, denn sie denkt nur, kann nur denken an die Zukunft ihrer vier Kinder, an die eigene Zukunft. Laute Szenen könnten den Feinnervigen, nervös Reizbaren zermürben: es ist die „tostlose Zeit“. Aber: „Leben heißt überwinden lernen!“ Mag der Roman, der dem Dichter jetzt „mein einziges Glück“, „meine einzige Erholung“ bedeutet, mag „Vor dem Sturm“ gegen die Gesetze epischer Kunst verstößen – Eines ist vollendet: die Menschendarstellung! Unverwischbar bleiben dem Leser die Gestalten des Werks vor Augen, als sei er ihnen leibhaftig begegnet.

Noch ist erst die Bresche geschlagen, durch die er, zögernd, eindringt in das ihm „von Uranfang bestimmte“ Arbeitsgebiet. 1878 ist „Vor dem Sturm“ im Vorabdruck und als Buch erschienen. Im Frühjahr 1879 wird ein großer gesellschaftskritischer Roman „Allerlei Glück“ geplant, der im Berlin der „Gründerjahre“ spielen soll. „Könnten Sie darüber mit den Chefs der Firma sprechen?“, schreibt an Gustav Karpeles, den Chefredakteur von „Westermanns Monatsheften“, „Das Ganze: der Roman meines Lebens oder richtiger die Ausbeute desselben... Vor drei Jahren kann er nicht fertig sein, und ich suche nun eine gute Stelle dafür. Unter 5000 Talern kann

ich ihn nicht schreiben . . . Kann ich es nicht kriegen, nun, so muß die Welt sehen, wie sie ohne meinen Roman fertig wird.“ Die 5000 Taler sind nicht zu kriegen, und der Roman bleibt Vision. Aber Manuskriptfragmente sagen Bedeutsames aus: „Es gibt allerlei Glück“, sagt „Onkel Wilhelm“, „und es gibt allerlei Moral. Dies steht im nächsten Zusammenhang. Denn an unserer Moral hängt unser Frieden, und an unserem Frieden hängt unser Glück. Aber unsere Moral ist so mannigfaltig wie unser Glück . . . Man schläft am besten auf dem Kissen, das einem das Herkommen und die Gutheißung stopft. Ich werde niemandem den Rat der Auflehnung dagegen erteilen. Aber wenn er sich, ohne mich zu fragen, bereits aufgelehnt hat . . . so mess' ich den Fall nicht mehr mit der allgemeinen Konvention aus, nicht mehr mit dem Herkömmlichen, Bequemen, Landläufigen, sondern sehe mir den Fall an und beurteile ihn nun mit der mir persönlich ins Herz geschriebenen Moral und nicht mit der öffentlichen.“ In dieser „entscheidenden Unterhaltung“, schreibt Fontane, werde „der Plan des Romans dargelegt“. Darüber hinaus aber gibt diese „Unterhaltung“ den Grundriß aller seiner künftigen Berliner Romane.

Der werdende Romancier fühlt sich noch nicht fest im Sattel, versucht es zunächst mit kleineren Erzählungen: Handgelenksübungen. „Schach von Wuthenow“ greift tiefer: Gesellschaftskritik, Kritik am vermoderten „Codex falscher Ehre“. Den Rohstoff gab ihm „mit allen Details“ der Bericht einer befreundeten Stiftsdame: In einem Augenblick des Sinnenrauschs hat der schöne Garderittmeister von Schach, der die schöne Frau von Carayon umwirbt, deren Tochter, die durch Blatternarben entstellte, dennoch reizvolle Victoire, verführt. Durch Vermittlung der Mutter wird er vom König zur Heirat gezwungen und erschießt sich sofort nach der Trauung, weil er den Spott der Kameraden nicht ertragen könnte, weil das Offizierskorps, der Adel, „statt der Ehre nur noch den Dünkel und statt der Seele nur noch ein Uhrwerk hat – ein Uhrwerk, das bald genug abgelaufen sein wird“. So resümiert eine Gestalt des Romans. Zum letztenmal hat der Dichter seine Erkenntnis der Untergangsreife, der Hohlheit und Brüchigkeit herrschender Gesellschaftsordnung in historisches Kostüm gehüllt, das der Zeit vor dem Zusammenbruch Preußens 1806.

Schon bewährt sich, tastend zunächst, die nur ihm eigene, die Fontanesche Darstellungsweise. Durch irgendeinen typischen Charakterzug gelangt er zur Gestaltung seiner Menschen. Das Geschehen ergibt sich vornehmlich aus den Dialogen. Immer wieder gelingt es ihm, im Dialog die Behauptung des einen Sprechers durch die Entgegnung des anderen zu widerlegen oder so auszugleichen, daß es dem Leser überlassen bleibt, die unausgesprochene Wahrheit selber zu entdecken. Einfach, unaufdringlich wird erzählt, da und dort sind Vorausdeutungen auf Kommendes eingestreut. Der Dichter distanziert sich von seinen Gestalten, bleibt kühler Beobachter, der weiß: ein Letztes, Tiefstes soll den verhüllenden Schleier tragen. So beherrscht er die große Kunst des Verschweigens, die seinen Romanen die dramatische Spannung verleiht.

Kritiken über „Vor dem Sturm“ hatten freundlich die Verwandtschaft mit den „Wanderungen“ betont, nur den großen „epischen Zug“ vermißt, der die einzelnen, an sich reizvollen, gleichsam balladenhaften Genrebilder zum organischen Ganzen zusammenschlösse. Das leuchtet ein: Jetzt muß der Dichter erleben, daß ein Rezensent am „Schach“ sein „besonderes Talent für das Gegenständliche“ lobt, z. B. die Schilderung des Schlosses Wuthenow. Aber: „Schloß Wuthenow existiert überhaupt nicht, hat nie existiert“. „Mein Metier besteht darin, bis alle Ewigkeit hinein ‚märkische Wanderungen‘ zu schreiben“, beklagt er sich bitter. An seelischen Abgründen war man blind vorbeigegangen.

Noch während der Arbeit an „Schach“ hatte sich in ihm der erste Roman aus der zeitgenössischen Berliner Gesellschaft geformt, greift er eine kurz zurückliegende Skan-

dal'affaire auf, die „die Spatzen auf dem Dache zwitschern“: die Entführung der jungen Frau eines sehr angesehenen älteren Mannes durch einen ganz mediokren jüngeren. Kühl, sachlich, formt er als Bild das, was einmal Freud auf die Formel vom „Unbehagen in der Kultur“ reduzieren wird. Er fällt keine Urteile, steht mit höchster Objektivität über den Parteien, stellt nur fest: so ist es! Das bedeutet, kein weichliches laissez faire, laissez aller, ist nur schlicht die Quintessenz errungener Einsicht in die Unzulänglichkeiten der Welt, wie sie nun einmal ist, und eines gelassenen Hinnehmens ihrer Mängel als des „von Uranfang an Bestimmten“. „Ein Stück Leben“ hat er gegeben, „ohne jede Nebenabsicht oder Tendenz. Wäre ich nur zehn Jahre jünger, so wär ich auch sicher, daß ich damit durchdringen und insoweit besser als Turgenjew und Zola (wenn auch selbstverständlich mit geringerem äußeren Erfolge) reüssieren würde, als meine Schreibweise von zwei Dingen völlig frei ist: von Übertreibungen überhaupt und vor allem von Übertreibungen nach der Seite des Häßlichen hin...“. So schreibt er der Tochter, dem Menschen, der ihm in seiner Familie innerlich am nächsten steht.

Nach so vielen Enttäuschungen und Demütigungen weiß er, daß ihm mit „L'Adultera“ etwas gelungen ist, das die deutsche Literatur bis dahin nicht erreicht hatte. Mit Bangen sieht er den Rezensionen entgegen. Da geschieht Unerwartetes: Der spätere Literaturhistoriker Eduard Engel [...] ist „gefesselt, namentlich von vielen Feinheiten in der Unterhaltung, vielen sprachlichen Reizen, von der Überlegenheit und Sicherheit der ganzen Darstellung. Mir kam der Gedanke, dann die Überzeugung: Aber dies ist ja vortrefflich, dies ist doch mindestens ebenso gut wie die vielgepriesenen Franzosen, viel feiner als Zola, viel wärmer als Maupassant, auf gleicher Höhe mit Daudet. Ich setzte mich hin und sagte dies und manches dazu in einem längeren Aufsatz des ‚Magazins‘, dem ersten, der je über den großen deutschen Erzähler Fontane geschrieben wird... Das Heft des ‚Magazins‘ erschien; ich bekam mancherlei Zuschriften, Zustimmungen, besonders aus Berlin... und dann, einige Tage darauf, meldete mir das Mädchen: Ein alter Herr möchte Sie sprechen, hier ist seine Karte: Theodor Fontane, dazu seine Wohnung Potsdamer Straße 134 c. Er trat ein, noch sehe ich das ganze Bild: in meinem großen hellen Zimmer am Lützowufer... da stand Theodor Fontane, der ‚alte Herr‘, stattlich, nur leichtergraut, mit dem geschichtlich gewordenen grünen Schal um den Hals; ja, da stand er an der Tür, tat keinen Schritt vorwärts ins Zimmer, schüchtern wie ein armer Bittsteller, und – ja dann sah ich Tränen in seinen Augen. Ich streckte ihm die Hand entgegen: Lieber Herr! – da umarmte er mich und lächelte mich durch Tränen an. Und dann saßen wir einander gegenüber vor meinem Schreibtisch... und er begann: ‚Ich muß Ihnen danken: Sie sind der Erste und der Einzige, der auszusprechen gewagt hat, daß Theodor Fontane ein Erzähler hohen Ranges sei, so bedeutend wie die großen englischen und französischen Erzähler unsrerer Zeit. Das hat noch keiner von mir öffentlich gesagt; allen bin ich nur der Dichter der preußischen Balladen in den Schullesebüchern und der Theaterberichterstatter für die Vossische. Ich selbst habe immer geglaubt, daß ich noch etwas anderes könne, ... aber wer sonst? Vielleicht noch mancher Andre, mancher hat es mir sogar wohlwollend gesagt, unter vier Augen, aber drucken hat es keiner lassen. Nie werde ich Ihnen das vergessen.‘

Unbeteiligt blieb das Herz des Künstlers, der „L'Adultera“ formte. Um so wärmer schlägt dies leiderprobte Herz in „Irrungen, Wirrungen“, das ein von der bürgerlich-wohlanständigen Literatur bis dahin unbeachtetes Thema aufgreift: das – tragische – „Verhältnis“ zweier auf verschiedener Gesellschaftsstufe stehender Liebenden, jedes in eigener Sphäre ein echter Mensch. In einem Ende des 19. Jahrhunderts noch ländlichen Außenbezirk Berlins erwächst wahre Liebe zwischen dem ehrenhaften Ka-

vallerieoffizier Botho von Rienäcker und der rechtschaffenen Plätterin Lene Nimptsch. Die zeitbedingte Konvention fordert Verzicht, überdies muß Botho angesichts der bescheidenen pekuniären Verhältnisse seiner Familie eine reiche Verwandte heiraten, die „spielrige“, ein bißchen alberne, immer vergnügte „liebe Puppe“, mit der er ein leeres Leben führen wird, ohne Lene vergessen zu können. Lene selbst kämpft still ihren Kampf aus, folgt später, nach dem Tode ihrer Mutter, der Werbung eines viel älteren, in seiner herrnhutischen Frömmigkeit vertrauenswürdigen Mannes. Eine Alltagsgeschichte? Aber nicht die spärliche Handlung fesselt den Leser, ihn umspinnt der Zauber einer unvergleichlichen Seelenschilderung, die nicht dem scharfen Auge des Beobachters ihr Leuchten verdankt, sondern einem „Gefühl, unendlich süß und unendlich schmerzlich“: eben der Stimmung, in der Botho vom Grabe der Mutter Lenas in sein Alltagsheim zurückkehrt. Hat eine Sehnsucht, ein schmerzlich-süßes Erinnern des Dichters Feder beflügelt?

„Tausend Finessen“ hat er „dieser von mir besonders geliebten Arbeit mit auf den Weg gegeben“. Wird man erfüllen, was er da Bild werden ließ? Daß Turgenjew, den er bewunderte, „so etwas wie einen photographischen Apparat in Aug und Seele habe“, schrieb er 1881 nach der Lektüre von „Väter und Söhne“, die nüchterne Beobachtungsgabe bewundernd. Jetzt heißt es: „Meine ganze Produktion ist Psychographie und Kritik, Dunkelschöpfung im Lichte zurechtgerückt“. Das umschreibt die Vision, in der er seine Gestalten erschaut, ihr Wesen erfüllt, um es dann Bild werden zu lassen, aus dem Dunkel ins Licht zu rücken. Die Kritik? „Ja“, dankt er dem Chefredakteur der Vossischen Zeitung, „Sie haben es vorzüglich getroffen: ‚Die Sitte gilt und muß gelten‘. Aber daß sie’s muß, ist mitunter hart. Und weil es so ist, wie es ist, ist es am besten: man bleibt davon und rührt nicht dran. Wer dieses Stück Erb- und Lebensweisheit mißachtet – von Moral spreche ich nicht –, der hat einen Knax fürs Leben weg“. „Ich Tugendphilister“, unterstreicht er, bin durch „Intuition... zum Schilderer der Demimondeschaft“ geworden, „um nicht blasphemisch zu sagen ‚von oben‘. Schließlich ist es aber doch nicht so wunderbar damit. Erstlich hat man doch auch in grauer Vorzeit in dieser Welt ‚rumgeschnüffelt, und zweitens und hauptsächlichst: alles was wir wissen, wissen wir überhaupt mehr historisch als aus persönlichem Erlebnis“. Nun, er hatte wirklich vor seiner Verheiratung ganz intensiv in dieser Welt nicht nur „rumgeschnüffelt“. Aber war nicht auch das ein „von Uranfang an Bestimmtes“: ein Notwendiges für seine menschliche und dichterische Entwicklung? Ein Dichter kann nun einmal nichts anderes geben als die eigene Individualität. Und die entwickelt sich, prägt sich aus erst unter dem Druck des Lebens, im Wissen um das „Leid des Lebens“.

Er gab die eigene Seele in diesem Werk der echten Liebe, aber bürgerliche Kreise, Leser der Vossischen Zeitung, die den Vorabdruck bringt, lehnen die „gräßliche Hurengeschichte“ ab. „Empörend“, schreibt Fontane dem Sohne Theodor, „ist die Haltung einiger Zeitungen, deren illegitimer Kinderbestand weit über ein Dutzend hinausgeht (der Chefredakteur immer mit dem Löwenanteil) und die sich nun darin gefallen, mir ‚gute Sitten‘ beizubringen. Arme Schächer!“ Bewußter als je zuvor hat er Kampfstellung gegen den herrschenden Sittencodex, den Codex falscher Ehre bezogen. „Auch darin hast Du recht“, schreibt er dem Sohn, „daß nicht alle Welt, wenigstens nicht nach außen hin, ebenso nachsichtig über Lene denken wird wie ich; aber so gern ich dies zugebe, so gewiß ist es mir auch, daß in diesem offenen Bekennen einer bestimmten Stellung zu diesen Fragen ein Stückchen Wert und ein Stückchen Bedeutung des Buches liegt. Wir stecken ja bis über die Ohren in allerhand konventioneller Lüge und sollten uns schämen über die Heuchelei, die wir treiben, über das falsche Spiel, das wir spielen... ‚Du sollst nicht ehebrechen‘, das ist nun bald vier Jahr-

tausende alt und wird wohl noch älter werden und in Kraft und Ansehen bleiben. Es ist ein Pakt, den ich schließe und den ich schon deshalb, aber auch noch aus anderen Gründen, ehrlich halten muß; tu ich's nicht, so tu ich ein Unrecht, wenn nicht ein ‚Abkommen‘ die Sache anderweitig regelt. Der freie Mensch aber, der sich nach dieser Seite hin zu nichts verpflichtet hat, kann tun, was er will, und muß nur die sogenannten ‚natürlichen Konsequenzen‘, die mitunter sehr hart sind, entschlossen und tapfer auf sich nehmen. Aber diese ‚natürlichen Konsequenzen‘, welcherart sie sein mögen, haben mit der Moralfrage gar nichts zu schaffen. Im wesentlichen denkt und fühlt alle Welt so, und es wird nicht mehr lange dauern, daß diese Anschauung auch gilt und ein ehrlicheres Urteil herstellt. Wie haben sich die Dinge seit den ‚Einmauerungen‘ und ‚In den Sack stecken‘ geändert, und wie werden sie sich weiter ändern!“ Gelassen nimmt Fontane es hin, daß die Vossische Zeitung den zweiten Roman aus der „Demimondeschaft“, „Stine“, aus Rücksicht auf die Leserschaft ablehnen muß. „Es ist ganz ehrlich“, schreibt er nach Rücksendung des Manuskripts, „wenn ich Ihnen versichere: ‚Eigentlich ist es mir lieb, es wieder in Händen zu haben‘. Mit dem Gelde stehe ich nicht so schlecht, daß ich das Honorar dringend bedürfte... Ich hätte wieder das sittliche Hallo mit anhören wollen... Und so mag es denn wohl so sein... Denn daß der alte sogenannte Sittlichkeitsstandpunkt ganz dämlich, ganz antiquiert und vor allem ganz lügnerisch ist, das will ich wie Mortimer (in Schillers „Maria Stuart“) auf die Hostie beschwören“.

In der von Fritz Mauthner, dem späteren Philosophen, herausgegebenen Wochenschrift „Deutschland“ findet „Stine“ endlich, 1890, ihren Platz, die Geschichte der Liebe eines kränklichen Mädchens, das sich mit Stickereiarbeiten ernährt, und des jungen Grafen Haldern, den Stines Schwester, die resolute Witwe Pittelkow, ausgehalten vom älteren Grafen Haldern, mit Recht „ein armes, krankes Huhn“ nennt. Diese Pittelkow, der „schwarze Deiwel“ – „eine mir gelungene und noch nicht dagesessene Figur“ – ist der eigentliche Mittelpunkt der Erzählung, die trotz praller Menschenschilderung weniger Dichtung, mehr Photographie eines Berliner Milieus ist. Nicht das Nein des Onkels, als er die Heiratsabsicht des Neffen erfährt, sondern Stines Widerstand führt zum tragischen Schluß: Der junge Haldern, der bei Stine das gefundene hatte, was er „zeit seines Lebens vermißt hat: einfache Güte und Herzlichkeit,“ vergiftet sich, Stine stirbt ihm nach.

Im Zusammenhang mit diesen Romanen der „Demimondeschaft“ wäre noch „Cécile“ zu nennen, die in den Jahren 1884 und 1885 entstand. Wie in „L'Adultera“ handelt es sich um das Schicksal einer Frau, die aber diesmal kein Durchschnittsweibchen ist, sondern, wenn auch ohne geistige Potenz, ein Schicksal trägt, an dem die seelisch Feinfühligke zerbrechen muß. Die siebzehnjährige Cécile von Zacha ist einst von der Mutter einem Fürsten verkuppelt worden und ging nach seinem Tode an den leidenden Neffen über, ohne, eine passive Natur, an so unwürdigen Verhältnissen zu leiden, denn sie fand „was mir die Welt verweigerte: Liebe und Freundschaft, und um der Liebe willen auch Achtung“. „Sie war wohl eigentlich, ihrer ganzen Natur nach, auf Reifenwerfen und Federball gestellt und dazu angetan, so leicht und graziös in die Luft zu steigen, wie selber ein Federball“, findet ein Beobachter und fügt hinzu, „daß, was immer auf ihrer Seele lastete, die Seele, die diese Last trage, trotz alledem eine Kinderseele sei“. Als dies Urteil fällt, ist die gewesene Fürstenmaitresse schon Frau des Obersten a. D. von St. Arnaudi: Als die Verlobung bekannt wurde, hatte der Vertreter des Offizierskorps darauf aufmerksam gemacht, daß diese Verbindung „nicht wohl angängig“ ist. St. Arnaud forderte und erschof ihn im Duell. Das seltsame Paar weckt bei einem Aufenthalt in Thale die Aufmerksamkeit des Ingenieurs von Gordon, der mehr und mehr an dem Geheimnis herumrätselt, das diese anzie-

hend aparte Frau umschleiert. In Berlin, wo er im St. Arnaudschen Hause verkehrt, erfährt er den Kern des Rätsels, Céciles „Vergangenheit“. Erregt bedrängt er sie. St. Arnaud erschießt auch ihn im Duell, flieht nach Italien. Cécile soll nachkommen: „... nimm das Ganze nicht tragischer als nötig, die Welt ist kein Treibhaus für überzarte Gefühle.“ Müde einer solchen Welt, die nun einmal so ist, wie sie ist, nimmt Cécile eine Überdosis Digitalis.²

„Cécile“ sei „doch mehr als eine Alltagsgeschichte, die liebevoll und mit einem gewissen Aufwand von Kunst erzählt ist“, schreibt Fontane einem wohlwollenden Kritiker. „Wenigstens will die Geschichte noch etwas mehr sein: sie setzt sich erstens vor, einen Charakter zu zeichnen, der, soweit meine Novellenkenntnis reicht... noch nicht gezeichnet ist, und will zweitens den Satz illustrieren, ‚wer mal ‚drinsitzt‘, gleichviel mit oder ohne Schuld, kommt nicht wieder heraus.‘“ Schuldlos an der dem 17jährigen Kinde aufgebürdeten „Vergangenheit“, seelisch wehrlos, ungebildet und unverbildet, mit der einfach-einfältigen Herzenssehnsucht nach Ruhe und Frieden, hat Cécile immer wieder erfahren müssen, daß die „Gesellschaft“, für die sie eine Geächtete ist, ein Freiwild in ihr sieht – so gibt sie, die überwinden gelernt hat, sich den Frieden.

Mitleid schuf die Erzählung, nicht die Liebe, die „Irrungen, Wirrungen“ durchleuchtete. Auch jetzt geht es um echte, um „falsche“ Ehre, um Menschenwert und Konvention. „Grüble nicht zu viel über das alte leidige Thema von Schuld und Sühne“, hieß es schon in „L'Adultera“. „Schuld“ ist Schicksal, und Schicksal ist das „von Uranfang an Bestimmte“: die naturgegebene Wesensart des Menschen.

Eine Fülle von „Stoffen“ bedrängt in diesen Jahren den fast 70jährigen. „Quitt“ fußt auf einer Begebenheit, die ihm im Riesengebirge erzählt worden war: Ein Wilderer, sich im vollen menschlichen Recht fühlend, erschießt den feindlichen Förster, flieht nach Amerika, wird Mitglied einer Mennonitengemeinde, endet tragisch.

„Unwiederbringlich“ verdichtet eine wahre Begebenheit, von der eine Leserin ihm brieflich berichtet hatte: Nach Jahren glücklicher Ehe verliert Baron Plessen-Ivenack auf Schloß Ivenack sich am Strelitzer Hof stürmisch in ein pikantes Fräulein von Dewitz kehrt heim und eröffnet seiner noch immer schönen, aber „etwas frommen“ Frau, sie müßten sich trennen. Nach der Scheidung wirbt er „in aller Form“ um die Dewitz, die ihn auslacht: Sie ist gerade dabei, die Werbung eines reichen unverheirateten Herrn der Strelitzer Gesellschaft anzunehmen. Blamiert, geht der Abgewiesene ins Ausland. Versöhnungsbemühungen der Verwandten glücken, schließlich wird das geschiedene Paar unter allgemeinem Jubel mit aller erdenklichen Pracht zum zweiten Male getraut. Plötzlich ist die Frau von der Hochzeitstafel verschwunden, tot findet man sie am Teich des Parks. Auf ihrem Zimmer ein Zettel mit dem einzigen Wort „Unwiederbringlich“.

Der graue Bericht hat im inneren Auge des Dichters Leben entfacht. Aus dem Schicksal, das hier erlitten wird, gestalten sich ihm Charaktere, lebendige Menschen, deren Lieben und Leiden der Leser, im Tiefsten angerührt, mit-leidet. Keinem der Ehepartner wird ein Verschulden zugemessen, sie erfahren, erdulden nur, was ihre Wesensart, ihr Charakter, ihr Schicksal ihnen auferlegt, denn sie finden beide nicht, überwindend, die Kraft, einander anzuerkennen, sich verstehend aufeinander einzustellen – die feine und schmerzhafteste Kunst, in der Fontane selber in langen Ehejahren sich bewährt. Die herrnhutisch gefärbte, herbe Frömmigkeit der Frau, die heiter lebenswürdige, primitive Vitalität des Mannes müssen sich, unausweichlich, eines Tages ihrer unvereinbaren Gegensätzlichkeit bewußt werden; die Katatrophe gründet im unbiegsamen Charakter der Frau. Daß die Szene in das dem Dichter liebe Dänemark verlegt ist, verschleiert die Fakten der Anregung: Fontane schreibt keinen

„Schlüsselroman“, er dichtet, ver-dichtet die Ehetragödie des gräflichen Ehepaars Holk auf Holkenäs unweit Glücksburgs.

Sehr anderer Art, Berliner comédie humaine, ist der dritte Roman, der um diese Zeit den Dichter beschäftigt. Er läßt ja seine „Geschichten“, wie er einem Frager antwortet, „oft jahrelang lagern“, dann treten „Zwischenschübe“ ein, und so arbeitet er gleichzeitig an mehreren Werken. „Frau Jenny Treibel“ ist Genrebild aus der zeitgenössischen Bourgeoisie, die Kommerzienrattsgattin „nee Bürstenbinder“, die in ihrer Jugend Grünzeug, vielleicht auch Sauerkohl verkaufte, ist das „Musterstück einer Bourgeoisie“. So nennt sie ihr Jugendfreund, der Gymnasialprofessor Willibald Schimt, der leise Züge Fontanes trägt, so wie seine Tochter Corinna Züge der Tochter des Dichters zeigt. Überlegen, amüsiert, legt der große Menschengestalter den Finger in die eiternde Wunde einer Welt, die schwärmend vom „Höheren“, vom „Idealen“ redet, aber einzig das Geld anbetet. Auf der Basis schmaler Handlungen entfaltet sich voll die Kunst des Dialogs, eine Gesellschaftssatire, Gesellschaftspersiflage ironisiert die unbewußte Selbstentblößung einer emporgekommenen Kleinbürgerwelt, der drei Menschen aus dem guten alten Bürgertum kontrastierend gegenüberstehen.

Nicht zufällig, schicksalsmäßig vielmehr, fragt Fontane mitten in der Arbeit an diesen Romanen im Salon der Gattin des Besitzers der Vossischen Zeitung, Frau Lessing, nach dem Freiherrn von Ardenne, der früher gelegentlich dort verkehrte, und hört so von dem Duell, das im November 1886 in Bonn zwischen Ardenne und dem Amtsrichter Emil Hartwich, mit tödlichem Ausgang für letzteren, stattgefunden hatte. Eigentliches Opfer blieb die in den Abgrund gesellschaftlicher Verachtung gestoßene, schuldig geschiedene Frau Else von Ardenne, geborene Freiin von Plotho. Frau Lessing erzählt dem Dichter „die ganze ‚Effi Briest‘-Geschichte, und als die Stelle kam, zweites Kapitel, wo die spielenden Mädchen durchs Weinlaub in den Saal hineinrufen: „Effi, komm“ – im Munde der Frau Lessing wird es gelautet haben: „Eli, komm“ – „stand mir fest: ‚Das mußt du schreiben‘. Auch die äußere Erscheinung Effis wurde mir durch einen glücklichen Zufall an die Hand gegeben. Ich saß im Zehnpfundhotel in Thale . . . als ein englisches Geschwisterpaar, er zwanzig, sie fünfzehn, auf den Balkon hinaustrat und drei Schritt vor mir sich an die Brüstung lehnte, heiter plaudernd und doch ernst. Es waren ersichtlich Dissenterskinder, Methodisten. Das Mädchen war genau so gekleidet, wie ich Effi in den allerersten und dann auch wieder in den allerletzten Kapiteln geschildert habe: Hänger, blau und weiß gestreifter Kattun, Ledergürtel und Matrosenkragen. Ich glaube, daß ich für meine Heldin keine bessere Erscheinung und Einkleidung finden konnte, und wenn es nicht anmaßend wäre, das Schicksal als ein für jeden Krimskrams zu Diensten stehendes Etwas anzusehen, so möchte ich beinah sagen: das Schicksal schickte mir die kleine Methodistin.“

Jahre sind vergangen seit dem letzten Aufenthalt in Thale; in dem Augenblick aber, in dem er vom Schicksal der schuldig geschiedenen Frau von Ardenne erfährt – dies Schicksal gleichsam ihm widerfährt –, taucht aus den Untergründen der Erinnerung das Bild des Kindes im Hängerkleid empor – diesem schroffsten Gegensatz zeitgenössischer Mode mit geschnürter Wespentaille und Tournüre –, sieht er im inneren Auge das Opfer eines Verhängnisses, das dieses Kind um alle in ihm ruhenden Entwicklungsmöglichkeit betrügt, es versklavt und so in eine „Schuld“ hineinstößt, die es nicht als Verschulden empfinden kann, weil es naturhaft, kindhaft, in Unschuld dem realen Leben fremd bleibt. Und diesem Kinde, das aller Glanz der Jugend umstrahlt, fliegt spontan das Herz des fast Siebzigjährigen zu. Was liegt daran, daß er vielleicht schon heute erfährt, wie die gesellschaftlich „gefallene“ Frau von Ardenne das über sie verhängte Anathem überwand, als „ausgezeichnete Pflegerin in einer großen Heilanstalt“ wirkt, „ganz in der Nähe von Berlin“. Seine Effi, die nie Gesell-

schaftsdame war, werden konnte und wollte, kann nur leidend, dulgend, überwinden lernen! Ihr Urbild? „Vielleicht läge sie lieber auf dem Rondell in Hohen-Cremmen“, sagt ein Briefwort. Des Dichters Herz schenkt seiner Effi das sanfte Verlöschen „hier in meinen Krankheitstagen, die doch fast meine schönsten gewesen sind“.

„Unwiederbringlich“, „Stine“, „Quitt“ und „Frau Jenny Treibel“ fordern noch jahrelange „Düftelei“, So mag die Effi-Vision langsam, organisch, reifen. Denn: „Ich schreibe alles wie mit einem Psychographen (die grenzenlose Düftelei kommt erst nachher) und folge, nachdem Plan und Ziel mir feststehen, dem bekannten ‚dunklen Drange‘. Es klingt ein bißchen arrogant, aber ich darf ehrlich und aufrichtig sagen: es ist ein natürliches, unbewußtes Wachsen“. – (1888).

Im Juni 1889 hat er, nach 19 Jahren, seine Stellung als Theaterkritiker der Vossischen Zeitung aufgegeben, „die sich ohnehin sehr generös gegen mich benommen und mich wie einen alten Beamten regelrecht und auskömmlich pensioniert hat“. Am 1. Oktober übernimmt er die Kritik der Aufführungen des im März 1889 gegründeten „Vereins Freie Bühne für modernes Leben“, einer geschlossenen Gesellschaft, die nur Mitgliedern den Zutritt gestattet. Diese Gründung war notwendig geworden, nachdem polizeiliche Zensur die öffentliche Aufführung von Ibsens „Gespenster“ verboten hatte. Ein „Verein“ dagegen ist solchem Zugriff entrückt. Schon im September konnten hier die „Gespenster“ in Szene gehen. Am Abend des 8. September entdeckt Fontane auf seinem „Riesenschreibtisch“ zufällig ein schmales Heft, das der Verleger ihm gesandt hatte, und das unter anderen Dingen verkramt worden war. Sofort liest er den 1. Akt, am folgenden Tag den Rest, schreibt dem Verleger: „... Ich kann Ihnen nur gratulieren, etwas so Hervorragendes ediert zu haben... Ihr Dichter wird vielleicht ein Leben lang warten müssen, eh ihm – und noch dazu von einem auf dem Aussterbe-Etat stehenden alten Herrn – je wieder so viel und so unbedingt Anerkennendes (was zu tadeln ist, verschwindet) gesagt werden wird...“ Und an den Autor: „... Ihr Stück mag in Ihren Augen ein soziales Drama sein, in meinen Augen ist es ein Drama, ein Stück Leben, und das bedeutet mehr“. Der Tochter, die gerade verreist ist, muß er seine Entdeckung melden, denn er hat das neuartige Drama sofort dem Leiter der freien Bühne, dem jungen Otto Brahm, empfohlen: „Ich war ganz benommen. Mama natürlich wieder in Angst, ich ginge zu weit, ich engagierte mich ungebührlich; Durchgänger, Hitzkopf, ‚Jüngling‘. Nachdem nun aber gestern eine Karte von Brahm eingetroffen ist, der ganz meine Anschauungen teilt, hat sie sich einigermaßen beruhigt. Ich allein kann nie rechthaben; es muß immer erst bestätigt werden, und wenn es durch Müller oder Schulze wäre...“. Der neue Dramatiker ist ihm „ein völlig entphraster Ibsen“.

Am 20. Oktober 1889, in einer Nachmittagsvorstellung, findet vor den Mitgliedern des „Vereins“ die Uraufführung statt: „Vor Sonnenaufgang“. Freunde und Feinde der neuen Richtung kennen die Buchausgabe, sind also gerüstet. So kommt es zum regelrechten Theaterskandal, Johlen und Pfeifen mischt sich mit trotzigem Beifall, und als im vierten Akt nach der Hebamme gerufen wird, fliegt aus dem Parkett eine Geburtszange auf die Bühne. Der Kritiker aber, dem zum erstenmal im Leben ein Ebenbürtiger begegnet ist, widmet diesem ersten naturalistischen Drama auf deutscher Bühne, allen Verdammungsurteilen rechtsgerichteter, also maßgeblicher, Kreise zum Trotz, zwei zustimmende Rezensionen. An der Klaue hat er den Löwen erkannt: Gerhart Hauptmann!

Der 70. Geburtstag, der 30. 12. 1889, macht sich geltend! Die Vossische Zeitung, vielmehr die dem Dichter freundschaftlich gesinnten Lessings, wollen das „Jubelfest“ gebührend feiern – peinlich für ihn, dem alles Laute gegen den Strich geht! Keinesfalls will er selber Einladungen ergehen lassen! „... wer sieht einen denn für voll an? Wer

erklärt einen ehrlich, aufrichtig und gern für festberechtigt? „Siebzig Jahre kann jeder werden, wenn er einen leidlichen Magen hat. Also, was soll der Unsinn? Der Kerl ist schon so eingebildet, und eigentlich ist es doch ein Jammer mit ihm; er hat nicht mal studiert“, schreibt er dem Chefredakteur. Und zwei Tage später: „... Ich erwarte keine Liebe. Ich will einsam begraben sein. Ich will auch keine Kränze haben und verzichte auf den ganzen Klimbim... Man lebt sich selbst, man stirbt sich selbst...“. Aber Ausweichen ist unmöglich, und so kommt es, wie es kommen muß. „Das moderne Berlin hat einen Götzen aus mir gemacht; aber das alte Preußen, das ich durch mehr als vierzig Jahre verherrlicht habe, dies ‚alte Preußen‘ hat sich kaum gerührt und alles (wie in so vielen Stücken) den Juden überlassen“. Ironisch schildert ein Augenzeuge (Eduard Engel, dem Fontane einst mit Tränen für seine verständnisvolle Kritik von „L'Adultera“ gedankt hatte), wie viele der etwa vierhundert Anwesenden nur gekommen waren, um „durch die Vertilgung teurer Speisen und noch viel teurerer Weine ihre verständnisvolle Begeisterung zu bekunden“. Bitter die Erfahrung, wie wenig die meisten der Festgäste von ihm wissen: „Archibald Douglas“ wird gesungen, und mitten im Vortrag, bei einer Kunstpause, klatscht ein Teil der Gäste Beifall in der Annahme, es sei der Schluß. „Der Dichter konnte durchaus nicht wieder in seine vorige Stimmung zurück. Seine Blicke irrten trostlos über die noch immer beglückte Versammlung... und senkten sich beschämt auf den Teller, inmitten dessen ein einsames blutrotes Radieschen lag, denn ihm war der Mund trocken und bitter geworden...“. Bitter auch, daß der märkische Adel den Schöpfer der „Wanderungen“ durch ostentatives Fernbleiben brüskiert hat!

1890 entsteht ein „Brouillon“ von „Effi Briest“, das später ausgearbeitet werden soll: „Zurechtrücken“ der „Dunkelschöpfung“ im „Lichte“ der Kritik in „grenzenloser Duftelei“.

Nie hat Fontane seine Frauenromane – um solche handelt es sich ja seit „L'Adultera“ – besser charakterisiert als mit den Sätzen: „Das Natürliche hat es mir seit langem angetan, ich lege nur darauf Wert, fühle mich nur dadurch seit langem angezogen, und dies ist wohl der Grund, warum meine Frauengestalten alle einen Knax weg haben. Gerade dadurch sind sie mir lieb, ich verliebe mich in sie, nicht um ihrer Tugenden, sondern um ihrer Menschlichkeiten, d. h. um ihrer Schwächen und Sünden willen“.

„Effi Briest“ nun will Roman einer Ehe werden, die dem „Natürlichen“ – der Natur – schroff widerspricht. Erst 17jährig ist Effi, viel zu unreif für das Erleben wirklicher Liebe, als der einst abgewiesene Liebhaber der Mutter, Landrat Baron Innstetten, um das Kind wirbt. Mama Briest sieht in dieser Werbung – es wird nicht ausgesprochen, bleibt dem Tastsinn des Lesers überlassen – eine ihr selber dargebrachte Huldigung; Papa Briest gibt sich gewohntermaßen mit der Entscheidung seiner Frau zufrieden, obwohl er die eigene Freiheit auf eigener Scholle der Stufenleiter einer Beamtenkarriere weit überlegen sieht. Der Werber dagegen fühlt sich auf den ansteigenden Sprossen dieser Leiter durchaus wohl. Im Grunde, nur mit veränderten gesellschaftlichen Bedingungen, tut sich die gleiche Situation auf, in der die 17jährige Cécile von Zacha, von der eigenen Mutter verkuppelt, in ihr Schicksal hineinschlitterte. Im Gegensatz aber zu der verhaltenen Resignation und Müdigkeit der gealterten Cécile, strahlt Effis Jugend den bezwingenden Zauber aus, den die spontane Vision dieses Menschenkindes beim Anhören des Berichts der Frau Lessing, verbunden mit der ebenso spontan aufquellenden Erinnerung an das Hängerkleid der kleinen Methodistin in Thale vor dem inneren Auge des Dichters beschwor – einen Zauber, der, vielleicht, einer „unendlich süßen und unendlich schmerzlichen“ Erinnerung entsprang. So ersteht in der Phantasie des Dichters eine Gestalt, die all seine früheren Frauen-

gestalten, selbst Lene, überstrahlt. Wohl fügt Effi sich anfänglich gehorsam in das leere Leben an der Seite des so viel älteren, ihr innerlich fremden Gatten, aber bei aller äußeren Sicherheit des Auftretens erwacht in ihr die Sehnsucht nach einem von echter Liebe verklärten Leben. Auch die Geburt ihres Töchterchens kann diese naturhaft-natürliche Sehnsucht unmöglich stillen. So verfällt sie für kurze Zeit dem Major von Crampas, muß erkennen, daß sie auch ihn nicht liebt mit der Liebeskraft, deren Möglichkeit unerweckt, weil unangerührt, in ihr sich sehnt und quält, ohne Erlösung finden zu können. Die Versetzung des Gatten nach Berlin bedeutet ihr Befreiung aus peiniger Verstrickung, beruhigt wird jetzt ihr Leben einmünden in die Ordnung des Alltags. In Berlin aber findet Innstetten zufällig die Briefe, die einst Crampas an Effi schrieb, und die sie gedankenlos in ihrem Nähtischchen vergessen hatte, vergessen konnte, weil sie die quälende Erinnerung an Geschehenes weit von sich wegschob. Innstetten erschießt Crampas im Duell, zerstört Effis Leben, damit auch das eigene. Als Schlachtopfer „falscher Ehre“ wird die Effi, die nicht nach dem lebenden Urbild geformt, die vielmehr einzig aus Fontanes sehrender Seele liebend gestaltet werden soll, „überwinden“ lernen . . .

So etwa mag das „Brouillon“ von 1890 das Geschehen des Romans skizziert haben. Eines, ein Wesentliches aber, hat sich dem Dichter noch nicht aufgetan: die Atmosphäre, in der dieser Schicksalsknoten sich knüpfen muß, damit von neuem die Melodie vom „Leid des Lebens“ erklinge.

Schon im Herbst 1890 spürt der Siebzigjährige ein Abnehmen der Kräfte. „Dann und wann fällt wohl noch ohne Zutun ein Apfel vom Baum, aber die Kraft zum Herabholen ist nicht mehr da“. Alt fühlt er sich, aber „Resignieren können ist ein Glück und beinahe eine Tugend“. „Das Alter hält mich seit einiger Zeit doch scharf in den Klauen . . . körperlich geht es noch, aber das ‚Innen lebt die schaffende Gewalt‘ ist für mich leider zur Phrase geworden. Von Federkraft – bei mir doppelsinnig zu verwenden – ist keine Rede mehr . . .“. Eine Influenza vom März 1892 steigert „die tief deprimierte Stimmung: Der Versuch, die „Dunkelschöpfung“ der „Effi Briest“ im „Lichte“ der Kritik zu vollenden, ist – gescheitert!

Sollte es im Riesengebirge glücken, das ihm schon in früheren Jahren Schaffensruhe bot? Im Mai 1892 reist er mit Frau und Tochter nach Zillerthal bei Schmiedeberg – und erkrankt von neuem: „ . . . ich wurde ganz elend, und so verbrachten wir . . . vier schlimme Monate an der sonst so schönen Stelle“. „Ob ich noch einmal von dieser Müdigkeit loskomme? Mit zweiundsiebzig sind die Chancen gering“. Schon erwägt er, Berlin zu verlassen, denn „seit meiner letzten Krankheit bin ich eine ganz gebrochene Kraft, zur Zeit kaum fähig, ein paar Briefzeilen zu schreiben, und so schrumpfen denn meine Einnahmen auf weniger als die Hälfte zusammen. Damit in Schmiedeberg zu leben wird gehen . . .“

„Es ist nicht zu beschreiben“, klagt Frau Emilie dem Sohn Friedrich, „wie schwer es ist, mit dem armen Kranken zu leben, die Tage sowohl wie die Nächte. Wir erwarten den Arzt, der immer dringender von einer Nervenheilanstalt spricht. Papa, der erst damit einverstanden schien, zeigt jetzt ein rechtes Grauen, so daß ich nur in äußerster Not meine Einwilligung dazu geben würde. . . . Diesen klaren, verständigen Mann so zu sehen ist herzerreißend.“

Mitte September 1892 kehrt die Familie nach Berlin zurück, ohne daß der Dichter inzwischen die Rohfassung der „Effi Briest“ angerührt hatte. „Die Gesamtstimmung ist freudlos, man ist eben das gelbe Blatt am Baum um die Zeit, wo der Spätherbst einsetzt.“ Er hat das Alter erreicht, in dem der Vater starb! „ . . . wenn man nun gar einundsiebzig ist“, hat der Vater einst gesagt, „ . . . man mag wollen oder nicht, er mel-

det sich, er ist um einen rum, er ist da...": der Tod! Am Ende fühlt er sich – und steht am Anfang!

Der Berliner Hausarzt, Psychologe von Gottes Gnaden, glaubt nicht an Gehirnanämie, ertastet die Grundursache des Hinsiechens: „Sie sind ja gar nicht krank! – Ihnen fehlt nur die gewohnte Arbeit! – Und wenn Sie sagen: ‚Ich habe ein Brett vorm Kopf, die Puste ist mir ausgegangen, mit der Romanschreiberei ist es vorbei‘, nun, dann sage ich Ihnen: Wenn Sie wieder gesund werden wollen, dann schreiben Sie eben was anderes, zum Beispiel ihre Lebenserinnerungen. Fangen Sie gleich morgen mit der Kinderzeit an!“

Schon gelegentlich des „Jubelfestes“ hatte nicht nur die Vossische Zeitung ihm nahegelegt, eine Autobiographie zu schreiben. Das widerstrebt seinem Hang zum understatement, obwohl sein Leben „in seinem bunten Wechselgange auch ein sehr guter Stoff ist“. Halb unbewußt spielt er mit dem Gedanken, denn im August 1891, in der Zeit des Resignierens, war ihm der Rückblick auf sein Leben stille Beschäftigung: „Das Endresultat ist immer eine Art dankbares Staunen darüber, daß man von so schwachen wirtschaftlichen Fundamenten aus überhaupt hat leben, vier Kinder großziehen... können. Es ist alles leidlich geglückt. ... Aber, zurückblickend, komme ich mir doch vor wie der ‚Reiter über den Bodensee‘ (den zugefrorenen) in dem gleichnamigen Schwabschen Gedicht, und ein leises Grauen packt einen noch nachträglich.“

Ohne Grauen ist die Erinnerung an die Kindheitstage, und so ist das einfühlende Wort des Arztes rettende Medizin. Schon gleich, im Oktober 1892, beginnt er „Meine Kinderjahre“. In wenigen Monaten ist das Werk vollendet: hat er im Eintauchen in die eigene Jugend die Jugendkraft zurückgewonnen, sich zurückerobert. Da steigt die unbeschwerte Swinemünder Knabenzeit in farbiger Frische vor dem inneren Auge auf, sieht er das „Spukhaus“ – die väterliche Apotheke –, wo nachts der „Geist“ des früheren Besitzers schlurfend auf dem Boden umherschleicht. „De oll Geißler geht wedder üm“, sagten die Dienstboten; oder „He kuckt wedder in all sien Kisten und Kasten“ – „Und wirklich, man hörte deutlich, wie die Deckel der großen Kräuterkisten auf- und wieder zugeschlagen wurden“. Die Erklärung des Vaters, das seien die Katzen, furchtet nichts, der phantasievolle Knabe kostet mit Behagen das Gruselige der Situation, setzt sich immer wieder an die Stelle zwischen Ofen und Schrank, wo der spukende olle Geißler gestorben war, und lauscht verzaubert dem „geheimnisvollen Rumoren über mir“. Ein Junge war er damals – aber wie würde solches Rumoren auf das Gemüt eines kindjungen Mädchens wirken? Da sieht er seine Effi, das siebzehnjährige Kind, als „Frau Landrat“ in ein solches Spukhaus einziehen, da überläuft es ihn eisig –: da wittert er mit eins, was ihm bislang sich versagte: die Atmosphäre, in der der Knoten seiner Effi-Tragödie geschürzt werden muß! „Kessin“ mag es heißen, das Swinemünde seines Romans! Die ganze Szenerie, begonnen mit der „Plantage“, ist gegeben! Im sonnigen, weinfrohen Rheinland, auf Schloß Benrath in der Nähe Düsseldorfs, hatte die Tragödie jener Frau Else von Ardenne sich abgespielt; in Bonn hatte das Duell stattgefunden. Gegenden sind das, in die sich die Schicksalsverstrickung seiner Effi nicht einfügen will. Schon ist er, noch während er an den „Kinderjahren“ schreibt, eingesponnen ins Werk seiner Liebe, fühlt er schauernd die Diskrepanz zwischen dem freien, luftigen Hohen-Cremmen, der Heimat Effis, und dem düsteren Zwang des rätselhaften, spukhaften Kessin. Mehr noch: Die eigene Seele taucht ein in die Seele seiner Heldin, die sich nichts aus dem Schmuck macht, den der Bräutigam ihr schenken will: „Ich klettere lieber, und ich schaukle mich lieber, und am liebsten immer in der Furcht, daß es irgendwo reißen oder brechen und ich niederstürzen könnte. Den Kopf wird es ja nicht gleich kosten.“ Das ist

ganz der Knabe Fontane: „Schöner als alles . . . war . . . eine zwischen zwei Holzpfählen angebrachte, ziemlich baufällige Schaukel. Der quer überliegende Balken fing schon an morsch zu werden, und die Haken, an denen das Gestell hing, saßen nicht allzu fest mehr. Und doch konnt ich von dieser Stelle nicht los und setzte meine Ehre darin . . ., die Schaukel derartig in Gang zu bringen, daß sie mit ihren senkrechten Seitenbalken zuletzt in eine fast horizontale Lage kam. Dabei quietschten die rostigen Haken, und alles drohte zusammenzubrechen. Aber das gerade war die Lust, denn es erfüllte mich mit dem wonnigen und allein das Leben bedeutenden Gefühle: Dich trägt dein Glück.“

Von einer „Versteckspielmanier“ erzählen die „Kinderjahre“, vom Triumph, sich so zu verstecken, daß kein Spielgefährte das Versteck finden kann: „Worin wurzelt das Glück?“ Mit gleicher Wonne versteckt Effi sich so, daß die Freundinnen sie nicht finden. „Ich war der geborene kleine Akrobat“, sagt Fontane, und Mama Briest meint scherzhaft, Effi hätte eigentlich „Kunstreiterin“ werden müssen, „immer am Trapez, immer Tochter der Luft. Ich glaube beinah, daß du sowas möchtest“. Wenn Effi dann den Freundinnen erzählt, Papa habe ihr einen Mastbaum versprochen, „hier dicht neben der Schaukel, mit Rahen und einer Strickleiter“, dann taucht wiederum der alte Fontane ein in den halbwüchsigen, dem verboten war, die Schiffe zu betreten „und am wenigsten die Strickleiter hinauf bis in den Mastkorb zu klettern“, was natürlich doch geschah. Hasardspiel ist so Leben und Glück des Kindes Fontane, des Kindes Effi, in dessen Seele die Seele des Dichters sich einfühlt. Er, seine Seele, wird Effis Schicksal erleiden, er ist Effi! Nicht von ungefähr zitiert er während der Niederschrift des Romans, wenn auch in anderem Zusammenhang, ein Wort Schopenhauers: „Das Beste, was wir haben, ist Mitleid“: Mit-Leiden!

Im gleichen Brief findet sich die bedeutsame Stelle: „ . . . ich bin nun mal für Frieden und Kompromisse. Wer diese Kunst des Kompromisses nicht kennt, vielleicht nicht kennen will . . ., kann sich begraben lassen. Ich habe noch nicht gesehen, daß ein . . . Prinzipienreiter heil durchs Leben gekommen ist.“ Damit erübrigt sich die Frage, welche von den einander widersprechenden Äußerungen des Dichters über Innstetten seine wahre Meinung aussagt. Rittmeister bei den Düsseldorfer Husaren war der (inzwischen avancierte) Baron Ardenne. Fontane macht ihn zum Beamten, nicht, wie er betont, „um die wirklichen Personen nicht zu deutlich hervortreten zu lassen“, sondern aus der Abneigung, die ihm sein wiederholtes widerwilliges Bekanntwerden mit preußischem Beamtentum eingeflößt hatte: servil nach oben, die Möglichkeiten der Karriere berechnend; Prinzipienreiter comme il faut und Schulmeister obendrein, der seinen pädagogischen Tic an dem unreifen, dem siebzehnjährigen Naturkind ausläßt, den Spuk als einschüchterndes „Erziehungsmittel“ ausnützt, dabei „jede Herzensgüte“ vermissen läßt; es „grenzte schon fast an Grausamkeit“. Dazu macht der Dichter ihn noch zum Wagnerschwärmer, er, der vor drei Jahren in Bayreuth die Ouvertüre des „Parsifal“ nicht aushielt: „Also wieder raus“! Das ist nicht der „Stamm“, um den der „Efeu“ sich ranken könnte, wie Papa Briest gemeint hatte. Effis „Ehrgeiz“ könnte in der Karriere ihres Mannes – vielleicht – Befriedigung finden, aber ihr „Hang nach Spiel und Abenteuer“, an den Mama Briest sich erst nach der Hochzeit erinnert, kann in der Leere und Langeweils, die dieses Kind an der Seite dieses Mannes quälen muß, unmöglich ersticken. „Man muß doch immer dahin passen, wohin man nun mal gestellt ist“, spürt sie, und nach Kessin paßt sie nun einmal nicht. „Wirst du populär werden und mir die Majorität sichern, wenn ich in den Reichstag will?“ fragt der Gatte, spricht damit seine eigene Verurteilung aus. Die Schaukel, die dem Kind Effi in Hohen-Cremmen die Möglichkeit bot, im Glück des gefährlichen Flugs durch die Luft den eingeborenen Hang nach Spiel und Abenteuer

auszukosten, gibt es in Kessin nicht, denn eine „Frau Landrat“ auf der Schaukel würde den Gatten der Lächerlichkeit preisgeben, damit seine Karriere vernichten. Da betritt den verödeten Spielplatz Major Crampas mit seinem „Ohne Leichtsinn ist das ganze Leben keinen Schuß Pulver wert“ –: Ersatz für die verlorene Schaukel, Verlockung zu „Spiel und Abenteuer“! Sie hat ihn „nicht einmal geliebt“, konnte ihn „vergessen“, weil sie ihn „nicht liebte“. Nur die Nüchternheit Innstettens, sein Besessensein vom Karrieremachen trieb sie dem „Damenmann“ in die Arme – dem „Damenmann“, der hier zum erstenmal, im stummen Abschiedsgruß sich offenbarend, wirkliche Liebe gefühlt hat. So will es des Dichters Liebe zu seiner Effi, die sich in der liebenden Verehrung des buckligen Apothekers Gieshübler spiegelt, des einzigen echten, innerlich ihr verwandten Menschen, dem Effi im fremden Kessin begegnete – und der auch, mit einigen Variationen, Fontane heißen könnte.

Geschürzt ist der „Knoten“ der Verwicklung; langsam, innerer Notwendigkeit gehorchend, muß folgerecht die Lösung sich vollziehen. „Es gibt ein ganz stilles Heldentum, das mir imponiert“, sagt (in anderem Zusammenhang) ein späterer Brief Fontanes. Der zweite Teil des Effi-Romans gibt die Verklärung solchen stillen Heldentums. Wohl flammt Effis naturgesunde Leidenschaft noch einmal, in berechtigter Empörung auf, als sie beim Wiedersehen ihres Kindes erleben muß, daß der Vater, der Schulmeister, es zur Sprechpuppe abgerichtet hat. Aber auch das überwindet sie – still.

„Ja, die arme Effi!“, schreibt der fünfundsiebzigjährige Überwinder, „vielleicht ist es mir so gelungen, weil ich das Ganze träumerisch und fast wie mit einem Psychographen geschrieben habe. Sonst kann ich mich immer der Arbeit, ihrer Mühe, Sorgen und Etappen erinnern – in diesem Falle gar nicht. Es ist so wie von selbst gekommen, ohne rechte Überlegung und ohne alle Kritik.“ Und an anderer Stelle: „... der alte Witz, daß man Mundstück sei, in das von irgendwoher hineingetutet wird, hat doch was für sich, und das Durchdrungensein davon läßt schließlich nur zwei Gefühle zurück: Bescheidenheit und Dank.“

Mit „Effi Briest“ hat der greise Fontane ein Meisterwerk geschaffen, weil er die rechte Liebe hatte, die er, aus dem eigenen Herzen, seiner Effi schenkte. Sein Leben, so voll von Entbehrungen, Entsagungen, Bitterkeiten und Demütigungen, ist eingemündet in Harmonie. Aber: „Die Gesellschaft ist ein Scheusal.“

Bald nach Vollendung der „Kinderjahre“, Mitte 1893, hatte der 75jährige die Ausarbeitung des „Brouillons“ von 1890 beginnen können. Vom Oktober 1894 bis zum März 1895 erscheint „Effi Briest“ im Vorabdruck, im Oktober als Buch. Berufene Kritiker erkennen sofort die Bedeutung des Werks, stellen es neben Goethes „Wahlverwandtschaften“ und Tolstois „Anna Karenina“. Nur ein Überwinder wie Fontane vermochte, die Gegensätze zwischen starrer gesellschaftlicher Ordnung und dem wirklichen atmenden Leben eines nach Freiheit und Liebe verlangenden jungen Menschen so zu gestalten, daß wir Handeln und Leiden aller Beteiligten mit-leiden. Mit „Effi Briest“ ist Fontane in die Weltliteratur eingegangen. Vergessen sind seine Balladen, die „Wanderungen“ werden einen Süddeutschen kaum ansprechen. Heute erleben wir, daß, mehrere Jahrzehnte nach seinem Tode, „Effi Briest“ in englischer Sprache erschien, hymnisch gefeiert von der jungen Kritikergeneration. Der Roman wurde das Lieblingsbuch von Samuel Beckett.³ Auch das würde er vermutlich mit der gleichen Gelassenheit hinnehmen, die ihn das neuerliche Fernbleiben des preußischen Adels bei der Feier seines 75. Geburtstages humorvoll weise glossieren ließ: „... Kommen Sie, Cohn“! Freude hingegen wäre ihm die tiefe Verehrung, mit der der stärkste Romancier unserer jüngsten Vergangenheit, Thomas Mann, zu ihm als seinem großen Lehrmeister aufsah.

Nicht erschöpft ist die Gestaltungskraft des Greises mit „Effi Briest“. Ihm gelingt ein zweites Meisterwerk: „Der Stechlin“. Im Winter 1895 entsteht das „Brouillon“, das er 1896/97 ausarbeitet. „Zum Schluß stirbt ein Alter, und zwei Junge heiraten sich – das ist so ziemlich alles, was auf 500 Seiten geschieht“, schreibt er, ironisch das Wesentliche verhüllend, das diese 500 Seiten, ein Buch der Weisheit, sein Vermächtnis an Mit- und Nachwelt umfassen: sein Wissen um die Bedrohtheit unserer Welt, seine Sorge um die Zukunft angesichts des immer breiter sich geltend machenden Militarismus, seine Hoffnung auf ein künftiges edleres Menschentum.

Am Abend des 20. September 1898 schließt er, ohne vorausgehende Krankheit, die Augen. Ihm selbst könnte die Grabrede gelten, die er seinen alten Dubslav von Stechlin halten läßt: „... Sein Leben lag aufgeschlagen da, nichts verbarg sich, weil sich nichts zu verbergen brauchte. Sah man ihn, so schien er ein Alter, auch in dem, wie er Zeit und Leben ansah; aber für die, die sein wahres Wesen kannten, war er kein Alter, freilich auch kein Neuer. Er hatte vielmehr das, was über alles Zeitliche hinausliegt, was immer gilt und immer gelten wird: ein Herz. ... Er war das Beste, was wir sein können, ein Mann und ein Kind. Er ist nun eingegangen in seines Vaters Wohnungen und wird da die Himmelsruhe haben, die der Segen aller Segen ist“.

Anmerkungen

- 1 Die norwegische Fassung dieser Einführung findet man in: Theodor Fontane, Effi Briest, übersetzt von Lotte Holmboe, hrsg. von Max Tau. Gyldendal Norsk Forlag. Oslo 1976 oder 1977, S. 293 – 322.

Die Handschriftensammlung der Universitätsbibliothek in Oslo und Frau Tove Tau (Oslo) besitzen die schreibmaschinenschriftlichen Vorlagen dazu, wobei diese im Verhältnis von Original und Durchschlag zueinander stehen. Für die Übersetzung ins Norwegische wurde das Exemplar der Universitätsbibliothek verwendet, in dem sich zwei berücksichtigte handschriftliche Änderungen finden.

Bei der Absatzgestaltung hielt ich mich an die gedruckte Fassung, die nur an drei Stellen vom Typoskript abweicht.

Die Hervorhebungen Max Taus folgen der maschinenschriftlichen Vorlage, nicht der übersetzten Variante. Einige geringfügige Änderungen der norwegischen gegenüber der deutschen Fassung lassen sich nachweisen.

- 2 Ursprünglich stand „Gift“ statt „Überdosis Digitalis“ im Typoskript (siehe das Exemplar der Universitätsbibliothek Oslo).
- 3 Der Satz zu S. Beckett steht handschriftlich im Exemplar der Universitätsbibliothek Oslo, er wurde ins Norwegische übersetzt.

Hilfreich unterstützt und überaus entgegenkommend behandelt wurde ich von Frau Tove Tau, die die Erlaubnis zum Abdruck erteilte, bereitwillig Auskünfte gab und Kopien sandte, von Herrn Sverre Flugsrud seitens der Handschriftensammlung der Universitätsbibliothek Oslo durch mehrfaches Bereitstellen von Kopien und von Herrn Stefan Pucks (Berlin/West), der meine Interessen kennt und an sie bei seinen Recherchen immer wieder denkt. Das Theodor-Fontane-Archiv griff meinen Vorschlag der Veröffentlichung auf und half seinerseits durch den Einblick in Archivbestände. Ich danke allen herzlich.

Marginalien über Max Tau

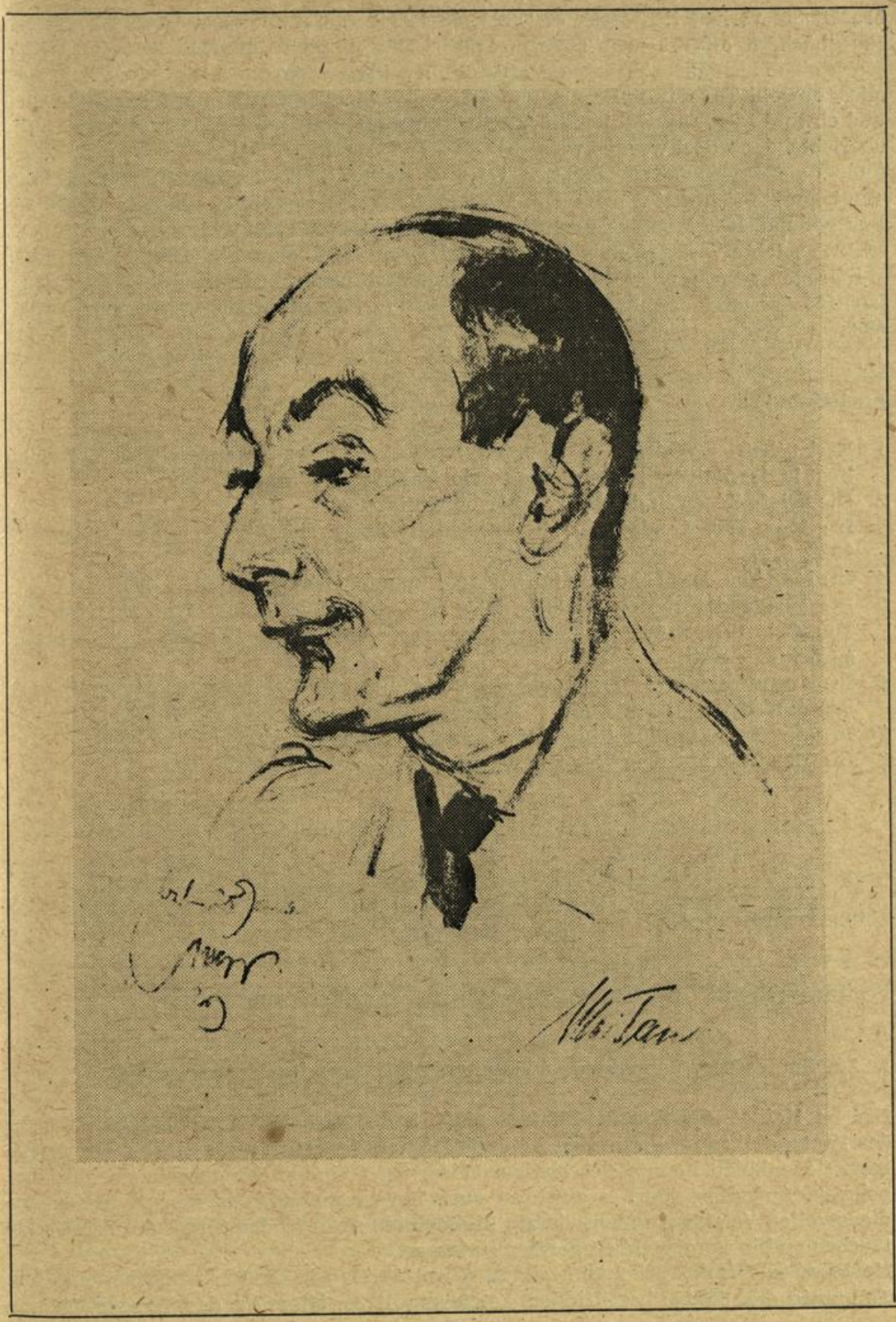
Max Tau (1897 – 1976) gehört zur Generation meiner Großväter; jener Generation, deren Leben zwei Weltkriege beeinträchtigten.

Erst über eine sehr spezielle Bibliographie erfuhr ich von Taus aufklärerisch-menschenfreundlichem, völkerverbindendem Wirken. Was leicht greifbaren Nachschlagewerken entnommen werden kann, bleibt unwiederholt.

Den Judenhaß der Nationalsozialisten bekam Max Tau zu spüren, doch 1938 entkam er der sich verschärfenden Barbarei. Der Kunstschriftsteller Karl Scheffler (1869 – 1951), mit dem der Lektor Tau im Bruno-Cassirer-Verlag im Arbeitszimmer saß und bis zu Schefflers Lebensende freundschaftlich verbunden war – erhaltene Briefe bezeugen es – gab damals ein Empfehlungsschreiben mit: „Aus einem schönen und seltenen Enthusiasmus für das Echte fließt alles, was er tut; viele Dichter zweier Generationen, deutsche und ausländische, sind ihm großen Dank schuldig geworden“.¹ Leider fiel Max Taus umfangreiche Korrespondenz der Gestapo in die Hände und dürfte verloren sein. Im norwegischen und schwedischen Exil, dann als norwegischer Staatsbürger lebend, als Lektor arbeitend, hatte er erneut einen reichen Briefwechsel. Eine Namensliste mag andeuten, was unpubliziert archiviert ist: Günther Anders, Walter A. Berendsohn, Horst Bienek, Johan Borgen, Willy Brandt, Martin Buber, Max von der Grün, Felix Guggenheim, Knut Hamsun, Thomas Theodor Heine, Bohumil Janda, Walter Kahnert, Marie Luise Kaschnitz, Nikos und Eleni Kazantzakis, Hermann Kesten, Hans Hellmut Kirst, Wolfgang Koeppen, Siegfried Lenz, Thomas und Katia Mann, Klaus Pinkus, Pandelis Prevalakis, Luise Rinser, Nelly Sachs, Antonis Samarakis, Albert Schweitzer, Thorvald E. Stolberg, Elie Wiesel, Hiltgunt Zassenhausen.²

1928 promovierte Max Tau in Kiel mit der Arbeit „Der assoziative Faktor in der Landschafts- und Ortsdarstellung Theodor Fontanes“. Damals schrieb er: „Außer Betracht muß bleiben der liebenswerte Mensch, der weltkluge Denker, der weitblickende Historiker, der uns menschlich besonders nahesteht“.³ In einem autobiographischen Buch kommt Max Tau auf die Doktorarbeit zurück. „Meine Arbeit habe nichts mit dem großen Dichter Fontane zu tun, erklärte ich, sie zeige nur die Gefahren der assoziativen Darstellung und solle eine Warnung für die kommende Generation sein. Ich glaubte schon, Professor [Eugen] Wolff niemals überzeugen zu können. Aber er überraschte mich, indem er sagte: ‚Reichen Sie Ihre Arbeit ruhig ein. Ist sie wissenschaftlich zu verantworten, dann werde ich sie annehmen‘“.⁴

Zwei Texte über Theodor Fontane veröffentlichte Max Tau in Norwegen. Der kleinere Aufsatz liegt nur norwegisch vor. In ihm findet sich der Satz: „Theodor Fontane kann als Symbol des Dichters angesehen werden, der über den Parteien steht und immer auf der Seite der Menschlichkeit und der daher Gestalten formen kann, die die Zeit überdauern.“⁵ Seit kurzem besitzt die Universitätsbibliothek in Oslo die bislang ungedruckte Urschrift der Einführung zur norwegischen Ausgabe der „Effi Briest“. Frau Tove Tau – die Witwe Max Taus – erlaubte zuvorkommend deren Abdruck in den „Fontane-Blättern“. Friedrich Wittig sagte am 5. Dezember 1965: „... und er hatte das noch größere Glück, die Norwegerin Tove Filseth zur Frau zu gewinnen. Seine Freunde wissen, was diese Fügung für die beiden Menschen bedeutet...“⁶ Und Max Tau, von dem die Rede ist, erzählt: „Tove Filseth war früher Referentin in der Nansen-Hilfe gewesen. Sie hatte Menschen aus der Tschechoslowakei und aus Polen herausgeschmuggelt, war beim Einrücken der Nazitruppen in Prag dabeigewesen und hatte eine Reihe von Flüchtlingen durch die Nansen-Hilfe nach Norwegen ge-“



bracht. Sie verließ Norwegen erst, als sie selbst in Gefahr war.⁷ Aus den Erinnerungsbüchern erfährt man Tove und Max Taus immerwährendes Bemühen, Menschen einander näherzubringen, Vorurteile abzubauen, ausgleichend zu wirken. Dies alles, obwohl Tove Taus Bruder und Schwager von der Gestapo erschossen wurden und obwohl Max Taus Mutter in Auschwitz vergast und seine Schwester Friedel, die überlebte, deportiert worden war.

Anders als angedeutet zu reagieren, wäre vorstellbar und verständlich gewesen. Max Tau bemühte sich gleich nach dem zweiten Weltkrieg vergeblich um eine Reise nach Deutschland. 1949 kam er zu den Goethe-Feierlichkeiten nach Weimar.

Max Tau lebte vor, daß man ein Dienender sein darf, ohne ein Knecht zu werden. „Mißtrauen vermag nur Mißmut zu schaffen. Vertrauen gibt Kraft und ist die Grundlage für das mitmenschliche Sein.“⁸ Eine Haltung, die verpflichtend ist, spricht daraus.

Anmerkungen

- 1 Karl Scheffler verfaßte das Empfehlungsschreiben im November 1938. Das Blatt liegt in der Universitätsbibliothek Oslo. Handschriftensammlung.
- 2 Die Briefe liegen in der Universitätsbibliothek Oslo.
- 3 In: Max Tau, Landschafts- und Ortsdarstellung Theodor Fontanes. Oldenburg 1928, S. 2.
- 4 In: Max Tau, Das Land, das ich verlassen mußte. Hamburg 1961, S. 147.
- 5 In: Tyskland forteller, deutsche Novellen, ausgewählt und vorgestellt von Max Tau. Oslo 1972, S. 199. Der zitierte Satz wurde von Jürgen Hedderich ins Deutsche zurückübersetzt.
- 6 In: Ansprachen und Dokumente zur Verleihung des Kulturpreises der Stadt Dortmund. Nelly-Sachs-Preis. Am 5. Dezember 1965. Dortmund 1965, S. 28.
- 7 In: Max Tau, Ein Flüchtling findet sein Land. Hamburg 1964, S. 236.
- 8 In: Max Tau, Auf dem Weg zur Versöhnung. Hamburg 1968, S. 66.

Lothar Sommer, Berlin

Fontane-Abend / Berlin (1927 – 1933) – eine Dokumentation

I. Zur Emdenschen Sammlung und zu den Mitgliedern des Fontane-Abends

Das im Heft 45 der Fontane-Blätter anlässlich des sechzigsten Gründungsjubiläums des Fontane-Abends / Berlin den bibliophil organisierten Fontane-Liehabern gewidmete Gedenkblatt konnte sich aus verschiedenen Gründen nur ganz bescheiden ausnehmen. Außerdem kam es zunächst auch nur darauf an, das Wirken dieser verdienstvollen Vereinigung von vierzig Bibliophilen nicht in den Strom der Zeit hinabtauchen und in Vergessenheit geraten zu lassen.

Heute möge sich der geneigte Leser zu einem Ausflug in die Vergangenheit auf zum Teil unsicheren Boden bereitfinden. Letzteres gilt vor allem für den Versuch, Lebens-

schicksale von Mitgliedern dieser bibliophilen Vereinigung und ihre Haltung in der damals politisch so sehr bewegten Zeit nachzuzeichnen. Als Orientierungspunkte und Wegzeichen dienen dokumentarische Materialien und verschiedene Veröffentlichungen, in die oftmals Erinnerungen an oder manchmal auch nur kurze Bemerkungen zu den ehemaligen Mitgliedern dieser Vereinigung beiläufig eingefügt wurden. Durch zielgerichtete Recherchen gelang es, wenigstens für einen Teil des hier interessierenden Personenkreises mehr oder minder charakteristische Skizzen zu fertigen und sich Gewißheit darüber zu verschaffen, was bibliophil organisierten Fontane-Freunden 1933 und danach widerfahren war. Wenngleich es gilt, sich selbst im Bereich des Möglichen zu bescheiden, so sei betont, daß das Bild einiger Bibliophilen durchaus ergänzt werden könnte, andere hingegen nur durch ihre Namen bekannt bleiben werden, da sich ihre Lebensspuren im Ungewissen verlieren.

Deshalb ist es um so erfreulicher, daß uns die Namen jener Persönlichkeiten bekannt wurden, die sich am 14. November 1927 in Berlin im Zeichen Fontanes zu einem bibliophilen Verein zusammengeschlossen hatten. Diese sind uns mit einer Mitgliederliste (Stand vom 1. November 1933) nach Aufzeichnungen von **Dr. Eugen Pinner**¹ überliefert, der als Schriftführer des Fontane-Abends wirkte. (Vgl. S. 89 ff.)

Diese Gründungsmitglieder waren:

Paul H. Emden,	Bankier
S. Martin Fraenkel,	Antiquar
Dr. Paul Friedeberger,	Verlagsbuchhändler
Felix Hasselberg,	Privatgelehrter
Dr. Fritz Homeyer,	Antiquar
Fritz Joseph,	Kaufmann
Walther Michaelis,	Amtsgerichtsrat
Dr. Eugen Pinner,	Kaufmann
Dr. Karl Schönberg,	Rechtsanwalt
Dr. Ernst Tobias,	Arzt
Erich u. Reinhold Scholem,	Buchdruckereibesitzer
Georg Birnbaum,	Kaufmann
sowie Dr. Körner und Bernhard Krisch.	

Eine Nachprüfung zeigte das bemerkenswerte Ergebnis, daß etwa drei Viertel der Gründungsmitglieder und über die Hälfte der in der überkommenen Mitgliederliste verzeichneten Persönlichkeiten jüdischer Herkunft waren. Viele von ihnen erwiesen sich als ernsthafte Sachwalter des Fontaneschen Erbes.

In dem eingangs erwähnten Beitrag des Heftes 45 der „Fontane-Blätter“ wurde bereits auf den Erwerb der Emdenschen Fontane-Sammlung und deren Stiftung an die Berliner Universitätsbibliothek als ein besonderes Verdienst des Fontane-Abends hingewiesen. Diese Sammlung erlangte nicht nur durch den Stiftungsakt eine gewisse Berühmtheit. Hierbei darf das Verdienst von **Paul H. Emden** als eifriger Sammler angesichts der Umstände, die im Hinblick auf das Fontanesche Erbe herrschten, nicht unerwähnt bleiben.

Theodor Fontane hatte ja ursprünglich für den Fall seines Todes bestimmt, alle in seinem Nachlaß befindlichen ungedruckten Schriften zu verbrennen. Erst dem besorgten Drängen seines Freundeskreises nachgebend, ließ sich Fontane bewegen, 1892 eine Nachlaßkommission für sein literarisches Erbe einzusetzen.

Aber bevor diese Kommission nach dem Tode des Dichters am 20. September 1898 ihre Tätigkeit aufgenommen hatte, war bereits durch Frau Emilie Fontane eine erste Durchsicht der schriftstellerischen Hinterlassenschaft vorgenommen und dabei recht

freigiebig verschenkt worden. Auch hatte Emilie einiges verbrannt, z. B. etliche Briefe von Georg Friedländer u. a. Wenngleich nach 1916, bis dahin hatte die Nachlasskommission gewirkt, die bedeutendsten Teile des Nachlasses von Friedrich Fontane – jüngster Sohn des Dichters und späteres Ehrenmitglied des Fontane-Abends – vorläufig geordnet, in Neuruppin eine Heimstatt gefunden hatten, waren doch von den Fontane-Erben auch nach dem ersten Weltkrieg und während der Inflationszeit weitere Handschriften aus dem Nachlaß veräußert worden.

Indem H. Paul Emden beachtliche Nachlastteile erwarb und als wertvolles Kulturgut bewahrte, begegnete er als verdienstvoller Sammler einer weiteren Zersplitterung der hinterlassenen Schriften.

Der Fontane-Abend

begeht am Mittwoch, dem 14. November, in den Räumen von Luther & Wegener, Bismarckstraße 34 (Restaurant des Städtischen Opernhauses), sein

erstes Stiftungsfest

Wir gestatten uns, Sie und Ihre werten Angehörigen hierzu ergebenst einzuladen. Preis der Teilnehmerkarte für Mitglieder und einen Gast je 12 M., jeder weitere eingeführte Gast 16 M. Die Zahl der Teilnehmerkarten ist begrenzt. Die Zahlung schließt das trockene Gedeck einschließlich Kaffee sowie Garderobengeld ein. Nach dem Essen findet eine „Bunte Stunde“ statt. Anmeldungen mit Namensangabe und eventuellen Wünschen für die Tischordnung bis zum 4. November an Herrn Dr. Eugen Pinner, E 2, Klosterstr. 69, erbeten (Postcheck: Julius Pinner, Berlin 989 79).

Der Vorstand
Krammer Fraenkel Michaelis Pinner

Den wichtigsten Bestandteil der Emdenschen Sammlung bildeten rund 200 Briefe Fontanes an verschiedene Freunde und Bekannte, darunter 181 Briefe des Dichters an seinen Freund Bernhard von Lepel. Außerdem gehörten dazu ein von Emile Fontane abgeschriebenes unvollständiges Manuskript des Romans „Unwiederbringlich“ mit

Änderungen von Fontane sowie das handschriftliche Manuskript seiner Hamlet-Übersetzung. Ferner zählte zur Emdenschen Sammlung eine beachtliche Fontane-Handbibliothek mit einem umfangreichen Bestand an Zeitschriften- und Zeitungsartikeln über Fontane und sein Werk. Der Nachweis über den Erwerb der Emdenschen Sammlung befindet sich in der Universitätsbibliothek der Humboldt-Universität zu Berlin. Obwohl die betreffende Akte u. a. einen Bericht über den Bestand der Sammlung enthält und deren Schicksal dokumentiert, sind in der Literatur unterschiedliche Darstellungen anzutreffen. So schrieb im Jahre 1931 Dr. Rudolf Hoecker, damals Direktor der Universitätsbibliothek und ihre Mitgliedschaft im Fontane-Abend vertretend, „daß es 1930 gelang, 181 Briefe Fontanes an seinen Freund Bernhard von Lepel und die Bibliothek des Fontanesammlers Paul H. Emden zum Teil zu erwerben, zum Teil als Depotgut des Fontane-Abends überwiesen zu erhalten.“² Andernorts wurde berichtet: „Im Jahre 1930 erwarb der Fontane-Abend die Emdensche Fontane-Sammlung. Sie wurde der Berliner Universitätsbibliothek aus Anlaß ihres hundertjährigen Bestehens als Geschenk übergeben, mit der Bedingung, daß sie als geschlossene Sonderbibliothek erhalten und ausgebaut würde. In gemeinsamer Arbeit bemühen sich die Universitätsbibliothek und der Fontane-Abend um den Ausbau der Sammlung.“³ Schließlich vermerkte Joachim Krueger, daß die „reiche Fontane-Sammlung“ von Paul H. Emden „von der Universitätsbibliothek mit finanzieller Unterstützung durch das Ministerium und in Zusammenarbeit mit dem ‚Berliner Fontane-Abend‘ erworben“ wurde.⁴

Aufklärende Auskunft ergab nun eine Durchsicht der bereits erwähnten Akte in der Universitätsbibliothek. Aus dieser ist ersichtlich, daß sich der Fontane-Abend bemühte, das für den Erwerb der Sammlung nötige Geld aufzubringen⁵, sofern die Universitätsbibliothek gleichfalls einen „namhaften Beitrag“ beisteuern könnte. Für einen solchen Beitrag bewilligte das Preußische Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung am 3. 2. 1930 2000,- RM. Danach erfolgte Ende März 1930 die Übereignung der Emdenschen Sammlung an die Universitätsbibliothek. Für sie erwuchs daraus die Verpflichtung, 3000,- RM an den Verwalter des in Konkurs geratenen Bankiers Paul H. Emden zu zahlen.⁶ Der Fontane-Abend hatte sich vorsorglich die Publikationsbefugnis für alle noch unveröffentlichten Manuskripte und Briefe dieser Sammlung gesichert.

Von diesen Tatsachen ausgehend, war also die Teilhaberschaft des Fontane-Abends an dem Erwerb der Emdenschen Sammlung durch die Universitätsbibliothek beachtlich, so daß auch heute noch von einer bedeutsamen Tat der Mitglieder dieser Vereinigung für die geschlossene Bewahrung eines Teilnachlasses von Theodor Fontane gesprochen werden kann. Obwohl diese Sammlung seither kaum noch vermehrt wurde, konnte sie doch – nunmehr in öffentlicher Hand – wissenschaftlicher Forschung zugänglich gemacht werden. Zu erwähnen ist diesbezüglich der im Jahre 1940 von Julius Petersen herausgegebene zweibändige Freundschaftsbriefwechsel „Theodor Fontane und Bernhard von Lepel“.

In dem Mitgliederverzeichnis vom 1. November 1933 wurde Paul H. Emden nicht mehr aufgeführt. Er war vermutlich bereits emigriert und verstarb 1953 in London. Von seinen Schriften wurden u. a. 1937 „Money Powers of Europe“ sowie 1943 „Jews in Britain“ veröffentlicht.⁷ Sein Name bleibt mit dem lobenswerten Wirken des Fontane-Abends, vor allem aber mit dem Übergang seiner Fontane-Sammlung an die Berliner Universitätsbibliothek unauslöschlich verknüpft.

Bereits 1965 übergab die Universitätsbibliothek den größten Teil ihrer Fontane-Autographen, darunter die erwähnten Manuskripte und Lepel-Briefe, als Dauerleihgabe dem Fontane-Archiv der Deutschen Staatsbibliothek.

FONTANE-ABEND

BERLIN 22. 30. März 1930.
KLOSTERSTR. 66
(DR. EUGEN PINNER)

1930/31 47 5/4

An die

Universitätsbibliothek

B e r l i n

Sehr geehrter Herr Direktor!

Unsere Verhandlungen mit dem Konkursverwalter Wunderlich als Verwalter über das Vermögen des Bankiers Paul H. E m d e n sind zu einem glücklichen Abschluss gekommen. Ich freue mich, mitteilen zu können, dass die schon in der Universitätsbibliothek befindliche Fontane-Sammlung zu den zwischen uns mündlich besprochenen Vereinbarungen in das Eigentum der Universitätsbibliothek übergeht.

Ich bitte Sie, den auf die Universitätsbibliothek entfallenden Teil von 3.000 Reichsmark auf das Postscheckkonto Konkursverwalter Wunderlich, Hallesches Ufer 26 Berlin 34786 alsbald überweisen zu wollen.

Wie vereinbart, erfolgt der Eigentumsübergang unter der Bedingung, dass diese "Fontane-Sammlung" (Bücher, Manuskripte, Ausschitte usw.) geschlossen bleibt und mit Ausnahme des "Fontane-Abend" nur an Ort und Stelle benutzt, dagegen nicht entliehen werden darf.

Dem "Fontane-Abend" steht nach Rücksprache mit Ihnen, sehr geehrter Herr Direktor, Publikationsbefugnis für alle noch unveröffentlichten Manuskripte und Briefe zu. Der "Fontane-Abend" wird es als eine seiner Hauptaufgaben betrachten, die bei Ihnen ruhende Sammlung weiter auszubauen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

E. Pinner

Auch Rudolf Hoecker wurde in dem Mitgliederverzeichnis des Fontane-Abends vom 1. November 1933 nicht mehr namentlich erwähnt. Die Gründe hierfür ergeben sich vorrangig aus der damaligen politischen Situation. Wegen seiner Zugehörigkeit zur SPD (seit 1927) war Hoecker durch die Nazis seiner leitenden Tätigkeit enthoben und in das Amt eines Bibliotheksrates zurückversetzt worden.

In einem Schriftstück vom 12. 8. 1933, ausgeführt vom damaligen Verwaltungsdirektor der Universität, heißt es u. a.:

„Ich kann mir nicht denken, daß Dr. Hoecker, der starke internationale und pazifistische Bindungen gehabt hat, für die geistige Umwandlung, die in der Studentenschaft vor sich geht, genug Verständnis hat und ich glaube auch nicht, daß er sein Institut so zu leiten vermag, wie es ein anderer, der innerlich ungebrochen zur nationalen Erhebung steht, tun würde.“⁸

Später wurde gegen Hoecker noch ein Disziplinarverfahren wegen Amtspflichtverletzung eingeleitet. Seine Pflichtverletzung bestand in der verbotswidrigen Unterhaltung eines Unterstützungsfonds für Beihilfen zugunsten in Not geratener Bibliothekshelfen und Angestellten. Nach vorübergehender Amtsenthebung wurde er in Form einer Gehaltskürzung bestraft und 1936 zur „Dienstleistung“ an die Technische Hochschule „überwiesen“, wo er, bis zur Zerschlagung des faschistischen Systems in eine Art „innere Emigration“ flüchtend, sein Buch „Die kulturellen Wechselbeziehungen zwischen Japan und Europa“ vorbereitete. Nach der Befreiung vom Faschismus beauftragte ihn der Magistrat von Berlin am 29. Mai 1945 mit der kommissarischen Leitung der Staatsbibliothek, der Universitätsbibliothek und der Bibliothek der Technischen Hochschule in Berlin-Charlottenburg. Vom 1. 10. 1946 bis 1. 11. 1950 wirkte er als Chefdirektor der als öffentliche wissenschaftliche Bibliothek wiedereröffneten Staatsbibliothek. In dieser Funktion hat Hoecker Hervorragendes geleistet.⁹

Die Zunft der Bibliothekare war im Fontane-Abend auch durch das auswärtige Mitglied **Dr. Paul Güntzel** vertreten, der sich jedoch im Unterschied zu Hoecker in das faschistische System einordnete. Schon während seiner Mitgliedschaft im Abend als Oberbibliothekar der Bibliothek des Reichsgerichts in Leipzig tätig, avancierte Güntzel 1935 in das Amt des Direktors, das er bis 1945 ausübte. Im Fontane-Archiv befinden sich Drucke, deren eingeklebte Exlibris auf den ehemaligen Besitzer Paul Güntzel verweisen.

Das Märkische Museum war durch seinen Direktor, **Dr. Walter Stengel**, im Fontane-Abend Berlin vertreten. Der mehr literarisch orientierten Konzeption Pniowers folgte er als Museumsdirektor nicht, da er sich besonders auf dem Gebiet der Fayencen spezialisiert hatte. Das könnte zugleich auch erklären, warum in bezug auf die Emdensche Fontane-Sammlung der Universitätsbibliothek das Feld überlassen wurde. Stengel selbst bestärkt diese Vermutung, wenn er von den seit 1926 alljährlich unternommenen Fahrten durch die Mark berichtet:

„Die erste Exkursion, der sich auch Liebermann anschloß, berührte den alten Herrnsitz derer von Ribbeck auf Ribbeck im Osthavelland; die Frucht, die jedem Teilnehmer unter dem legendären Birnbaum gereicht wurde, war als eine Art Unterpfand gedacht, als ein lockendes Versprechen, daß diese Ausflüge den Spuren Theodor Fontanes folgen würden, der, überall menschlich anrührenden Zügen in den Lebensbildern vergangener Generationen nachspürend, das Glück hatte, bei solcher Suche unversehens unter den späten Nachfahren berühmter Märker echten Charakteren vom Schlage des alten Stechlin zu begegnen. Im Laufe der Jahre ist das Land Brandenburg nach allen Richtungen der Windrose durchstreift, manche Erinnerung aus den ‚Wanderungen‘ aufgefrischt, auch manches Gutshaus be-

sucht worden, an dem der Dichter noch vorüberging, der Sammler und Kunsthistoriker aber interessiert sein mußte.¹⁰

Stengel selbst hatte es verstanden, sich den politischen Veränderungen nach 1933 anzupassen und blieb deshalb von den Nazis unbehelligt in seinem Amt. Seine ganze Sorge war darauf gerichtet, die Schätze des Museums zu mehren und die ihm anvertrauten Kulturgüter vor Schäden und Vernichtung zu bewahren.

In der Hinwendung zu Fontane, mit später formulierter satzungsgemäßer Zielstellung¹¹, hatten sich Persönlichkeiten des bürgerlichen, vorwiegend mittelständischen, aber auch großbürgerlichen Lebens aus verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen vereinigt. Sie strebten danach, die zumeist als unpolitisch betrachtete Bibliophilie zu pflegen, befanden sich aber weder in ihren Neigungen und Sammelinteressen noch in ihrer politischen Haltung in Übereinstimmung. Auch in Stunden menschlicher Bewährung beweisen sie unterschiedlich Charakter.

In Dr. Fritz Homeyer begegnen wir einem Mann von Rang und Namen nicht nur im Fontane-Abend. Seine Wertschätzung ging über die Grenzen Deutschlands hinaus. Homeyers Feder sind u. a. zwei besonders interessante Bücher zu verdanken, die wesentlich Aufschluß geben über damals vorherrschende Positionen in der organisierten deutschen Bibliophilie. Seine Autobiographie – „Ein Leben für das Buch“ – bezeichnet Homeyer als Versuch, „im Spiegel des eigenen Daseins die Reflexe der Zeitströmungen und der Begegnungen mit besonderen Persönlichkeiten einzufangen“.¹² Darin berichtet er z. B. beeindruckend von seiner Begegnung mit Käthe Kollwitz.

Homeyer wurde 1880 in Posen geboren und wuchs im Sinne einer christlich-humanistischen Erziehung auf. Er studierte Kunstgeschichte, Sprach- und Literaturwissenschaft, übernahm 1923 das wissenschaftliche Antiquariat Walter de Gruyter und war in der Folgezeit Mitglied verschiedener bibliophiler Vereinigungen und literarischer Gesellschaften. Für den arbeitsamen und ideenreichen Homeyer war nach seinem Selbstbekenntnis die Welt des Buches seine Welt, für die Politik nur störend empfunden wurde. Dazu heißt es in seinen Erinnerungen:

„Die hektischen, dem ersten Weltkrieg unmittelbar folgenden Zeiten hatten natürlich ihre Wellen bis in die Stille abgelegener deutscher Bibliotheken geschlagen und uns Mitbetroffenen manches seltsame Abenteuer beschert, wie ich eines in dem harten Winter 1918 auf 1919 erlebte. Der Marktwert fiel, und die Furcht vor Spartakistenunruhen wuchs.“¹³

Infolge seiner Erziehung und vorbehaltlosen Anerkennung geistiger Fähigkeiten und künstlerischer Leistungen lehnte er jedoch den geistigen und physischen Terror der Nazis gegenüber den Juden und Andersdenkenden ab und hielt als Humanist auch nach 1933 seinen vielen jüdischen Freunden die Treue. Das führte im Frühjahr 1938 zu seinem Ausschluß aus der Reichsschrifttumskammer, womit ihm zugleich die Erwerbsmöglichkeiten entzogen wurden. Homeyer flüchtete aus seinem Lande, in dem es kein Recht und keine persönliche Freiheit mehr gab, und emigrierte nach London, wo er bald seine Existenz als angesehener Buchhändler fand.

Rückblickend auf jene Jahre stellte Homeyer später fest:

„Man lebte ein Leben neben dem Kriege, eingehüllt in die geistige Schutzatmosphäre der Buchwelt.“¹⁴

Diese Einhüllung traf aber offensichtlich auf Homeyer selbst nicht ganz zu, denn ihm erschien es in der Emigration „als besonders würdige Aufgabe, gerade diejenigen Dichter, Künstler und Wissenschaftler mit ihren bedeutenden Werken einem internationalen Publikum vorzustellen, die die anmaßende Überheblichkeit der damaligen faschistischen Staatspropaganda vom deutschen Markt und aus deutschen Bibliotheken vertrieben hatte“.¹⁵

Zu den Verdiensten Homeyers gehört ferner, daß er mit seinem Buch „Deutsche Juden als Bibliophilen und Antiquare“¹⁶ vielen seiner persönlichen Freunde ein ehrendes Denkmal setzte. In diesem Buch beschrieb er aber auch die Verhaltensweise des damaligen Meisterdruckers Eduard Wilhelm Tieffenbach.¹⁷ Dieser hatte bereits 1913 in Berlin-Steglitz die Handpresse Officina Serpentis begründet und z. B. für die Maximilian-Gesellschaft in einer Prachtausgabe Fontanes „Effi Briest“ u. a. Werke gedruckt, so daß ihm die Freunde des jüdischen Buches den Druck der hebräischen Monumentalbibel unbedenklich anvertrauten.¹⁸ Homeyer stellt hinsichtlich des erwähnten Druckers die Frage:

„Kann man sich vorstellen, daß Tieffenbach schon vor und während des Druckes ein wilder Nazi war, der heimlich im braunen Hemd die Steglitzer Jugend zu tüchtigen Judenmördern heranbildete? Er wußte genau Bescheid über die Absichten und das teuflische Naziprogramm, das auf eine völlige Vernichtung der deutschen Juden zielte...“¹⁹

Doch letztlich hatte sich für Homeyer in allen seinen Lebensabschnitten „immer wieder deutlich gezeigt“, daß ihm „die Sache des Buches, seinem geistigen wie seinem äußeren Wert nach zur wichtigsten Angelegenheit“ seines Daseins geworden war, in die er versuchte, alle seine „Erkenntnisse und Planungen münden zu lassen“.²⁰

Gänzlich anders ist das Bild des Fontane-Sammlers und ehemaligen Mitglieds des Fontane-Abends Richard von Kehler zu skizzieren.²¹ Der vorherige Weltkriegsoffizier war später in führenden Positionen der Wirtschaft tätig, so u. a. als Generaldirektor eines Wasser- und Luftfahrzeug-Unternehmens und als Präsident des deutschen Aeroklubs. In einer ihm zum 70. Geburtstag gewidmeten Laudatio²² heißt es, der „Soldatenberuf“ habe Kehler „auch zur Bibliophilie“ und mithin zum Fontane-Abend geführt:

„Die Märsche zu den Schießübungen und die Züge in den Manövern führten ihn zu den verschiedensten Gegenden der Mark Brandenburg. Auf diesen Fahrten begleitete ihn fast immer ein Band von Fontanes ‚Wanderungen durch die Mark‘. Das Buch diente ihm als Führer für alle Sehenswürdigkeiten. Von Fontane dem Wanderer und Geschichtsschreiber gelangte er dann zu Fontane dem Dichter vaterländischer Balladen und Romane.“²³

Diese Art der Beschäftigung mit Fontane erregte seine Lust am Sammeln. Hierzu berichtet der Lobredner:

„Richard von Kehler... sammelte nun alles, was von und über Fontane bekannt wurde und erschien... Die Krönung seiner unvergleichlich schönen und reichen Fontane-Bibliothek aber sind die Handschriften. Er besitzt Originalmanuskripte von einzelnen Dichtungen, Entwürfe zu Gedichten, Kladden und Vorarbeiten zu Fontanes poetischen und prosaischen Schriften und ungezählte Briefe von und an seinen Dichter, darunter viele noch unbekannt und ungedruckte.“²⁴

In dieser Laudatio wird außerdem und keinesfalls beiläufig betont, daß Kehler im Dezember 1934 an die Spitze des 1905 gegründeten Berliner Bibliophilen-Abends (BBA) trat, „in sehr kritischen Tagen, als es sich für den BBA um Sein oder Nichtsein handelte...“ (Gemeint ist die Verdrängung jüdischer Mitglieder – auch durch Kehler – aus bibliophilen Vereinigungen und die von den Nazis angestrebte Gleichschaltung! L. S.) „Herr von Kehler wußte alle Schwierigkeiten zu überwinden, er zeigte sich jedem Widerstand gewachsen...“²⁵ Später wurde er noch zum Ehrenvorsitzenden des BBA ernannt, dessen Vereinstätigkeit sich jedoch in den vierziger Jahren im dunkeln verliert.

Angenehmeres ist von dem namhaften Mitglied des Fontane-Abends **Fedor von Zobeltitz** zu berichten. Er wurde 1857 auf dem märkischen Rittergut Spiegelberg als Sproß einer alten Gutsbesitzers- und Offiziersfamilie geboren. Obwohl zur militärischen Laufbahn bestimmt, fand er dafür keine Neigung. Er wurde Schriftsteller, leidenschaftlicher Bibliophile, begründete 1897 die „Zeitschrift für Bücherfreunde“ und hob 1899 die „Gesellschaft der Bibliophilen“ mit aus der Taufe. Zobeltitz begegnet wir im „Tunnel“ und später in allen deutschen bibliophilen Vereinen. Nicht zu Unrecht wird in ihm der Altmeister der deutschen Bibliophilie gesehen. Zobeltitz schrieb seine Lebenserinnerungen nieder, die unter dem Titel „Ich hab so gern gelebt“ 1934 vom Ullstein-Verlag Berlin veröffentlicht wurden. Darin ist allerdings nicht enthalten, daß er bis zu seinem Tode im Februar 1934 allen jüdischen bibliophilen Freunden verbunden blieb. Sein letzter Beitrag für seine „Zeitschrift für Bücherfreunde“ hatte dem Freund und Weggefährten Prof. Dr. Georg Witkowski zu dessen 70. Geburtstag im September 1933 gegolten. Zobeltitz bekannte sich darin rückhaltlos zu dem von den Nazis Geschmähten, der soviel für die deutsche Bibliophilie getan und sich als Literaturwissenschaftler einen bleibenden Ruf erworben hatte.

Jüdische Bürger deutscher Nationalität leisteten auf kulturellem und wissenschaftlichem Gebiet gerade im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts Hervorragendes und mehrten den Ruhm und das Ansehen deutscher Wissenschaft und Kultur einschließlich der Bibliophilie. Als nach 1933 durch immer schärfere Gesetze und unmenschliche Maßnahmen der Nazis ihr gesamtes Leben mehr und mehr eingeengt und bedroht wurde, war trotzdem ein großer Teil der Intelligenz, des Mittelstandes und der Bourgeoisie zutiefst davon überzeugt, daß Recht und Gesetz letztendlich über Rassenwahn und Terror siegen würden, und „ungesetzlich“ wollten die so Denkenden nicht handeln.

Sie hielten an ihrem deutschen Vaterland fest, zumal die am 17. 9. 1933 gegründete „Reichsvertretung der deutschen Juden“ unter der Präsidentschaft von Rabbiner Leo Baeck anfangs noch dazu aufgerufen hatte, daß jeder auf seinem Posten bleiben möge. Später war der Widerstand der isolierten und gebrandmarkten, entrechteten und erniedrigten sowie aller Mittel beraubten Deutschen jüdischer Herkunft darauf orientiert, ohne Aufsehen den Nazis keinen Vorwand für Massenrepressalien zu liefern.

Indessen entzogen sich viele weitsichtige Persönlichkeiten dem unwürdigen und lebensbedrohenden Geschick durch Emigration. Zu diesen gehörte auch der 1892 in Berlin geborene Rechtsanwalt und Notar **Dr. Martin Domke**,²⁶ der auch als ausgezeichnete Lichtenberg-Kenner galt. Er emigrierte 1933 nach Paris, war dort im internationalen Recht Berater französischer Anwälte und diente als Freiwilliger in der französischen Armee. 1941 ging er in die USA und wirkte als Professor an der New York University sowie als Vizepräsident der American Arbitration Association. Er verfaßte in den USA mehrere rechtswissenschaftliche Werke und betätigte sich ab 1946 als Chefredakteur für das Arbitration Journal sowie als Berater der US-Regierung und der Agenturen der UNO bei der Schlichtung von Handelsfällen.

Auch das Mitglied des Fontane-Abends **Dr. Abraham Horodisch** entschied sich bereits im ersten Jahr der faschistischen Diktatur für den Gang ins Exil. Nach seinem Ökonomie-Studium an den Universitäten in Berlin und Frankfurt wurde der 1898 geborene, also noch junge Horodisch, durch den von ihm 1920 mitbegründeten und geleiteten rein bibliophilen Euphorion-Verlag bekannt. Später gründete er mit Moses Marx den Verlag Horodisch & Marx, der sich speziell der Herausgabe jüdischer bibliophiler Drucke und bibliographisch-wissenschaftlicher Werke widmen sollte. Horodisch war ein hervorragender Sachkenner und betätigte sich aktiv in allen bibliophi-

len Vereinigungen Berlins, wo er bei der Wahl und Herstellung von Gelegenheitsdrucken entscheidend auf die Programme und Drucklegung einwirken konnte. In den Jahren seiner Tätigkeit in Berlin beschäftigte er sich mit der kulturellen Bedeutung der Bibliophilie, der Exlibriskunst Josef Budkos, der Schrift im schönen Buch und mit den Büchern des Verlages Julius Zeitler ebenso wie mit dem Rüstzeug des Bibliophilen und der Legende vom Rabbi Elia dem Einfältigen. Veröffentlichungen waren stets das Ergebnis dieser Tätigkeit.

Da Horodisch 1933 nach Holland emigriert war, weist ihn die Mitgliederliste des Fontane-Abends vom 1. 11. 1933 bereits als auswärtiges Mitglied aus. Nach 1945 führte er in Amsterdam die Buchhandlung und das Antiquariat „Erasmus“. Zahlreiche Titel der nach seiner Emigration veröffentlichten Bücher und Einzeluntersuchungen zur Geschichte der Bibliophilie im weitesten Sinne und zur Geschichte des internationalen Buchdrucks sowie wissenschaftliche Besprechungen beweisen seine umfassende Publikationstätigkeit.²⁷ Als Beispiele von seinen Büchern sollen hier nur „Alfred Kubin als Buchillustrator“ (1949) und „Pablo Picasso als Buchkünstler“ (1957) erwähnt werden. 1984 wurde ihm die Ehrendoktorwürde der Universität Amsterdam verliehen.

Der Verlagsbuchhändler, Antiquar, Verleger und Drucker Horodisch verstarb 1987 im 90. Lebensjahr.



Dr. Abraham Horodisch

ist ein Aufsatz „Vom Kubin-Archiv und einigen Kubin-Büchern“²⁹ als Grundlage des ordentlichen Werkkatalogs zu späterer Zeit hervorzuheben. Von 1931 bis zum Frühjahr 1933 übte er das Amt eines Sekretärs der Gesellschaft der Bibliophilen aus. Wenig später mußte auch er Deutschland verlassen und wird deshalb in der bereits mehrfach erwähnten Mitgliederliste des Fontane-Abends schon als auswärtiges Mitglied zu Paris geführt. Tuchmann betätigte sich bis 1938 als literarischer Berater für den Pariser Verlag Flammarion und begab sich später in die USA. Von

Zu den Emigranten des Jahres 1933 gehört ferner der 1895 in Fürth geborene **Dr. Emil Tuchmann**, der als Schiffs- und Militärarzt tätig war und später in Berlin eine Arztpraxis unterhielt.

„Zwischendurch“ leitete er die Buchhandlung „Potsdamer Brücke“ und ging in seiner stillen aber emsigen Art nicht nur der eigenen Bücherliebe nach, sondern warb unablässig unter Kennern und Laien für seine hohe Auffassung vom äußeren und inneren Wert alter und neuer Buchkunst. Sorgfältig pflegte er seine wohlgewählte Bibliothek kostbarer Drucke.²⁸ Neben Horodisch und Schönberg gehörte Tuchmann zur Publikationskommission des Berliner Bibliophilen-Abends. Als deren Mitglied hatte er 1930 und 1931 neun Drucke mit herausgegeben, darunter die kenntnisreich angeordnete Lyrik-Anthologie „Berliner Gedichte“, beginnend mit Fontanes „Land Gosen“, die der Verlag Rütten und Loening 1987 zu Ehren der Stadt Berlin einem weit größeren Leserkreis als 1931 zugänglich machte. Von Tuchmanns Veröffentlichungen

dort kehrte er als Militärarzt mit der amerikanischen Armee 1944 nach Frankreich zurück und lebte wieder in Paris. Er verstarb 1963.

Um dem faschistischen Terror zu entgehen, emigrierten bereits 1933/34 noch weitere Mitglieder des Fontane-Abends, so die Kaufleute **Fritz Joseph** und **Dr. Lothar Morecki**³⁰, der Antiquar **Heinrich Rosenberg** und dessen Geschäftspartner **Albert F. Zimmermann**.

Ihren Höhepunkt erreichte die Massenemigration in den Jahren 1938/39. Während dieser Zeit verließen weitere Mitglieder des Fontane-Abends, der im November 1933 seine fruchtbringende Tätigkeit eingestellt hatte, ihre deutsche Heimat. Zu ihnen gehörte auch **Dr. Fritz Bamberger**, der von 1926 – 1938 Philosophie und Literatur an der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums in Berlin gelehrt hatte. Als Bibliophile hatte Bamberger mit seiner wohl umfangreichsten und besten Privatsammlung von und um Spinoza zugleich mit zahlreichen Erstdrucken der Philosophiegeschichte Berühmtheit erlangt. Intensiv beschäftigte er sich mit Moses Mendelssohn, dessen gesammelte Schriften er in den Jahren von 1929 bis 1932 herausgab. 1939 emigrierte Bamberger in die USA und erhielt 1944 die amerikanische Staatsbürgerschaft. Seine umfangreiche Sammlung konnte er vollständig nach New York transportieren. Von 1939 bis 1943 lehrte er als Professor für Philosophie am College of Jewish Studies and Downtown College der Chicagoer Universität. Nach Arbeiten an der Zeitschrift „Coronet“ und „Esquire“ in New York wurde er 1962 Professor für Geistesgeschichte am Hebrew College. Zu den Werken Bambergers gehören u. a. „Das System des Maimonides“ (1935) und „Leo Baeck – the man and the idea“ (1958).

Bambergers Freund, **Dr. Bruno Strauss**, galt als der fleißigste Mitarbeiter der um 1930 begonnenen großen Mendelssohn-Gesamtausgabe. 1933 wurde er von den Nazis aus dem Schuldienst entlassen und vorzeitig pensioniert. Von 1937 bis 1939 war er Angestellter der Jüdischen Gemeinde in Berlin und unterrichtete am Jüdischen Lehrerseminar. 1939 emigrierte Strauss über Großbritannien in die USA und lehrte dort bis 1964 als Professor für Deutsch und Geschichte am Centenary College of Louisiana.

Bereits vor Bamberger und Strauss hatten die Druckerbrüder **Erich** und **Reinhold Scholem**, denen der Fontane-Abend etliche schöne Drucke verdankt, den Weg ins Exil angetreten und waren 1938 in Sidney auf australischem Boden gelandet.

Im Unterschied zu den Emigranten bestand die besondere Tragik anderer Mitglieder des Fontane-Abends gerade darin, daß sie an Grundwerten im Sinne einer bürgerlich-humanistischen Staats- und Rechtsauffassung festhielten und in irrationalen Vorstellungen befangen blieben oder vor der immer grausamer werdenden faschistischen Wirklichkeit die Augen schlossen. Dafür zahlten viele mit ihrem Leben, weil sie gar nicht oder zu spät erkannten, Opfer dieses Grundirrtums zu werden.

Von den Nazis 1942 deportiert und umgebracht wurde der 1880 in Berlin geborene Amtsgerichtsrat **Walther Michaelis**. Er war jahrelang tätig im Vorstand der Jüdischen Reformgemeinde Berlin, Kurator mehrerer jüdischer Stiftungen, Mitglied aller bibliophilen Vereine Berlins und Mitbegründer des Fontane-Abends. Bereits bis 1935 hatte der eifrige Bibliophile nach 25jährigem Herumstöbern, zumeist auf Bücherwagen, eine ansehnliche Sammlung von Büchern deutscher Literatur zusammengebracht. Er besaß ferner eine ausgezeichnete komplette Kollektion von unveröffentlichten autobiographischen und dichterischen Manuskripten und Privatdrucken des Dichters Oskar Panizza, die er bereits 1937 durch eine Beschlagnahme verlor.

Im Konzentrationslager Auschwitz kam der Berliner Rechtsanwalt und Notar **Dr. Karl Schönberg** um. Er war unter den Fontane-Freunden eine markante und interessante Persönlichkeit, sammelte Kabarett-Literatur und Dokumente der Berliner

Bohème, überdies auch Zeitschriften seiner Jahre in den ersten Jahrgängen. Schönberg war ein Freund der modernen Malerei, nannte sich in gelegentlicher schriftstellerischer Betätigung gern Charlie Beaumont, verehrte Karl Kraus, dessen Schriften und Fackelhefte er fast vollständig besaß. Er unterhielt manche persönliche Verbindung mit Berliner Kabarettisten und Schriftstellern, so mit Käte Rühl und vor allem auch mit Ringelnatz.

Ein ähnliches Schicksal erlitt auch **Dr. Eugen Pinner**, der Chronist des Fontane-Abends.³¹ Er führte im Auftrage des Vereins die Verhandlungen über den Erwerb der Emdenschen Fontane-Sammlung und ihrer Übereignung an die Berliner Universitätsbibliothek. (Vgl. S. 69/72)

Aus Verantwortungsbewußtsein verfaßte dieses Gründungsmitglied ein maschinenschriftliches Dokument über die Aktivitäten des Vereins mit dem Vermerk „Anstatt eines Referats widme ich diese kleine Zusammenstellung unserer Arbeit meinen Freunden vom ‚Fontane-Abend‘ 14. XI. 27 – 4. XI. 33“.³²

Auch Fontanes Patensohn, **Hans Sternheim**, war trotz seines aktiven Einsatzes als Offizier während des ersten Weltkrieges nicht vor dem zunehmenden faschistischen Terror geschützt.

Sternheim wurde am 11. 7. 1880 in Berlin als Sohn eines Bankiers geboren. Im Anschluß an seine Schulzeit lernte er technisch und kaufmännisch in der Druckerei Büxenstein zu Berlin und wurde später deren Mitinhaber. Das Unternehmen befaßte sich mit der Herstellung graphischer Erzeugnisse aller Art in den Abteilungen für Buchdruck, Offsetdruck, Tiefdruck, Chemographie, Galvanoplastik und Buchbinderei. Am ersten Weltkrieg nahm Sternheim als Hauptmann im Feldartillerie-Regiment 38 sowie im Asienkorps teil und kehrte als Träger des Eisernen Kreuzes 1. Klasse und des Osmanischen Eisernen Halbmondes zurück. Der Buchdruckerei-Direktor Sternheim wurde Vorsitzender des Reichsschiedsamtes der Deutschen Buchdrucker und vor seinem Eintritt zum Fontane-Abend Mitglied des Berliner Bibliophilen-Abends und der Maximilian-Gesellschaft. Als ihr Schatzmeister war er, unterstützt von den Gebrüdern Scholem, zugleich deren vorbildlicher Chronist mit der äußerst sorgfältig gearbeiteten Festschrift „25 Jahre Maximilian-Gesellschaft Berlin 1912 – 1937“. Ein offizieller Dank wurde ihm dafür jedoch nie ausgesprochen. Die von Sternheim geleitete Firma Büxenstein besorgte und spendete zahlreiche Drucke für die bibliophilen Vereine, einschließlich des Fontane-Abends, in Berlin. Unter den Druckspenden Sternheims befindet sich auch die Gabe aus dem Jahre 1936 „Erinnerungen an Theodor Fontane. 1819 – 1898“. Diesem Druck war das Widmungsblatt beigefügt: „Den Mitgliedern der Maximilian-Gesellschaft überreicht von H. St.“. Der edle Spender hatte es nicht mehr gewagt, mit seinem vollen Namen zu zeichnen, und nur die Eingeweihten wußten, wer sich hinter den Buchstaben „St“ verbarg. Den Patensohn Fontanes schützte der Status eines „Frontkämpfers“ nicht. Hans Sternheim wurde von den Nazis nach Auschwitz verbracht und gilt als verschollen.³³

Um sich einen furchtbaren Leidensweg zu ersparen, wählten andere Persönlichkeiten jüdischer Herkunft den Freitod. Dazu entschloß sich auch das Mitglied des Fontane-Abends **Gotthard Laske**. Der einer kinderreichen Familie entstammende und später als Berliner Konfektionär und leidenschaftlicher Bibliophile bekanntgewordene Gotthard Laske, geboren 1882, legte schon in jungen Jahren den Grundstock für seine Bibliothek, die rund 10 000 Bände umfaßte, und in der anspruchsvoll gedruckten und illustrierten Büchern der Vorrang eingeräumt wurde.

Daneben sammelte Laske auch Grafiken, Zeichnungen und Bilder zeitgenössischer Künstler, denen er dafür Anzüge fertigen ließ. Laske war von einer echten und opferbereiten Liebe zum guten, modernen Buch, zu seinen Dichtern, Illustratoren und

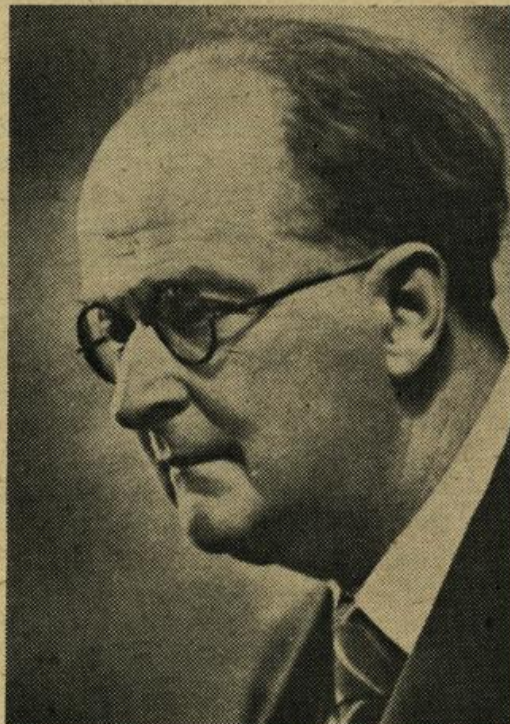
Druckern erfüllt. Anfänglich der zwanziger Jahre wandte er sich verstärkt der Bibliophilie zu und wurde Mitglied aller bibliophilen Vereinigungen in Berlin. Da ihm das Buch vor allem Freude und Genuß bereitete, wollte er auch andere dieser Freude teilhaftig werden lassen. Zahlreiche und mit erlesenem Geschmack ausgewählte Drucke ließ er für seinen Freundeskreis herstellen, wovon er auch einige dem Fontane-Abend widmete. Über seine Veröffentlichungen gibt eine Bibliographie Auskunft, die unter dem Titel „Privatdrucke von und für Gotthard Laske“ anlässlich seines 50. Geburtstages im Jahre 1932 von der Soncino-Gesellschaft herausgegeben wurde.³⁴ Zu dieser erschien noch 1937 ein Nachtrag. Aus gleichem Anlaß widmeten die Mitglieder des Fontane-Abends als Herausgeber Gotthard Laske die Novelle von Josef Maria Frank „Berliner Capriccio“, mit Zeichnungen von George G. Kobbe.

Laske forderte Maler, Zeichner und Bildhauer immer wieder auf, an Privatdrucken mitzuwirken oder Büsten für Literaten zu modellieren. Von 1923 an schickte er jährlich seinen Freunden eine Originalgrafik, als Neujahrswunsch gedruckt. Darunter befanden sich Blätter von Meidner, Kubin, Zille und Grosz. Zu seinen Freunden zählte er die Buchkünstler Marcus Behmer, Walter Preisser, E. R. Weiß sowie Alfred Richard Meyer und Arno Holz. Gegenüber gesellschaftlichen Ereignissen und Problemen galt Laske aufgeschlossen. Nach 1933 machten ihm die politischen und wirtschaftlichen Schwierigkeiten immer mehr zu schaffen. Zwar versuchte er Gleichmut zu bewahren und den Kontakt mit dem zunehmend kleiner werdenden Kreis der bibliophilen Freunde aufrechtzuerhalten, aber als die Lage für ihn immer hoffnungsloser wurde, setzte er im Oktober 1936 seinem Leben ein Ende. So wurde auch er ein Opfer der von ihm gehaßten Nazis.

Selbstverständlich verdienen jene zwei Mitglieder des Fontane-Abends besondere Aufmerksamkeit, die sich als Biographen des märkischen Dichters hervorgetan hatten und während der Zeit des Faschismus sehr unterschiedlich handelten.



Gotthard Laske



Dr. Mario Krammer

Der Fontane-Biograph und am bürgerlichen Humanismus orientierte spätere Regierungsrat **Dr. Mario Krammer** wurde am 11. 7. 1880 in Berlin geboren. Seine Entwicklung zum Kultur- und Literaturhistoriker verlief durchaus nicht geradlinig.

Nach Beendigung der Gymnasialzeit studierte der Sohn des Kaufmanns Giovanni Krammer in Berlin und Marburg Geschichte und Rechtswissenschaft. Schon nach sechs Semestern wagte er sich in die Doktorprüfung und promovierte am 14. 2. 1903 in Berlin mit einem Thema zur Geschichte des Kurfürstenkollegiums. Als Mitarbeiter der Monumenta Germaniae Historica führten ihn wissenschaftliche Reisen nach Italien, Frankreich und Spanien. 1903 veröffentlichte Krammer seine erste rechtshistorische Schrift. Im Laufe des Jahres 1923 übernahm er die freigewordene Redaktion des „Neuen Archivs“, wo er Zeit fand, seine Studien über das Kurfürstenkolleg fortzusetzen und dabei auch einen ersten Exkurs in die Geschichte der Mark Brandenburg zu unternehmen. Offensichtlich wurde er von Fontanes Auffassungen und Werk so fasziniert, daß er sich entschloß, Geistesverwandtschaft erblickend, ihm ein Buch zu widmen. Die Erben des märkischen Dichters, Theodor und Friedrich Fontane, stellten Krammer bereitwillig die Hinterlassenschaft ihres Vaters zur Verfügung. Bereits 1920 gab er aus dem Nachlaß als 3. Band der Lilien-Drucke bei der Verlagsanstalt Arthur Collignon das bekanntlich schöne Buchwerk „Theodor Fontanes engere Welt“ heraus. Zwei Jahre später erfolgte die Veröffentlichung der Krammerschen Biographie „Theodor Fontane“ bei Otto Holten in einem vornehmen Gewand.

Damit war der Übergang Krammers zum Kulturgeschichtsschreiber im Grunde schon vollzogen, und er hatte seine eigentliche Berufung entdeckt. Drei Jahre nach seiner Fontane-Biographie, 1925, erschien eine ähnliche Schrift Krammers, „Die Wiedergeburt durch Legarde“. 1927 gab er Uhlands Gesammelte Werke heraus und plante des weiteren ein Berlin-Buch. Dieses konnte noch 1935 im Ullstein-Verlag gedruckt werden, den inhaltlichen Vorstellungen Krammers entgegenkommend, und erschien unter dem Titel „Berlin und das Reich“. Indessen war es nicht mehr möglich gewesen, Moses Mendelssohn neben Lessing und Nicolai zu stellen, aber Prinz Louis Ferdinand durfte noch bei Rahel, später Varnhagens Frau, sein gerühmtes Klavierspiel erklingen lassen. Eine zweite Auflage des Buches war nicht mehr möglich und wurde von der sogenannten Reichsschrifttumskammer des Goebbelschen Propagandaapparates verhindert, zumal Krammer mit einer Ehefrau jüdischer Herkunft verheiratet war.

Dennoch führte er seine Tätigkeit fort und verstand es, sich geschickt und nicht völlig erfolglos den veränderten Bedingungen zu fügen. Immerhin konnten die von ihm herausgegebenen „Briefe der Deutschen aus einem Jahrtausend“, wengleich ohne Nennung seines Namens, lediglich mit dem Hinweis auf dem Titelblatt „Mit einer Einführung von Ina Seidel“ 1943 im Reclam-Verlag erscheinen. Aber das nahm Krammer, der den Übergang zu einem neuen Denken und Fühlen der Nation im Nationalsozialismus nicht bestätigt fand, in Kauf.

Mario Krammer, ehemals Dozent der Berliner Lessing-Hochschule, dessen letztes großes Werk die 1951 erschienene Alexander-von-Humboldt-Biographie war, verstarb am 15. 2. 1953 in Berlin-Charlottenburg.

Zum Fontane-Abend gehörte ebenfalls **Dr. jur., Dr. phil. h. c. Heinrich Spiero**. Das Leben dieses Fontane-Biographen war im Vergleich zu Krammer weitaus bewegter. Er widersetzte sich dem faschistischen System durch tätige Hilfe gegenüber Verfolgten und Verfolgten. Spiero wurde am 24. 3. 1876 in Königsberg geboren und zunächst als Lyriker und durch seine Essays bekannt. Wohl weniger mit seinen Anthologien als vielmehr mit seinen literaturhistorischen Bemühungen um verschiedene Schriftsteller, so z. B. Rudolf Lindau, Paul Heyse, Gerhart Hauptmann, Detlev von Lilien-

cron, hatte er sich schon vor dem ersten Weltkrieg einen Namen gemacht. 1911 erschien im Verlag Velhagen & Klasing sein Buch „Wilhelm Raabe“ und 1927 sein Raabe-Lexikon. Überhaupt kann Spiero als der eigentliche Begründer und hauptsächliche Förderer der Wilhelm-Raabe-Forschung angesehen werden. Den Fontane-Freunden ist er vor allem durch seine mit warmer Anteilnahme geschriebene Biographie des märkischen Dichters bekannt, die unter dem Titel „Fontane“ 1928 im Verlag A. Ziemsen, Wittenberg, erschien. Im gleichen Jahr veröffentlichte der Verlag R. Oldenbourg, München—Berlin, seine Arbeit „Berlin in Geschichte und Kunst“. Als sich aber 1933 das Dunkel über das geistige Leben in Deutschland zu legen und durch die Nazis die barbarische Hetzjagd auf nichtarische und andersdenkende Mitmenschen begann, wurde auch seine schriftstellerische Tätigkeit, für ihn völlig unerwartet, unterbrochen.

Spiero war von unwandelbarer Liebe zu seinem deutschen Vaterland erfüllt, zu dessen Bild sein Christentum als etwas Selbstverständliches gehörte.

Nun sah er sich, wie viele andere, durch die Nürnberger Rassengesetze plötzlich in der Situation, daß der Wert eines Menschen von Stund an nach seiner rassischen Abstammung gemessen wurde. Er reihte sich zu den Leidensgenossen ein, bewußt seine christliche Religion betonend und sein Schicksal mit Zuversicht und Ergebung hinnehmend. Der von ihm begründete Paulus-Bund, ein Verband nichtarischer Christen, versuchte, Bedürftigen mit Rat und Tat zur Seite zu stehen. Achtmal wurde Spiero von Hitlers Schergen verhaftet, aber immer wieder mußten sie ihn freilassen. Es spricht für diesen Mann, daß er nicht emigrierte, obwohl seine in New York lebende Tochter Ursula alle Wege zu einer dortigen Professur für ihn geebnet hatte. Spiero verblieb im faschistischen Deutschland, in Verwirklichung seines Glaubensbekenntnisses aktiv handelnd. Dabei hatte er den Mut, das, was er erlebt oder was ihm als Vorsitzenden des Paulus-Bundes vorgetragen wurde, in einem für seinen Privatgebrauch bestimmten und von ihm als „Schlaglichter aus dem Dritten Reich“ bezeichneten Band niederzuschreiben. Noch vor seinem Tode, im Jahre 1947, vollendete Spiero sein Werk „Die Geschichte des deutschen Romans“. Es erschien 1950 bei Walter de Gruyter & Co. in Berlin.

Schließlich gilt es des 1970 verstorbenen Max Niderlechner zu gedenken, „ein wirklicher Antiquar, der in unserer Zeit nahezu unwirklich wirkte durch das Maß dessen, was er sich im Laufe seines Lebens erlesen und anerlebt hatte, von profunder Oberflächlichkeit, wie er über sich selbst scherzte“.³⁵ Dieser „Oberflächlichkeit“ ist ein Bericht zuzuschreiben, in dem Niderlechner über sich, Gerhard Schulze und andere ehemalige Mitglieder des Fontane-Abends und Bibliophilen Auskunft gibt, namentlich über den Geist, der diese bibliophilen Freunde beseelte.³⁶



Dr. Heinrich Spiero

Zu dem Freundeskreis, der in den Jahren 1933 bis 1942 hinter dem Rücken der bereits erwähnten Reichsschrifttumskammer regelmäßig in jeder zweiten Woche zusammenkam, sofern die einzelnen nicht emigrierten oder gar deportiert wurden, zählten neben Max Niderlechner und Alfred Zimmerman die Gebrüder Erich und Reinhold Scholem, Fritz Joseph, Abraham Horodisch, Gotthard Laske, Walther Michaelis, Eugen Pinner, Karl Schönberg, Emil F. Tuchmann, Fritz Bamberger, Bruno Strauss, Walter Fraenkel und – als häufiger Gast – Gerhard Schulze. Sie hatten alle zuvor dem Fontane-Abend angehört.

Zu diesem Freundeskreis gehörten ferner Prof. Erich Schmidt, Paul Knopf, und gelegentlich nahmen außer Gerhard Schulze auch Dr. Ernst Hauswedell und Karl H. Silomon an den Zusammenkünften teil. Der Freundeskreis beschränkte sich ohne Satzung auf elf Mitglieder, schrumpfte aber im Laufe der Kriegsjahre immer mehr zusammen. Nach 1942 mußten die Sitzungen völlig eingestellt werden, da ihr Fortbestehen für die Teilnehmer eine unmittelbare Lebensgefahr bedeutet hätte. Der Wirtschaftsprüfer und Bücherrevisor **Gerhard Schulze**, Treuhänder großer Wirtschaftsunternehmen, „Anhänger und Förderer der kapitalistischen Wirtschaftsordnung“, den man zugleich als einen „Mäzen der Bibliophilie des 20. Jahrhunderts“ bezeichnen konnte, war von 1933 bis 1941 Schatzmeister der Gesellschaft der Bibliophilen. Er starb 1943, nachdem durch einen Bombenangriff auf Leipzig seine großartige Sammlung bibliophiler Drucke und anderer Kostbarkeiten, eingeschlossen Handschriften aus dem Nachlaß Fontanes, vernichtet worden war. Niderlechner sagte ihm nach, daß er in seinen wirtschaftspolitischen Anschauungen von dem liberalistischen Grundsatz „leben und leben lassen“ ausging, aber „als Bibliophile änderte er diese Devise unbekümmert mit einem Druckfehler um: lesen und lesen lassen“.³⁷ Folglich galt im Verkehr Schulzes mit dem kleinen Kreise ausschließlich die Liebe und Leidenschaft zum Buch und zum Büchersammeln, aber diese Zusammenkünfte waren eben nur eine Art Flucht aus der Wirklichkeit. Mehr gestand Niderlechner auch nicht zu: „Man hat mir geraten, diese Erinnerungen mit dem Untertitel ‚Bibliophilie als geistiger Widerstand in der Hitlerzeit‘ zu bezeichnen. Ich habe nach einigen Überlegungen davon abgesehen. Wir haben in dem Kreis kaum Widerstand geleistet, wobei aber doch darauf hingewiesen werden kann, daß der eine oder andere unter den Mitgliedern durch direkte oder indirekte Hilfe manches subjektive Leid zu lindern versucht hat. Wir haben uns an den Abenden kaum um Politik gekümmert... Aber den von Frank Thiess geprägten Ausspruch von der ‚inneren Emigration‘, gegen den nach Kriegsende Thomas Mann in Briefen an Frank Thiess opponierte, diese ‚innere Emigration‘ können alle Teilnehmer für diese Tafelrunde in Anspruch nehmen.“³⁸

Und so empfanden die innerlich Emigrierten, denen die Bibliophilie nun als Erhaltungstrieb diente, an ihren Abenden eine „Losgelöstheit von der Zeit“ und waren erfüllt „von innerer Heiterkeit“.

Für Niderlechner blieb das lediglich eine „versunkene“ Welt und Zeit, in der auch die meisten Bibliotheken der Mitglieder des Kreises Beute des Krieges geworden waren.

Wir Heutigen wollen und können diese Vergangenheit nicht abtun, sondern erstreben, Erinnerungen und Vermächtnisse für die gegenwärtige wie kommende Generation zu würdigen und wachzuhalten.

Im Bewußtsein der Geschichte obliegt uns darüber hinaus die Verantwortung, alle Überlegungen und Handlungen so auszurichten, daß sich Verbrechen gegen die Menschheit nicht wiederholen, die humanistischen Ideale in unserer Welt verwirk-

licht und auch die positiven Bemühungen früherer Bibliophilie fortgeführt werden. Dazu gehört auch die Bewahrung, Pflege und weitere Vermittlung der Schätze unseres Fontaneschen und darüber hinaus des gesamten bibliophilen Erbes.

Anmerkungen

- 1 Pinner, Eugen: Fontane-Abend 14. 11. 1927 – 4. 11. 1933. Darin enthalten: Teilnehmer der Gründungssitzung, Satzung – beschlossen am 24. 1. 1933, Mitgliederverzeichnis am 1. 11. 1933, Verzeichnis der Vorträge und Veranstaltungen, Veröffentlichungen der Gesellschaft und Gaben. (Maschinenschrift)
Remak kommentiert diese Schrift in seiner Arbeit: Fontane-Bibliographie unter besonderer Berücksichtigung von Privatdrucken. Nebst einem unveröffentlichten Brief Th. Fontanes – Henry Heymann Remak – Submitted in partial fulfilment of the requirements for the degree of Master of Art of Indiana University 1937. In Remaks Nachtrag zur Vorbemerkung dieser Bibliographie heißt es: „Aus mir zugegangenem Material gewann ich den Eindruck, daß der Fontane-Abend im Jahre 1933 aufgelöst worden wäre. Doch sind einige im Jahre 1934 veröffentlichte Privatdrucke u. a. auch noch dem Fontane-Abend gewidmet, so daß er möglicherweise noch im Jahre 1934 existiert hat.“ Nach unserer Kenntnis handelt es sich hier nur um Drucke, die der für seine Freude am Schenken bekannte Leipziger Bibliophile Gerhard Schulze spendete.
Im Jahre 1933 hatte er bei der Auktion der Fa. Meyer und Ernst einen großen Teil des Fontane-Nachlasses erworben. Der finanzkräftige Gerhard Schulze war hiernach offenbar in die Lage versetzt, in kurzer Zeit mehrere Fontane-Drucke zu stiften. Noch 1933 brachte er Fontanes kleine Geschichten „Aus dem Riesengebirge“ und den Nekrolog von Erich Schmidt auf den Dichter als Gabe bibliophilen Vereinen und Freunden dar. Im folgenden Jahr stiftete er Fontane-Liebhabern und anderen bibliophilen Freunden die Mappe „Bernhard von Lepel. Jenseits des Tweed“ und die Fontaneschen Werke „Von der schönen Rosamunde“, „Mein Erstling. Das Schlachtfeld von Groß-Beeren“, „Kritische Jahre – Kritikerjahre“ und „Der Karrenschieber von Grisselsbrunn“. Wahrscheinlich hatte Gerhard Schulze, auf den wir nachfolgend noch zu sprechen kommen, in Verkennung der damaligen Umstände an diese nachzüglerischen Gaben die illusionäre Erwartung geknüpft, eingestellte bibliophile Vereinstätigkeit wiederbeleben zu können. Wir sehen keinen Grund, das von Pinner angegebene Datum der Auflösung des Fontane-Abends (4. 11. 1933) in Zweifel zu ziehen.
- 2 Hoecker, Rudolf: Die Universitätsbibliothek zu Berlin. Festschrift zu ihrem 100-jährigen Bestehen, Berlin 1931, S. 34.
- 3 Deutsche Bibliophilie in drei Jahrzehnten. Veröffentlicht von der Gesellschaft der Freunde der Deutschen Bücherei, Leipzig 1931, S. 227.
- 4 Krueger, Joachim in: Forschen und Wirken, Festschrift zur 150-Jahr-Feier der Humboldt-Universität zu Berlin, VEB Deutscher Verlag der Wissenschaften, Berlin 1960, Bd. III, S. 444.
- 5 Überhaupt muß darauf hingewiesen werden, daß von den Mitgliedern des Fontane-Abends keine Beiträge erhoben wurden. Auch alle Drucke des Vereins entstanden ausnahmslos durch bzw. als Spenden. Dieser Umstand verdient nachhaltige Würdigung, da schon im ersten Jahr des Bestehens des Abends 13 Veröffentlichungen und Gaben, darunter die Selbstbiographie Fontanes als Faksimiledruck nach der Handschrift, dargeboten wurden.

- 6 Diese Summe bestand dann aus den vom Ministerium bewilligten 2000 RM zusätzlich 1000 RM aus der Kasse der Universitätsbibliothek. Der Wert der Em-denschen Fontane-Sammlung stand mit 10 000 RM in Rede. Welche Summe letztlich insgesamt an den Konkursverwalter gezahlt wurde, konnte nicht ermittelt werden. Es ist aber anzunehmen, daß u. U. der Differenzbetrag (bis zu 7000 RM) von den Mitgliedern des Fontane-Abends aufgebracht wurde.
- 7 Vgl. Homeyer, Fritz: Deutsche Juden als Bibliophilen und Antiquare. 2. erw. u. verb. Aufl., J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1966, S. 120, Ziff. 22.
- 8 Die Einschätzung ist enthalten in: Personalakte Dr. Rudolf Hoecker, Archiv der Humboldt-Universität zu Berlin.
- 9 Vgl. Krause, Friedhilde: Mitwirkung des Bibliothekswesens bei der demokratischen Erneuerung. Enthalten in: Studien zum Buch- und Bibliothekswesen, Bd. 3, VEB Bibliographisches Institut Leipzig 1983, S. 22 ff.
- 10 Vgl. Stengel, Walter: Chronik des Märkischen Museums der Stadt Berlin. Im Auftrage des Senators für Volksbildung. Berlin 1953 (Maschinenschrift), S. 14.
- 11 Obwohl es zunächst keine Satzung für den Fontane-Abend gab, beschränkte der Verein nach dem „*numerus clausus*“ die Mitgliederzahl auf 40. Außerdem waren 10 „Auswärtige“ zugelassen. Ferner wurde bestimmt, daß jeweils die Novembersitzung als Stiftungsfest im größeren Kreise begangen werden sollte. Als Ziele und Aufgaben wurden formuliert:
- „Der Fontane-Abend will in zwangloser Unterhaltung die literarischen und kulturellen Strömungen und Erscheinungen Berlins, von der Zeit Friedrichs des Großen ab bis zur Jetztzeit, unter Berücksichtigung Fontanes und seiner Epoche, erörtern und erforschen. Diesem Zweck sollen auch Veröffentlichungen dienen.“
- In der am 24. 1. 1933 beschlossenen Satzung kehren diese Formulierungen wörtlich wieder. Vgl. Anm. 1.
- 12 Homeyer, Fritz: Ein Leben für das Buch. (Im Januar 1961 für die Gesellschaft der Bibliophilen e. V. von der Handdruckerei des Verlages Paul Pattloch in Aschaffenburg anlässlich des 80. Geburtstages von Dr. Fritz Homeyer in 1200 Exemplaren gedruckt), S. 184.
- 13 Ebd. S. 101.
- 14 Ebd. S. 137.
- 15 Ebd. S. 133/134.
- 16 Homeyer, Fritz: Deutsche Juden als Bibliophilen und Antiquare. 2. erw. u. verb. Aufl., J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1966.
- 17 E. W. Tieffenbachs Mitgliedschaft im Fontane-Abend wurde nach Steude, Rudolf (vgl. *Bibliophile Bemühungen um Theodor Fontane*, Jahresgabe des Berliner Bibliophilen-Abends 1981, S. 5) auch vom Autor vermutet (vgl. *Marginalien*, Heft 106, S. 36). Durch weitere Recherchen konnte allerdings dafür kein Beweis erbracht werden.
- 18 Als erster Druck erschien: Probe der hebräischen Bibel. Mit einem Geleitwort von Martin Buber und Arnold Zweig. Ordentliche Veröffentlichung der Soncino-Gesellschaft der Freunde des jüdischen Buches, 1930. Gedruckt von der Officina Serpentina auf van Geldern Bütten in 800 Exemplaren.
- 19 Vgl. Homeyer, Fritz: Ein Leben für das Buch (Anm. 12), S. 176.
- 20 Ebd.

- 21 Zum Nachweis der Mitgliedschaft Kehlers im Fontane-Abend vgl. Anm. 3. In dem Mitgliederverzeichnis vom 1. 11. 1933 wurde er von Pinner nicht mehr aufgeführt. Kehler hatte wohl aus politischen Gründen dem nach damaligem Sprachgebrauch „überjudeten“ Fontane-Abend vorher den Rücken gekehrt.
- 22 Vgl. Zeitschrift für Bücherfreunde, Jahrgang 40 = Folge 3, Jahrgang 5 (1936), S. 59 ff. (Wandelhalle der Bücherfreunde)
- 23 Ebd.
- 24 Ebd.
- 25 Ebd.
- 26 Zum Nachweis der Mitgliedschaft Domkes im Fontane-Abend vgl. Anm. 3. Wahrscheinlich emigrierte Domke sehr frühzeitig, so daß Pinner ihn in der Mitgliederliste vom 1. 11. 1933 nicht mehr verzeichnete.
- 27 Zum 60. Geburtstag von Dr. Abraham Horodisch erschien die von Fachgenossen und Freunden gewidmete Festschrift „Amor librorum“, *Studia bibliographica necnon alia miscellanea*. Published by The Safaho Foundation, Zürich. Distributors Erasmus Antiquariat Amsterdam, 1958.
- 28 Vgl. Anm. 16, S. 72/73.
- 29 Erschienen in: Zeitschrift für Bücherfreunde, XXXVI. Jahrgang, 3. Folge I, 1932.
- 30 Dr. Lothar Morecki, eines der auswärtigen Mitglieder des Fontane-Abends, Kaufmann und Fabrikdirektor in Prag, hatte 1918 die bis 1933 bestehende „Gesellschaft deutscher Bücherfreunde in Böhmen“ gegründet. Er emigrierte nach Großbritannien, wo er während des zweiten Weltkrieges verstarb.
- 31 Zu Dr. Eugen Pinner vermerkt Homeyer, vgl. Anm. 15, S. 128, Ziff. 78: „Im Konzentrationslager umgekommen.“ Außerdem wird im: Gedenkbuch, Opfer der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland 1933 – 1945, bearbeitet vom Bundesarchiv, Koblenz, und dem Internationalen Suchdienst, Arolsen 1986 im Bd. 2, S. 1152 eine Person namens Pinner, Eugen, geboren 28. 8. 95 als verschollen aufgeführt. Dem Autor ist es bisher nicht gelungen, das Geburtsdatum des Chronisten des Fontane-Abends festzustellen. Er kann mithin nicht davon ausgehen, daß eine Personenidentität mit dem im Gedenkbuch verzeichneten Pinner, Eugen gegeben ist.
- 32 Vgl. Anm. 1.
- 33 Sternheim wurde in das Reichshandbuch der deutschen Gesellschaft, Bd. 2, S. 1847, aufgenommen und auch im Gedenkbuch, vgl. Anm. 31, Bd. 2, S. 1466 verzeichnet.
- 34 Privatdrucke von und für Gotthard Laske. Soncino-Gesellschaft 1932. 8 unnummerierte Blätter mit Holzschnitt von Marcus Behmer und Wiedergabe einer Karikaturzeichnung von Kurt Harald Isenstein. Umschlag mit Wiedergabe eines Porträts von Gotthard Laske nach einem Gemälde von Ludwig Meidner (1925) auf der Vorderseite und eine Photographie von Laske in seinem Bibliothekszimmer auf der Rückseite.
- 35 Vgl. Schmidt, Wieland: Zur Chronik des Berliner Bibliophilen-Abends, in: Jahrbuch Imprimatur, NF Bd. VIII, 1976, S. 51.
- 36 Vgl. Niderlechner, Max: Erinnerungen an Gerhard Schulze und seine Berliner bibliophilen Freunde (die BF's), in: Jahrbuch Imprimatur, Bd. XV, 1961, S. 205 ff.
- 37 Ebd.
- 38 Ebd., S. 211/212.

II. Veröffentlichungen des Fontane-Abends und ihm gewidmete Gaben

– Eine Auswahl –

Veröffentlichungen:

1. Fedor von Zobeltitz. Theodor Fontane. Gedenkblatt zum 100. Geburtstag. Neudruck. (1928)
„Urdruck in der ‚Frankfurter Zeitung‘ vom 30. Dezember 1919 . . . Den Neudruck dieser Erinnerungen an Theodor Fontane widmet der Fontane-Abend als erste Veröffentlichung dem Verfasser Herrn Fedor von Zobeltitz zu seinem 70. Geburtstag“
2. Theodor Fontane. Brief an Leo Berg vom 8. Juli 1888. Faks.-Druck mit Geleitw. von Mario Kramer. (1928)
3. Theodor Fontane. Selbstbiographie. Faks.-Druck nach der Handschrift. (Das Original stellte Herr Paul H. Emden zur Verfügung. (1928)
4. Theodor Fontane. „Wir sind nun in London gewesen . . .“
(Widmungsgedicht. Datiert: Berlin, d. 9. Okt. 1861)
„Zum 30. September 1928 den in Wien versammelten Mitgliedern der Gesellschaft der Bibliophilen im Gedenken an die 30. Wiederkehr des Todestages Theodor Fontanes am 20. September 1928 gewidmet von dem Fontane-Abend zu Berlin“
5. Hans-Friedrich Rosenfeld. Zur Entstehung Fontanescher Romane. J. B. Wolter's U. M. Groningen, Den Haag 1926
(Ordentliche Veröffentlichung des Fontane-Abends aus dem Jahre 1928)
6. Theodor Fontane. Drei Novellen 1854.
„Die ‚Argo. Belletristisches Jahrbuch für 1855‘ (verlegt und gedruckt bei Gebrüder Katz in Dessau) enthält neben drei eigenen und zehn übertragenen Balladen von Theodor Fontane die drei hier nochmals abgedruckten Erzählungen. Fontane selbst zeichnet neben dem väterlichen Freunde Franz Kugler als Herausgeber der Sammlung, die bestimmt war, den „Tunnel über der Spree“ würdig darzustellen. (1929)
7. Thomas Mann. Theodor Fontane.
„Thomas Mann hat diesen Vortrag im Jahre 1928 in der Lessing-Hochschule zu Berlin gehalten und dem Fontane-Abend . . . zur Verfügung gestellt.“ (Druck: 1929)
8. Theodor Fontane. – Fontane im Revolutionsjahr. Sieben Briefe an Bernhard von Lepel aus dem Jahre 1848. (Hrsg. und mit Vorw. versehen von Julius Petersen) (Druck: 1930)
9. Erich Schmidt. Theodor Fontane. Ein Nachruf
„Diesen Nachruf hielt Erich Schmidt am 2. Okt. 1898 bei der Fontane-Gedenkfeier des Vereins ‚Berliner Presse‘. Die Rede wurde zuerst im Novemberheft 1898 der Deutschen Rundschau gedruckt.“ Den Druck stiftete 1933 Gerhard Schulze.

Gaben:

1. Aus Theodor Fontanes Trostbüchlein („Wie sich meine Frau einen Beamten denkt“) (1928)
Gewidmet von Dr. Paul Friedberger und Bernhard Krisch.
2. Theodor Fontane. Widmungen zum Neuen Testament. Berlin, 4. April 1894. Faks.-Druck. (1928)
Gewidmet von Hans Sternheim.
3. Maximilian Harden. Theodor Fontane. (Aus der Sammlung von Paul H. Emden.) Neudruck.
„Der Aufsatz ist in der ‚Zukunft‘ vom 1. Oktober 1898 (Heft 1 des 7. Jahrganges) erschienen.“ (1928)
Gewidmet von Georg Birnbaum, Paul H. Emden, Richard Josephson und Richard v. Kehler.
4. Theodor Fontane. Ein Brief vom 1. Dezember 1893. Faks.-Druck.
Gewidmet von Hans Sternheim. (1930)
5. Theodor Fontane. Rumlied.
„Dem Vater der Deutschen Bibliophilie, Ihrem lieben Freunde Fedor von Zobelitz zur Vollendung des 75. Geburtstages in Verehrung gewidmet von Leo Hessel, Bernhard Krisch, Gotthard Laske, Eugen Pinner, Kurt Siebert, Ernst Tuchmann“ (1932)
6. Fritz Behrend. Theodor Fontane. Zu seinem Leben und Schaffen.
Mit Bild nach einer Zeichnung von Hugo v. Blomberg
Privatdruck des Verfassers. 40 num. Expl. für den Fontane-Abend. (1933)
7. Theodor Fontane. Aus dem Riesengebirge. Kleine Geschichten.
„Theodor Fontanes ‚Kleine Geschichten aus dem Riesengebirge‘ erschienen erstmals 1893 in Band 76 der ‚Deutschen Rundschau‘.“
Gewidmet von Gerhard Schulze. (1933)
8. Theodor Fontane. Von der schönen Rosamunde.
Gewidmet von Gerhard Schulze. (1934)
9. Theodor Fontane. Autobiographisches aus dem Nachlaß.
Kritische Jahre – Kritikerjahre (1934).
Gestiftet von Gerhard Schulze
10. Theodor Fontane. Mein Erstling. Das Schlachtfeld von Großbeeren. (1934)
Gewidmet von Gerhard Schulze
„Die Stücke waren bestimmt für den Fontane-Abend, Berlin, die Eisenacher Bibliophilen-Vereinigung, den Leipziger Bibliophilen-Abend und sonstige bibliophile Freunde.“

Fontane-Abend / Berlin

III. Mitgliederverzeichnis vom 1. November 1933

Name	Beruf/Tätigkeit	Anschrift 1933	Lebensschicksal nach 1933
Bamberger, Dr. Fritz (1902 -)	Pädagoge, Dozent, Herausgeber, Journalist	Berlin-Charlottenburg Mecklenburgallee 4	Exil: 1939 - USA
Belowsky, Prof. Max (1865 -)	Hochschullehrer an der Humboldt-Universität Berlin	Berlin-Charlottenburg Sesenheimer Straße 30	
Birnbaum, Georg (1904 -)	Kaufmann	Berlin-Wilmersdorf Prinzregentenstraße 8	Deportation: Polen
Fraenkel, Dr. Walter	Arzt	Berlin-Wilmersdorf Pfalzburger Straße 29	
Güntzel, Dr. Paul (1882 - 1945)	Oberbibliothekar, Direktor der Bibliothek des Reichsgerichts Leipzig	Leipzig C 1 Ferdinand-Rhode-Straße 35	
Halberstamm, Albert		Berlin W 15 Bayrische Straße 6	
Heskel, Leo (1872 - 1940)		Berlin-Wilmersdorf Güntzelstraße 54	
Hessberg, Prof. Dr. (1879 - 1959)	Augenarzt, Direktor der Städt. Augenklinik Essen Begründer und Leiter des Essener Bibliophilenbundes (bis 1933)	Essen (Ruhr) Hindenburgstraße 24	
Hoffmann, Dr. Paul	Pädagoge, Gymnasiallehrer, Literatur- und Kunstwissenschaftler	Berlin-Wilmersdorf Kreuznachstraße 52	Exil: 1933
Horodisch, Dr. Abraham (1898 - 1987)	Jurist, Drucker, Verleger, Buchhändler	Amsterdam	
Joseph, Fritz	Kaufmann	Amsterdam	Exil: 1933
Josephson, Richard	Rechtsanwalt in Potsdam	Potsdam Weissenburger Straße 4	Exil:

Junk, Dr. Wilhelm (1866 – 1942)	Verleger, Buchhändler, Antiquar	Berlin W 15 Sächsische Straße 68	Exil: 1934
Klingspor, Dr. Karl	Drucker, Verleger	Offenbach (Main) Ludwigstraße 140	
Krammer, Dr. Mario (1880 – 1953)	Staatsbeamter, Regierungsrat, Literatur- und Kulturhistoriker	Berlin-Charlottenburg Württembergallee 26	
Laske, Gotthard (1882 – 1936)	Konfektionär, Kunstmäzen	Berlin-Charlottenburg Bleibtreustraße 12	Freitod: 1936
Liebmann, Karl Wilhelm	Verlagsbuchhändler	Berlin-Charlottenburg Bismarckstraße 11	
Lipschitz, Georg (1875 – 1936)		Berlin-Charlottenburg Kantstraße 125	Deportation: Polen
Märkisches Museum (Dr. Walter Stengel)		Berlin S 14 Wallstraße 52/54	
Michaelis, Walther (1880 – 1942)	Amtsgerichtsrat	Berlin-Schöneberg Münchener Straße 25	Deportation: 1942 (im KZ ermordet)
Morecki, Dr. Lothar	Fabrikdirektor in Prag	Prag II Revolucni 2	Exil: 1933 – England
Niderlechner, Max (1889 – 1970)	Antiquar (von Julius Springer)	Berlin-Steglitz Leydenallee 53	
Petersen, Prof. Dr. Julius (1878 – 1941)	Hochschullehrer, Literatur- historiker	Berlin-Wannsee Bismarckstraße 10	
Perlmann, Dr. Georg		Berlin-Schöneberg Meeraner Straße 4	
Pinner, Dr. Eugen (1895 –	Jurist, Kaufmann	Berlin W Spichernstraße 19	Deportation: (im KZ ermordet)
Rosenberg, Heinrich	Antiquar, Geschäftsführer des Akademik-Verlages Berlin	Berlin W 50 Augsburger Straße 13	Exil: 1933 – Brasilien
Scholten, Erich	Buchdruckereibesitzer	Berlin-Schöneberg Hauptstraße 8	Exil: 1938 – Australien

Scholem, Reinhold	Buchdruckereibesitzer	Berlin-Schöneberg Hauptstraße 8	Exil: 1938 - Australien
Schönberg, Dr. Karl (1893 -)	Rechtsanwalt und Notar	Berlin W 15 Xantener Straße 16	Deportation: Auschwitz
Schulze, Gerhard (1874 - 1943)	Bücherrevisor, Wirtschaftsprüfer, Schatzmeister der Gesellschaft der Bibliophilen 1934 bis 1941	Leipzig C 1 Nordstraße 54	
Schwab, Max D.		Köln am Rhein	
Spiro, Dr. Heinrich (1876 - 1947)	Literaturhistoriker, Schrift- steller	Berlin-Friedenau Fregestraße 9	Mehrfache Inhaftierungen
Sternheim, Hans (1880 -)	Drucker, Inhaber der Firma Büxenstein, Berlin	Berlin SW Wilhelmstraße 8	Deportation: Auschwitz (im KZ ermordet)
Strauss, Prof. Dr. Bruno (1889 - 1969)	Pädagoge, Dozent für Deutsch und Geschichte	Berlin NW 87 Wullenweberstraße 8	Exil: 1939 - USA
Tobias, Dr. Ernst	Arzt	Berlin-Charlottenburg Kaiserdamm 113	
Tuchmann, Dr. Emil (1895 - 1963)	Arzt, Sekretär der Gesellschaft der Bibliophilen von 1931 bis 1933	Paris	Exil: 1933 - Frankreich
Universitätsbibliothek Berlin		Berlin NW 7	
Wisbrun, Gustav		Remscheid Alleestraße 31 a	
Wittke, Wilhelm		Dresden Tiergartenstraße 4	
Zimmermann, Albert	Antiquar, Mitinhaber der Firma Heinrich Rosenberg	Berlin W 50 Augsburger Straße 13	Exil: 1933 - USA
Zobeltitz, Fedor v. (1857 - 1934)	Redakteur, Schriftsteller	Berlin W 15 Bregener Straße 4	

Der Autor und die Redaktion danken allen Instituten und Fontane-Freunden im In- und Ausland, die uns bei der Erarbeitung der Dokumentation durch zahlreiche Hinweise unterstützten.
Ergänzungen oder auch Korrekturen zu biographischen Angaben der Mitglieder des Fontane-Abends werden weiterhin gern entgegengenommen.

SCHRIFTSTELLER DER GEGENWART ÜBER THEODOR FONTANE

Günter Görlich, Berlin

Warum immer wieder Fontane?

„Und lieber Pastor, noch einmal das eine. Morgen früh zieht das junge Paar in das alte Herrenhaus ein, meine Schwester und mein Schwager. Erinnern Sie sich bei der Gelegenheit unseres in den Weihnachtstagen geschlossenen Paktes: es ist nicht nötig, daß die Stechline weiterleben, aber es lebe der Stechlin.“

So endet der Brief Melusinens an Pastor Lorenzen, und so endet der Roman „Der Stechlin“.

Zu seinem letzten Roman schrieb Fontane: „Zum Schluß stirbt ein Alter, und zwei Junge heiraten sich; – das ist so ziemlich alles, was auf 500 Seiten geschieht. . . .“

Doch was für ein umfassendes Lebens- und Gesellschaftsbild seiner Epoche vermittelt uns der Dichter und wie wird es sprachkünstlerisch gestaltet.

Von einem derartigen Abschluß eines Lebenswerkes vermag ein Autor nur zu träumen. Bei Fontane ist dieser jedoch im gesamten Romanwerk der letzten beiden Lebensjahrzehnte vorgezeichnet.

Lese ich den „Stechlin“, und ich lese in ihm immer wieder, so beeindruckt mich die Gelassenheit und Weisheit der Weltbetrachtung. Mir scheint, dieses ruhige Ausbreiten von Gedanken und Meinungen durch seine unverwechselbaren Figuren schärft den Blick des Lesers für die Fragen der im Roman gestalteten Zeit.

Ich bemühe mich, Fontanes Denken und seine Gestaltungsweise zu begreifen. Seine Grundauffassungen von „Gegenwartsliteratur“ kommen meinen Vorstellungen sehr nahe; denn die meisten seiner Romane stellen sich mir als Zeitromane dar. Fontane bekennt sich zum Detail, in dem sich ein sehr starkes Zeitgefühl für die Menschen seiner Umwelt ausdrückt. Das „Kleine“ ist ihm wichtiger als das sogenannte „Große“, und jedem, der seine Arbeiten gelesen hat, wird diese Stärke bewußt werden.

Für mich sind einige von Fontanes „Zeitromanen“ für alle Zeiten gültig geworden, und besonders deshalb regt er mich an, über die eigene Arbeit nachzudenken. Und schließlich bereitet es ein eigenes Vergnügen, in seinen Briefen die Zeitläufe vor 100 Jahren nachzuvollziehen. Eigene Fragen und Probleme relativieren sich. Aus diesem und manch anderem Grund gilt für mich, immer wieder einmal zu Fontane zurückzukehren.

Günter Görlich; geb. am 6. 1. 1928 in Breslau (Wrocław), Mitglied der Akademie der Künste; Vorsitzender des Bezirksverbandes Berlin des Schriftstellerverbandes der DDR. Wichtige Veröffentlichungen u. a.: „Den Wolken ein Stück näher“; „Eine Anzeige in der Zeitung“; „Drei Wohnungen“.

Späte Liebe zu Fontane

Wie alle empfindsamen jungen Mädchen, so bangte auch ich um Effi und empörte mich über den seelenlosen Innstetten; später gehörte meine Sympathie der braven Lene, die ihren Garde-Offizier so herzinniglich und „unorthographisch“ liebte; Melanie und vor allem Corinna waren mir nah. Nur fand ich, daß in all den Romanen zu viel geredet wurde, das hielt für mein damaliges Verständnis nur den Gang der Handlung auf. Jahre später, um einiges wissender und klüger, entdeckte ich gerade in den früher flüchtig gelesenen Passagen konzentrierten Zeitgeist, psychologischen und soziologischen Tiefgang.

Anfang der siebziger Jahre begann ich für den Hörfunk kulturhistorische Bilderbogen aus der Mark Brandenburg aufzublättern. Dabei stieß ich natürlich immer wieder auf den Wanderer Fontane. Mit wachsendem Respekt und Vergnügen verfolgte ich seine Spuren, erzählte, was Landschaft und Menschen inzwischen widerfuhr, machte dabei die beglückende Feststellung, daß es ungeahnt viele Fontane-Verehrer gibt, durchweg sympathische Leute, mit denen man sich auf Anruf verständigen kann.

Der ganze Mensch Fontane offenbarte sich mir erst, als ich seine Briefe las. Ich spürte eine Affinität, die mit den Jahren eher zu- statt abnimmt. Es ist wohl der Lebensbogen, den er durchmessen, der uns so berührt: schwärmerisch-blauäugiger Himmelsstürmer, der im März 1848 die Sturmglocken der Revolution läuten will, – aber die Kirche ist zugesperrt; der sich mit Pulver und Blei den Barrikadenkämpfern zugesellen will, – aber die aus dem Theaterfundus requirierte Flinte erweist sich als untauglich; mit seiner Feder streitet er solange es geht für seine Vorstellung von einer gerechteren Gesellschaftsordnung; bitter und schmerzhaft ist die Einsicht, daß er sich anpassen muß, um Frau und Kind nicht hungern zu lassen. Er begreift, daß die Sterne seiner Sturm- und Drangzeit unerreichbar sind, aber er hört nicht auf, diese Sterne als Orientierungspunkte zu behalten in den Irrungen-Wirrungen seines Erdenlebens. Sich-anpassen, ohne sein Gesicht zu verlieren und seinen Charakter zu verbiegen, das bleibt seine Aufgabe. Wie schwer ihm das oft gemacht wurde, geht nur aus den Briefen hervor.

Heiteres-Darüberstehen – ja, aber mit welchem Kraftaufwand!

Resignation – ja, aber sobald er die Talsohlen nervlichen Abattu-Seins durchschritten hat, rafft er sich immer wieder auf. Denn: ein anständiger Kerl läuft nicht davon, selbst wenn er seinen Posten, auf den er gestellt ist, als aussichtslos erkennt. Und überhaupt: wer sich einen Platz erworben, auf den er seiner Natur nach hingehört, der kann nicht unglücklich werden; und wenn er es darüber hinaus versteht – wo immer er auch marschiert – die Musik des Lebens zu hören – so ist er ein glücklicher Mensch.

Fontane hat es vorgelebt, und das macht ihn mir über alle seine literarischen Werke hinaus so lieb und wert. Er ist mein geistiger Vater. Ich habe ihn mir nicht ausgesucht, er ist mir zugewachsen.

Gisela Heller wurde am 6. August 1929 in Breslau geboren.

Als Schlesierin also eine Muß-Preufjin, die – nach altüberlieferter These – die besten Preußen (gewesen) sein sollen. Daß sie sich den Büchern zuwenden würde, stand beizeiten fest, daß sie selbst welche schreiben würde, jedoch nicht.

Als Reporterin auf den Spuren Fontanes hinterließ sie eigene Spuren im märkischen Sande, wurde selbst Schriftstellerin, die sich zur Lebensaufgabe machte, das weite, über Jahrzehnte literarisch vernachlässigte Feld brandenburgisch-preußischer Geschichte neu zu bearbeiten, ein historisches Verhältnis zur Gegenwart und ein gegenwärtiges Verhältnis zur Historie herzustellen. Vier Bücher hat sie zur Freude ihrer zahlreichen Leser bereits in die Scheuer eingebracht; ein Reiseführer zu Fontane steht kurz vor dem Abschluß.

Günter Gregor, Potsdam

Auf eigenen Versfüßen und Fontanes Spuren

Aus meiner nur achtjährigen Schulzeit hatte ich von Fontane lediglich seine drei berühmten Balladen „Archibald Douglas“, „Die Brück' am Tay“ sowie „John Maynard“ in mein späteres Leben hinübergerettet. Und das war für einen Vierzehnjährigen in den letzten Kriegstagen schon viel.

Als schlesischer Umsiedler in der Niederlausitz gelandet, verdanke ich vor allem der sofort wieder aktiven Leihbibliothekarin zu Annahütte meine weitere Bekanntschaft mit dem von mir verehrten Dichter und seinen Prosaarbeiten. Besonders zu „Effi Briest“ hatte sich eine stille Liebe entwickelt, die bis heute noch nicht erloschen ist.

Ich hatte die „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ kaum vollständig gelesen, als ich quasi zwangsläufig bzw. dienstlich bedingt, schon auf seinen Spuren zu wandern begann. Seit 1949 Redakteur der „Märkischen Volksstimme“ und Nachfolger Erwin Strittmatters in Senftenberg, erschloß sich mir zum ersten Mal der Spreewald in seiner idyllischen Schönheit, wie sie Fontane schon empfand. Ob später als Kreisredakteur in Seelow und dem Oderbruch oder in Brandenburg selbst, immer wieder stieß ich auf Dörfer und landschaftlich bedeutsame Blickpunkte, die in den „Wanderungen“ bereits ihren Niederschlag gefunden hatten.

Vom Schriftstellerverband gemeinsam mit Irma Harder viele Jahre lang als literarischer Betreuer des Zirkels Schreibender Arbeiter in Neuruppin eingesetzt, lernte ich auch Fontanes Vaterstadt näher kennen und ihr vielerlei Reize abzugewinnen.

Derart inspiriert, begann ich vor rund zehn Jahren für die Presse, vor allem die „Brandenburgischen Neuesten Nachrichten“, wie ich hoffe, im Sinne meines großen Vorbildes, sogenannte Heimat-Verse zu schreiben. Einige Beispiele mögen mein unvermeidliches Vorwort bekräftigen:

Der Letzte

Man kann in Chroniken
noch von ihr lesen,
der alten und
beliebten Spreewaldbahn.
Behüt sie Gott,
sie war so schön gewesen,
nur machte man
mit ihr kein Federlesen,
und jetzt verkehren
bloß noch Bus und Kahn . . .

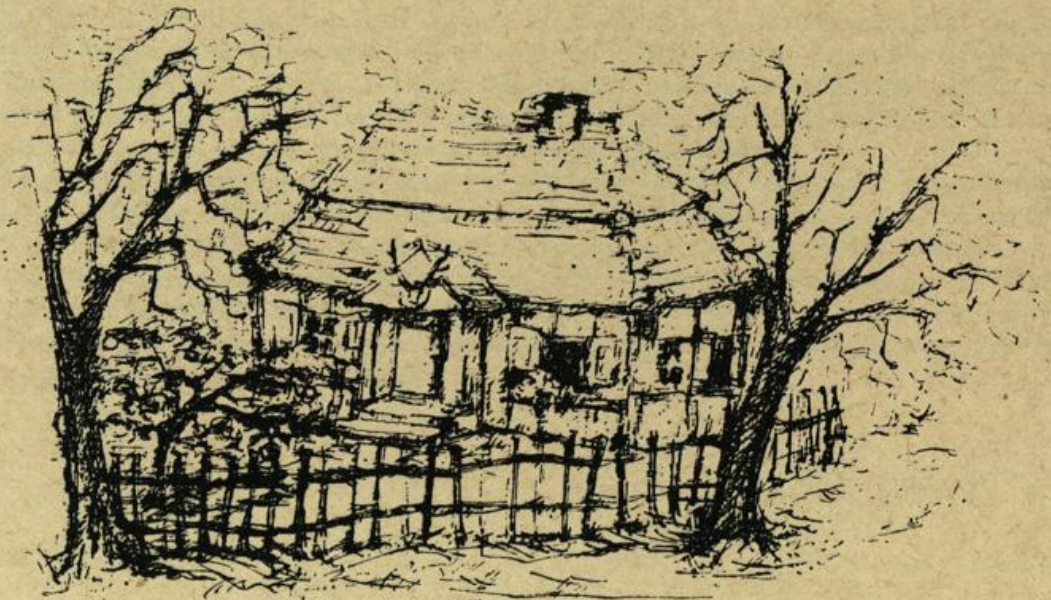
In Lübben, auf dem
Rest der Schmalspurgleise,
doch steht vor
dem verlassenen Perron —
wie's scheint, ermüdet
von der letzten Reise,
denn hin und wieder
knarrt sein Aufbau leise —
noch ein vergess'ner
Spreewaldbahn-Waggon.

Das alte Forsthaus

Mit Fachwerkgiebeln,
grünen Fensterläden,
Gehörntrophäen
an der weißen Wand
und frühbetauten,
zarten Spinnenfäden,
noch immer ohne
nennenswerte Schäden,
so liegt das Haus
am flachen Hügelrand.

Zehn Meter tiefer
rauschen Straßenbahnen
vorbei und auch
ein Radfahrweg ist da,
und die Chaussee
ist blau von Abgasfahnen. —
Welch Förster konnte
solchen „Fortschritt“ ahnen,
der früher nur
in grüne Bäume sah . . .

Und wo sich damals
noch im Moos die Echsen
gesonnt, wuchs Potsdams
neue Satelliten-Stadt
mit Hochhaus-, Wohn-
und sonstigen Komplexen;
Nur Kinder glauben
noch, daß Knusperhexen
das alte Forsthaus
als Bewohner hat . . .



MEIN FONTANE-GEDICHT

Joachim Biener, Leipzig

„Lied des James Monmouth“

Fontanes „Lied des James Monmouth“ lernte ich um 1940 im Englisch-Unterricht an der Pirnaer Oberschule kennen. Studienrat Dr. Otto Nietzelt las es vor. Der unterrichtliche Zusammenhang ist mir entfallen, vermutlich betraf er die englisch-schottische Geschichte. Otto Nietzelt hatte überhaupt große Wirkung auf uns, z. B. durch die „Macbeth“-Behandlung oder durch die Interpretation der schottischen „Edward“-Ballade. Nicht vergessen habe ich auch seinen nonkonformistischen Ausspruch: „Ein anständiger Kollege ist mir lieber als ein schlechter Kamerad“. Das war seine Replik auf das NS-Gebot, wonach sich auch die Lehrerkollegen militärisch als „Kameraden“ anreden sollten.

Weshalb ist das „Lied des James Monmouth“ bis heute haften geblieben? Sicherlich wirkten bereits damals auf uns Schüler die Antithesen des Gedichts und sein einprägsamer lakonischer Ton. Bestimmt aber weiß ich, daß ich es als Opposition gegen eine ganz bestimmte Tendenz des Religionsunterrichtes empfand. Wir hatten damals einen Religionslehrer, der gegen Sinnlichkeit, Liebe und Lebensgenuß fast zelotisch eiferte. Ich sehe ihn noch in seiner priesterhaften Strenge vor uns stehen. Möglicherweise stand auch dahinter ein gewisses Unbehagen am „Dritten Reich“. Die spiritualistische, asketische Denunzierung der Sinne und der Sinnlichkeit, die in Deutschland bekanntlich eine lange und tiefe Tradition hat (so litten besonders Heinrich Heine und Friedrich Nietzsche unter ihr) blieb nicht ohne Eindruck auf den Schüler, der das „Lied des James Monmouth“ als befreiend wirkende Alternative empfand. Das lyrische Fazit des Gedichtes, in der Schlußstrophe konzentriert ausgedrückt, ist mir seitdem wie eine Volksliedstrophe zitierbar gegenwärtig.

Nun hat das balladeske Rollengedicht auch eine fatalistisch-deterministische Komponente, und man kann Unbewußtes nicht ausschließen. Aber ich glaube nicht, daß bei der damaligen Rezeption der aktuelle Aspekt der faschistischen Todesbereitschaft eine Rolle gespielt hat.

Der sensualistische Hedonismus und die gestisch-griffige lakonische Diktion sind für mich auch heute das Wesentliche an dem 1853 entstandenen Gedicht. Hinzu kommen jetzt Faktoren und Elemente, die sich aus dem Wissen um Fontanes Weltanschauung und Ästhetik und um die Situation der deutschen Literatur im Nachmärz ergeben und die das Verständnis der Verse vertiefen.

Weltanschaulich spiegelt das balladenhafte Lied Fontanes Dialektik von Schicksalhaftigkeit und Freiheit und (die Stuarts neigten zu Rom) seine Sympathien für die Sinnenfreudigkeit des Katholizismus, im Unterschied zum Asketismus bornierter preußischer Protestanten wie der Adelheid von Stechlin, der Domina von Wutz.

Wie Fontane am 14. 2. 1854 dem reinen Erlebnislyriker Theodor Storm mitteilte, hatte er das eigentlich Lyrische nicht in der Gewalt: „Das Lyrische ist sicherlich meine schwächste Seite, besonders dann, wenn ich aus mir selber und nicht aus einer von mir geschaffenen Person heraus dies und das zu sagen versuche.“ Das Lyrische ist aber – das beweist sein ganzes späteres Schaffen in Vers und Prosa – durchaus

nicht die „schwächste Seite“ Fontanes. Es offenbart sich bei ihm nur anders als in der traditionellen Lied- und Erlebnislyrik. Fontane verfügt, wie Iwan Turgenjew und Thomas Mann, vielleicht auch wie Georg Büchner, vor allem über die „Gabe der Beseelung“¹⁾ von Vorgefundenem, Überliefertem. So entfaltet sich sein Lyrismus vorzugsweise über geschichtliche Stoffe und Figuren, über balladeske Vorgänge, über Romansituationen und Romangestalten. Seine zurückhaltende lyrische Subjektivität entlud sich außerdem bevorzugt im unmittelbaren Gelegenheitsgedicht, in der Naturstimmung und im Spruchgedicht, das er inhaltlich-formal zu höchster Einprägsamkeit und Reife entwickelte.

Im „Lied des James Monmouth“ lehnt sich Fontane an die Geschichte an, dichtet aus der historischen Figur heraus und wächst damit gleichsam über sich selbst dichterisch hinaus. Damit läßt er die banalen, philiströsen „Katzenjammer“-Sprüche²⁾ aus der Zeit unmittelbar nach dem Scheitern der 48er Revolution und die kleinwüchsige Nachmärz-„Poesie fürs Haus“³⁾ hinter sich.

Das Gedicht findet sich in der gleichfalls 1853 entstandenen und 1854 erstmals gedruckten historischen Novelle „James Monmouth“. Dort fungiert es genau in der Mitte als Rück- und als Ausblick auf das Leben des Helden. Es ist an Beseeltheit, Lakonik und poetischer Dichte nicht nur der Prosa der Novelle überlegen, sondern auch den anderen eingelagerten Gedichten, dem „Lied der Lady Wentworth“, der Geliebten des James, die seinen politischen Ehrgeiz entflammt, und dem kollektiven Haßgesang der asketischen Puritaner gegen die Stuarts. Der Blick auf den ganzen novellistischen Text ermöglicht die geschichtliche Einordnung, reduziert die abstrakte Schicksalhaftigkeit und zeigt die Stuarts, besonders James Monmouth, in der Widersprüchlichkeit zwischen geschichtlicher Überholtheit, ja Verlorenheit und lebenswerter Lebenslust, die eine Variante subjektiver Tragik darstellt, ähnlich der Maria Stuart Friedrich Schillers.

Theodor Fontane hat das bewegende „Lied des James Monmouth“ neben dem historisch objektiveren, aber poetisch nicht so verdichteten Puritanerlied mit Recht in die gültige Auswahl seiner Gedichte aufgenommen.

Anmerkungen

- 1) Thomas Mann in „Bilse und ich“ in: *Altes und Neues*, Berlin 1966, S. 10 f.
- 2) Vgl. Th. Fontane: *Gedichte*, Aufbau-Verlag Berlin und Weimar 1989, Bd. I, S. 472: Fontane bestreitet zwar gegenüber Bernhard von Lepel den „Katzenjammer“-Charakter der „Sprüche“ (ebd. S. 23 ff.), objektiv wirken sie aber so.
- 3) Robert Prutz in: *Die deutsche Literatur der Gegenwart 1848–1858*, Leipzig 1859, zitiert bei Fritz Martini: *„Deutsche Literatur im bürgerlichen Realismus, 1848–1898“*, Stuttgart 1962, S. 265.

Max Ulrich Frhr. von Stoltzenberg

Mein Fontane-Gedicht

Imaginäres Gespräch zwischen Autor (A) und Widerpart (W)

A: „Ach Luise, laß . . .“

W: Aber H. möchte doch gern . . .

A: Also denn in Gottes Namen. Schließlich bin ich ja durch einen glücklichen Zufall schon in meinen letzten Schuljahren durch einen Mitschüler erstaunlicherweise gerade an Fontane geraten, und er hat mich nun mein Leben lang begleitet und vielleicht auch etwas geformt. Jedenfalls kann auch ich wie Prof. Lezius (leicht abgewandelt) sagen: „Ja, das muß wahr sein, daß ich die Fontane-Blätter habe, das ist doch was, das hilft einem ein gut Stück weiter.“

H. gefällt nach eigenen Angaben am besten „Es kann die Ehre dieser Welt . . .“ — Ganz mein Fall, aber . . .

W: Aber?

A: Für mein Gefühl haben die Verse doch auch einen Beigeschmack von Enttäuschung, Bitterkeit und gewaltsamer Selbstrechtfertigung. Und „vor dir bestehen können“, kann man das wirklich immer? Das bleibt doch wohl ein Ideal, das man oft verfehlt.

W: Fontane hat zu Lebzeiten ja auch wenig Resonanz gefunden; dafür wächst sein Nachruhm ja aber auch von Jahr zu Jahr. Was man wohl nicht von vielen sagen kann. Wer liest denn noch seinen Freund und Nobelpreisträger Paul Heyse? Mit seinen skeptischen Worten, von allem, was er geschrieben habe, würden sich wohl nur die „Wanderungen“ in das nächste Jahrhundert retten, hat er sich jedenfalls gründlich geirrt.

A: Für mein Gefühl sind meist die Schlußzeilen am wirkungsvollsten, z. B.

„Das Glück, kein Reiter wird's erjagen,
Es ist nicht dort, es ist nicht hier;
Lern überwinden, lern entsagen,
Und ungeahnt erblüht es dir.“

Oder: „Es muß sich dir von selber geben, man hat es oder hat es nicht.“ Oder auch: „Was wir in Welt und Menschen lesen, ist nur der eigne Widerschein.“

W: Diese Sentenz wäre wohl eine ausführliche Betrachtung wert, was hier aber wohl zu weit führen würde. Aber warum immer nur die Schlußzeilen?

A: Wer die Fontane-Blätter liest, weiß sowieso Bescheid; ich bilde mir doch nicht ein, etwas Neues zu bringen, sondern folge nur einem Wunsch des Chefredakteurs. Vielleicht muß aber doch der eine oder andere auf die Suche gehen und entdeckt für sich doch noch Neuland. Zum Schluß noch:

„O lerne denken mit dem Herzen
Und lerne fühlen mit dem Geist.“

(That's it. Th. F. in nuce) — Und endlich:

„Nur manchmal eine stumme Predigt
Hält uns der Kinder Angesicht.“

Hier streiche ich die Segel. Wer das noch nie empfunden hat, der ist wohl zu bedauern.

REZENSIONEN

Rainer Kolk: Beschädigte Individualität. Untersuchungen zu den Romanen Theodor Fontanes. — Heidelberg: Carl Winter Verlag 1986. 152 S.

(Rez.: Paul Irving Anderson, Aalen)

Fontane als Sozialpsychiater

Längst hat die soziologische Interpretation aus Fontanes Romanen eine Fundgrube gemacht, immer raffinierter werden seine Kreaturen psychologisiert – wenn auch nicht streng nach Freud. Was geschieht jedoch, wenn ein Anhänger jener die Soziologie mit Psychoanalyse kombinierenden Richtung, die sich die „kritische Theorie“ nennt und deren Propheten Adorno, Habermas, Horkheimer, Lorenzer, Leithäuser, Lefebvre, usw., heißen, sich mit Fontane befaßt? Wie sieht das Fontane-Bild der Urenkel von Marx und Freud aus?

Zwischen den soziologisch arbeitenden Kritikern und den meisten werkimmanent verpflichteten Psychologen besteht seit gut zwanzig Jahren eine beachtliche Kluft. Während die Psychologen den Soziologen unschlüssiges Interpretieren vorwarfen, konterten diese mit dem Vorwurf der geschichtlichen Irrelevanz. Und während sie unter derartigen Vorwürfen ihr Vesperbrot verzehrten, blickte Fontane mit dem Ausdruck entrückter Geringschätzung von der Wand herunter. Je mehr wir seine psychostilistischen Raffinessen entblättern, desto mehr wird die Tiefe und der Ernst seines zeitgeschichtlichen Engagements offenbar; je mehr wir versuchen, ihn ideologisch zu bestimmen, desto mehr entgleitet er dem Zugriff sozialwissenschaftlicher Denkmuster. Darum müßte ein Ansatz, der die soziohistorische Aussagekraft nicht etwa im Objektiven und Ausdrücklichen, sondern gerade aus dem anscheinend Subjektiven und Angedeuteten herauszuarbeiten vermag, als vielversprechend betrachtet werden. Abgesehen von begrenzten Vorstößen in diese Richtung muß Rainer Kolks Bielefelder Dissertation als die erste konsequente Fontane-Arbeit nach der „kritischen Theorie“ angesehen werden. Ihre Aufnahme ist jedoch bisher alles andere als freundlich ausgefallen. Dies liegt ohne Zweifel an einem leserfeindlichen und literaturfremden Stil, aber abgesehen von den folgenden, selbstredenden Zitaten soll es hiermit sein Bewenden haben.

Da die theoretischen Überlegungen Kolks Ansatz bestimmen, ist **Beschädigte Individualität** weder chronologisch, noch werktypisch, sondern nach theoretischen bzw. thematischen Bereichen folgerichtig gegliedert. Darum erfreut einen das Werkregister am Schluß, mit dessen Hilfe sich die verstreute literaturkritische Leistung zusammenfügen läßt. Doch schon die Überschrift wirkt befremdlich, gar ein wenig ungewollt komisch. Auf die kurze Einleitung folgen im 2. Teil 13 der trockensten Seiten über die „Kritische Theorie des Subjekts und Geschichte der Subjektivität“. Dank den vielen Werkbeispielen wirken die 108 Seiten des 3. Teils, „Pathographie der Subjektivität: Fontanes Romane“ wieder verdaulicher. Die nochmals überwiegend theoretischen letzten 12 Seiten von Teil 4, „Rationalisierung und Deformation der Lebenswelt“ ziehen das Vorangegangene in einen übersichtlichen historischen Rahmen zusammen.

Der vorübergehende Eindruck, Fontanes Werk werde nur als Illustrationslager ausgebeutet, weicht bald dem eines kreativen Lesers, der seine Belegstellen originell und passend auswählt. War man sich dessen bewußt, z. B., daß Fontane den Förster

Opitz in **Quitt** mit der inzwischen zum Sinnbild des „Radfahrertyps“ gewordenen Formel charakterisiert, „nach oben hin kriecht er und nach unten hin tritt er und schuhriegelt er“? (102) Öfters muß man in die Fußnote schauen, um festzustellen, ob ein Zitat Fontane oder einem „kritischen Theoretiker“ aus der Feder geflossen ist. Gerade dieser Vorzug wird jedoch um den Preis erreicht, daß man dauernd mit anderen Autoritäten und neuen Begriffen konfrontiert wird. So wird jedoch die Sozialwissenschaft der Interpretation dienstbar gemacht, nicht etwa umgekehrt.

Trotzdem weigert sich Kolk, von Interpretation zu sprechen, und besteht darauf, daß er „Analyse“ und zwar im psychoanalytisch analogen Sinn betreibt; dennoch kann

„die an Texten vorgenommene Analyse einer [...] psychischen Verfassung [...] nur hypothetischen Charakter und nicht die Konsequenz klinischer face to face-Diagnosen haben.“ (48)

Bei all der Selbstverständlichkeit, mit der Kolk auch die klinische Terminologie anwendet, vergißt er diese Problematik an keiner Stelle – anders als so mancher Literaturpsychologe. Andererseits bietet die Textanalyse vor der Patientenbehandlung gerade den Vorteil, daß alles, was es über den Fall zu wissen gibt, schon schwarz auf weiß feststeht.

Als Beispiel dessen, was derartig strenge Textanalyse zu leisten vermag, sei die Analyse von Innstettens Einstellung zum Chinesenspuk angeführt:

„Lorenzer verdeutlicht, daß die Einpassung in die soziale Realität von der Figur in einem Maße geleistet ist, daß ihre Pathologien sich nunmehr in den Reaktionen des Ehepartners manifestieren [...] Die Bedeutung des Romans liegt darin, daß nicht der krankhafte Zustand dieses Individuums narrativ vorgestellt wird, sondern im Gegenteil dessen bruchlose Adaption an die soziale Realität.“ (99)

Von diesem theoretischen Fundament ausgehend läßt sich Crampas' bekannte Formel vom „Angstapparat aus Kalkül“ dahingehend relativieren, daß Innstetten wieder menschlicher wirkt, zumal

„die Interpretation des Chinesen durch Crampas nicht aufgrund ihrer objektiven Richtigkeit die Labilisierung Effis fördert und das Vertrauensverhältnis der Ehepartner erschüttert. Diese Wirkung resultiert bereits aus der Übereinstimmung mit der Situationsdefinition Effis, welche die angebotene Erklärung akzeptiert, weil das neurotische Symptom die bewußte Formulierung des tatsächlichen Konflikts verhindert. Zudem kompensiert Crampas' Darstellung dieses Defizit unter Beibehaltung des psychoökonomischen Gleichgewichts: Die von dem Chinesen ausgehende Angst ist nunmehr keine aus dem eigenen Inneren herrührende, sondern eine von außen herangetragene, von Innstetten zweckrational produzierte.

[...] Psychologistische Verengung der im Roman diskutierten Probleme [...] ist allerdings dann gegeben, wenn das ‚Chinesenmotiv‘ nur als Manipulationsobjekt Innstettens verstanden wird [...] Diese Argumentation unterstellt meines Erachtens bei beiden Ehepartnern einen Grad von Bewußtsein, der ihnen [...] nicht zukommt. Indem die Diskussion sich auf die Strategie Innstettens konzentriert, verdeckt sie den Zusammenhang von subjektiver Entwicklung und relevanten Strukturen der sozialen Realität. [...]

Damit ist nicht gesagt, daß Innstetten die psychische Verfassung seiner Frau adäquat einschätzt [...] Gleichwohl wird im Verbund mit der Annahme vollständig rationalen Handelns die **unterhalb** der hierfür erforderlichen individuellen Autonomie liegende Beschädigung der Persönlichkeit verdeckt.“ (90f.)

Auf solche Weise entdeckt Kolk durch konsequente, doch keineswegs erzwungene Anwendung der „kritischen Theorie“ einleuchtende Wege zur Wahrheit der Fontaneschen Romane, die konventioneller Soziologie und Psychologie verschlossen bleiben müßten – dieser, weil die in den Romanen angebotenen psychischen Erklärungen die Beschränktheit der einzelnen Figuren nicht übersteigt; jener, weil den Charakteren das zur Ideologiebildung nötige Selbstbewußtsein und der Konfliktwille fehlt. Einerseits deckt Fontanes Psychologie einen wesentlich breiteren Bereich der Sozialisationsfragen als den der frühkindlichen, ödipalen Konflikte ab. Andererseits weist Kolk ausführlich nach, daß man Leithäusers Begriff des „Alltagsbewußtseins“ anstelle der herkömmlichen Ideologie gewinnbringend anwenden kann.

Bezeichnend für die angesprochenen Sozialisationsprobleme seien die Untergruppen des langen, dritten Teils genannt:

„Dysfunktionalität von Subjektivität“, „Unterdrückung der Sexualität“, „Sozialisatorische Beschädigung subjektiver Bildungsprozesse“, „Melusine“, „Konfliktabwehr und -vermeidung“, „Angst“, „Gesellschaftskonformität“, „Ausbruchsversuche“ und „Schutzräume“. Die Abteilung „Melusine“ könnte etwas konsequenter überschrieben werden, etwa als „Männerphantasien und weibliche Hysterie“; sie zeichnet die Entwicklung dieses bekannten Topos bei Fontane sehr differenziert nach.

In der Auswahl und Zitathäufigkeit der analysierten Romane verrät sich Stärke wie Schwäche jedes interpretativen Ansatzes. Am häufigsten werden **Effi Briest**, **Unwiederbringlich** und **Irrungen, Wirrungen** von Kolk angeführt; auch **Cécile**, **Stine** und **Graf Petöfy** werden eingehend behandelt; zwar wird gegen Ende dem **Stechlin** viel Platz eingeräumt, jedoch ist er das einzige Werk, bei dem Kolk wenig Originelles einfällt, und bei dem er die Urteile anderer Interpreten unangefochten gelten läßt; effektiv zeigt sich die Methode an **Grete Minde**, **Ellernklipp**, **L'Adultera**, **Quitt** und **Unterm Birnbaum**. Bis auf eine einzige Ausnahme wird **Vor dem Sturm** nicht erwähnt; die Autobiographien überhaupt nicht. Positiv, aber kurz wird der Roman **Die Poggenpuhls** erwähnt; entschieden zu kurz kommt **Frau Jenny Treibel**. Den resignativen, frustrationsbedingten und auch depressiven Figuren und Situationen wird Kolks Ansatz gerecht; entschieden weniger dagegen den heiteren und humorvollen, „normalen“ und möglicherweise vorbildlichen, also den nichtbeschädigten. Daran mag die theoretische Tüchtigkeit einen Teil der Schuld tragen, denn Kolk lehnt Rückschlüsse auf den Autor als „Mißverständnis der Reichweite psychoanalytischer Kategorien“ (21) entschieden ab, es sei denn in einem „abgehobenen zweiten Schritt“ erst nach „einer Analyse der ästhetischen Struktur.“ Genausowenig ist er bereit, auf die Dynamik zwischen Autor und Leser einzugehen, und hält „Vorsicht in der Formulierung wirkungsästhetischer, auf Leserreaktionen sich erstreckender Thesen für angezeigt.“ (22)

Es überrascht also nicht, daß Kolk sich eingehend und erfolgreich mit der häufigsten Todesursache Fontanescher Protagonisten beschäftigt, also dem Selbstmord, den er natürlich „Suizid“ nennt. Von den drei unterschiedenen Typen „pathogener Dynamik“ leuchtet Céciles „Schuldgefühl und Depression“ ohne weiteres ein; bei Christine Holks „Objektverlust und Depression“ muß über die klinische Erfahrung weiter ausgeholt werden; am ergiebigsten aber erweist sich die Heranziehung des Begriffs der narzisstischen Angstreaktion, um die Selbstmorde des Grafen Petöfy, Waldemars von Haldern und Schachs von Wuthenow zu motivieren.

„Tatsächlich resultiert die Reaktion des Grafen Petöfy aus der Unveränderbarkeit seiner narzisstischen Objektbeziehung mit den Neigungen Franziskas.“ (56)

„Die [...] mühsam sich stabilisierende Identität des jungen Grafen zerbricht mit dem Rückzug des Objekts seiner narzißtischen Besetzung. [...] Der Abbruch der Beziehung [...] führt zu einem Überwiegen narzißtischer Angst als Folge der lebensgeschichtlich frühen Erschwerung der Identitätsbildung. (56f.) Nicht die kontrollierte Verfügung über diverse Handlungsstrategien kennzeichnet Schachs Individualität, sondern ihre vollständige Ausrichtung [...] auf von außen an ihn herangetragene Anforderungen [...]. Der Selbstmord als konventionelle Wiederherstellung der durch die Heirat kompromittierten ‚Ehre‘ wird subjektiv als Stabilisator der narzißtischen Identität akzeptiert.“ (58f.)

Trotz und wegen der in der Germanistik ungewohnten Denk- und Schreibweise erweist sich gerade hier die Stärke des Kolkschen Ansatzes; denn die klinisch geprüfte Erfahrung macht aus dem, was bei Fontane immer „dunkle Ahnungen“ und Andeutungen bleiben, eine nachvollziehbare Logik, die es möglich macht, Fontanes intuitive Wahrheit in abstrakte Formulierungen zu übersetzen. Als Interpret hat man hier die Mittel, über die begrenzten Perspektiven der Figuren wie auch des Erzählers hinauszugelangen und für die Bewußtseins- und Dichterebene des Dichters Fontane angemessenen Ausdruck zu finden. Ausgerechnet die Fremdheit des Ansatzes bringt uns Fontanes Weltanschauung oft näher als Interpretationen, die brav den Imperativen der Werkimmanenz folgen.

Was Kolks Darstellung betrifft, so wirken seinerseits die wiederholten Hinweise auf „kapitalistische Produktionsweisen“ wie soziologiebrave Platitüden, zumal an mehr als einer Stelle festgestellt wird, daß Arbeit, Produktion und Besitzverhältnisse in Fontanes Romanen geradezu „marginalisiert“ (124) werden, d. h., nur am Rande vorkommen. Daher ist es recht nützlich, daß parallel dazu Lefebvres Begriff „kumulativer“ Produktionsprozesse im Gegensatz zum unmittelbaren Nützlichkeitsprinzip als Alternativbegriff benutzt wird.

Der m. E. geglückteste Teil von Kolks Arbeit ist der vierte und letzte, worin die schon auf der ersten Seite erwähnte Intention, jenes Wissen zu beschreiben, „das die Romane für eine Geschichte der menschlichen Subjektivität bereithalten“ endlich eingelöst wird. Es wäre sogar ratsam, Teil 4 gleich nach der Einleitung zu lesen, da er die ganze Fragestellung in den passenden, geistesgeschichtlichen Rahmen setzt. Hier geht es um die lange und schmerzvolle Geburt der Psychoanalyse über Jahrzehnte hinweg und um die Rolle, die der Realismus des 19. Jahrhunderts dabei spielte. Wenn man erst nachvollzieht, daß die damalige Psychiatrie den Menschen immer nur als Symptomträger betrachtete, dessen persönliche Entwicklungsgeschichte den Mediziner nicht interessieren konnte, dann begreift man auch besser, für welche Bedürfnisse Fontane und seine Dichterkollegen „zuständig“ waren, ja es immer noch sein können. Auf diese Weise wird es möglich, Fontanes Spätwerk nicht nur literatur-, sondern geistesgeschichtlich zu bewerten:

„Die Analysen der Romane Fontanes berechtigen zu der Feststellung, daß das in ihnen auffindbare Wissen um die Beschaffenheit subjektiver Handlungs- und Wahrnehmungsprozesse Einwände gegen die entsprechenden Analysen der institutionalisierten Wissenschaft der Zeit enthält. [...]

Das psychoanalytische Konzept von der Vergleichbarkeit ‚normaler‘ und ‚pathologischer‘ psychischer Vorgänge sowie ihrer potentiellen gegenseitigen Durchdringung ist bei Fontane in den zahlreichen Hinweisen auf die gesellschaftliche Produktion individueller Defekte sowie deren Verbreitung und diskursive Festlegung präsent.“ (134, 137)

Somit wird ein Hauptgrund für die Fontane-Renaissance deutlich; es wird illustriert, wie der Dichter sprach- und erzähltechnisch seiner Zeit voraus sein und darum ihre Begrifflichkeiten durch seine Kunst überfordern kann.

Theodor Storms Welt in Bildern. Eine Bildbiographie. Hrsg. von Karl Ernst Laage. — Heide in Holstein: Westholsteinische Verlagsanstalt Boyens & Co. 1987. 190 S. (Schrift 37/1988 der Theodor-Storm-Gesellschaft)

Karl Ernst Laage: Theodor Storm. Studien zu seinem Leben und Werk mit einem Handschriftenkatalog. 2., erweiterte und verbesserte Auflage. — Berlin (West): Erich Schmidt Verlag 1988. 254 S.

(Rez.: Peter Goldammer, Weimar)

„Theodor Storm's World in Pictures“ war der Titel eines Buches, das der amerikanische Storm-Forscher E. O. Wooley vor fünfunddreißig Jahren vorgelegt hatte (Indiana University Press, Bloomington, 1954). Karl Ernst Laage nimmt „bewußt den Titel wieder auf“, denn er will „Wooleys Werk fortsetzen“, das, noch in Zusammenarbeit mit Gertrud Storm, der Tochter und Biographin des Dichters, begonnen, später von der Theodor-Storm-Gesellschaft in Husum gefördert worden war (S. 7). Eine Anzahl Bilder, die Wooley als erster veröffentlicht hatte, findet man auch hier wieder; im ganzen aber geht Laage durchaus eigene Wege; er präsentiert nicht nur bisher unbekanntes Bildmaterial, sondern wartet auch mit Funden auf, die selbst einen guten Kenner von Storms Leben und Werk zu überraschen vermögen.

Da findet sich, zum Beispiel, die Reproduktion eines Gedichts, das Storm ein halbes Jahr vor seinem Tode niedergeschrieben und mit dem er sich „gleichsam vom Dichten und vom Leben verabschiedet“ hat (S. 178). Die Verse lauten:

Der Pegasus, das stolze Pferd,
Ist wohl des besten Reiters werth;
Ich aber kann mit Flügelpferden
So recht nun nicht mehr fertig werden;
Ganz still nur geht's im Zuckeltrab
Den Berg hinab; wohin? — hinab! (Abb. 254)

Aus den noch im Familienbesitz befindlichen Teilen des Storm-Nachlasses konnte der Herausgeber das Blatt mit einem handschriftlichen Gedicht von Emanuel Geibel („Ich blick in die Welt und ich blick in mein Herz“) wiedergeben, das am unteren Rand eine (aus späterer Zeit stammende) Notiz von Storms Hand trägt: „Dies Gedicht schrieb Geibel in Lübeck in meinem Zimmer nieder, als ich dort Primaner war“ (Abb. 29). — Ebenfalls aus Familienbesitz stammt eine Zeichnung des sechzehnjährigen Hermann Schnee, des Sohnes von Storms Potsdamer Kollegen gleichen Namens, aus dem Jahre 1856 — also möglicherweise ein Abschiedsgeschenk, als Storm mit seiner Familie nach Heiligenstadt übersiedelte — mit dem eigenhändigen Vermerk des Dichters: „Heinrich v. Kleist's Grab u. Todesstätte unweit Potsdam. Für mich nach der Natur gezeichnet von Hermann Schnee in Potsdam, derzeit Gymnasiast, später Landschaftsmaler“ (Abb. 98). — Schließlich soll hier noch das früheste uns bekannte

Storm-Porträt aus dem Jahre 1852 erwähnt werden, dessen Original, eine Daguerreotypie, verschollen ist, von dem sich jedoch ein lange Zeit vergessener Lichtdruck in einem „Deutschen Dichterbuch“ aus dem Jahre 1864 erhalten hat (Abb. 77).

Wer je den Versuch gemacht hat, Leben, Werk und historisches Umfeld eines Schriftstellers oder einer anderen bedeutenden Persönlichkeit in einer Bilddokumentation darzustellen (oder auch nur eine Biographie mit historischen Bildern anzureichern), der weiß, daß es nicht immer möglich ist, Bildmaterial zu finden, das sich genau in den zeitlichen Rahmen, womöglich gar in die Chronologie einfügt. Auch Laage sah sich wiederholt diesem Dilemma gegenüber, und er hat dann, um auf ein Motiv nicht gänzlich verzichten zu müssen, sogar auf neuere und neueste Fotos zurückgegriffen, mitunter auch auf solche, die mir für eine Dokumentation zu glatt, zu „schön“ oder auch wegen unverkennbar moderner Ingredienzien störend erscheinen (z. B. Abb. 21, 135, 154 oder 155). Auch eine Buchillustration aus dem Jahre 1924 (Abb. 236) oder ein Standfoto zu einer Novellenverfilmung von 1975 (Abb. 240) fallen für meinen Geschmack aus dem Rahmen, den der Herausgeber selber abgesteckt hat.

Eingeleitet wird der Bildband mit mehreren autobiographischen Skizzen und Mitteilungen Storms, unter denen sich auch bisher unbekannte Notizen befinden, die der Dichter im November 1880 für eine Lexikon-Redaktion niedergeschrieben hat. Mit dem Abdruck der sieben (aus verschiedenen Zeiten stammenden) Storm-Texte (S. 10–28) sowie einer Zeittafel am Schluß des Buches hat Laage einen Weg gefunden, dem Leser ein Höchstmaß an biographischer Information anzubieten, ohne die einzelnen Bilder lang und breit kommentieren zu müssen; die Legenden brauchen nur noch knappe sachliche Explikationen zu enthalten: ein Verfahren, das mir recht glücklich und nachahmenswert erscheint.

Laages Bilddokumentation wendet sich an einen großen Kreis von Storm-Lesern, sein Studien-Band dagegen an Fachkollegen und an wissenschaftlich interessierte Kenner des Stormschen Oeuvres. Um so bemerkenswerter ist es, daß dieses 1985 erstmals vorgelegte Buch bereits drei Jahre darauf in einer zweiten Auflage erschienen ist, ergänzt um zwei Beiträge, so daß die Sammlung, außer dem Handschriftenkatalog, jetzt sechzehn Aufsätze enthält, gegliedert in die Gruppen „Zu den Novellen“, „Zu den Gedichten“, „Storm und andere Dichter“ und „Zur Biographie“. Neu aufgenommen wurde eine Arbeit über „Theodor Storms ‚Neues Gespensterbuch‘“, ein erst Anfang 1988 entdecktes (unvollständiges) Manuskript mit 60 (von ursprünglich 71) Spuk- oder Gespenstergeschichten unterschiedlicher Provenienz, die Storm in den vierziger Jahren zusammengestellt, aber nie veröffentlicht hat. Drei dieser Geschichten haben ihm dann als Quellen für seine Spukgeschichtensammlung „Am Kammin“ (1862) gedient; sie sind im Rahmen des Aufsatzes vollständig abgedruckt worden.

Die andere neu hinzugekommene Arbeit, die allerdings zuvor schon in den „Blättern der Thomas-Mann-Gesellschaft“ (1983/84) gedruckt worden war, befaßt sich mit „Theodor Storm und Iwan Turgenjew in Thomas Manns Novelle ‚Tonio Kröger‘“. Laage geht hier hauptsächlich der Frage nach, warum Thomas Mann den deutschen und den russischen Dichter zur Vatergestalt seines Titelhelden verschmolzen hat, und er beantwortet sie auf Grund seiner genauen Kenntnis des Lebens und des Werkes beider Autoren in einleuchtender Weise. – 1967 hatte Laage seine Studie über „Theodor Storm und Iwan Turgenjew“ veröffentlicht und darin u. a. auch den bis dahin einzigen bekannt gewordenen Brief Storms an Turgenjew (vom 30. Mai 1868) wieder abgedruckt. Jetzt konnte er einen zweiten Brief (vom 9. Dezember 1866) publik

machen, der als verschollen galt, weil er an seinem Aufbewahrungsort, der Bibliothèque Nationale in Paris, unter dem Absender **Horm** registriert war. Habent sua fata etiam epistulae! Das von Laage kommentierte und interpretierte ausführliche Schreiben gehört u. a. deshalb zu den wichtigeren Selbstzeugnissen Storms, weil aus ihm hervorgeht, daß er von der außerdeutschen zeitgenössischen Literatur mehr gekannt hat, als gewöhnlich angenommen wurde. Der Brief enthält ein (recht eigenwilliges) Urteil über Flauberts „Madame Bovary“ und empfiehlt dem Adressaten die Lektüre von Tilliers „Onkel Benjamin“.

Laages Aufsätze zu einzelnen Stormschen Gedichten und Novellen sind vor allem deshalb interessant und wichtig, weil bislang unbekannte oder nicht beachtete Quellen oder Textzeugen in die Untersuchung einbezogen werden. So teilt der Verfasser von dem Gedicht „Westermühlen“, das zuvor nur in der von Gertrud Storm veröffentlichten fragmentarischen Form bekannt war, eine handschriftliche (Entwurfs-) Fassung mit, die nicht nur doppelt so umfangreich ist wie das Fragment, sondern auch, im Vergleich zu diesem, mehrere variante Verse aufweist. Nun ist ein solcher Befund zunächst einmal nichts Außergewöhnliches, denn gerade von Gedichten, und keineswegs allein solchen von Storm, gibt es sehr häufig mehrere handschriftliche oder auch gedruckte Fassungen, die nicht selten beträchtlich voneinander abweichen und unterschiedliche Stufen der Textentwicklung repräsentieren. Im vorliegenden Fall aber stellt sich die Frage nach der Authentizität der fragmentarischen Version, d. h. der bisher allein bekannten, weil auch die neu entdeckte Stormsche Handschrift aus dem Besitz seiner Tochter stammt und weitere Textzeugen nicht überliefert sind – so daß Laage eine Mitautorschaft von Gertrud Storm in bezug auf das Fragment nicht ausschließt. Sofern keine weiteren Zeugen auftauchen, wird man sich wohl mit diesem „ungelösten Rätsel der Überlieferung“ abfinden müssen.

Weniger rätselhaft, gleichwohl kompliziert genug ist die Entstehungs- und Überlieferungsgeschichte des Gedichts „Geschwisterblut“, eines Gegenentwurfs zu Franz Kuglers Ballade „Stanislaw Oswiecim“. Darüber gibt es mehrere Arbeiten, u. a. eine von Joachim Krueger in Heft 26 (1977) der Fontane-Blätter, wo auch Kuglers Ballade zum erstenmal abgedruckt ist. Laages Untersuchung ergänzt Kruegers Aufsatz nicht zuletzt deshalb, weil hier eine zweite, allerdings nur geringfügig variante Abschrift der „Stanislaw-Oswiecim“-Ballade mitgeteilt wird, die Kugler eigens für Storm hatte anfertigen lassen.

Besonders wichtig ist der Aufsatz über den ursprünglichen Schluß der „Schimmelreiter“-Novelle, d. h. über eine eingreifende Änderung, die Storm – vier Monate vor seinem Tode – noch in der Fahnenkorrektur für den Vorabdruck in Rodenbergs „Deutscher Rundschau“ vorgenommen hat. Laages Fund ist eine erneute Bestätigung dafür, daß Storms Kunst des Andeutens, des Weglassens, auf die als erster Karl Emil Franzos aufmerksam gemacht und für die Albert Köster zahlreiche Belege beigebracht hat, auf unermüdlicher stilistischer Feinarbeit beruht. – Auf der Auswertung der handschriftlichen Überlieferung basiert auch Laages Arbeit „Zur Entstehung der Novelle „Eine Malerarbeit“, eines Stormschen Werkes, das er, durchaus zutreffend, als „ein Stiefkind der Forschung“ bezeichnet. Und in einem Aufsatz über „Pole Poppenspüler“ gelingt ihm der Nachweis, daß Storm dort für das „Faust“-Puppenspiel den Text von Karl Simrock aus dem Jahre 1846 zugrunde gelegt hat.

Von ganz besonderer Bedeutung für die künftige Forschung ist der 54 Seiten umfassende Katalog des handschriftlichen Nachlasses von Theodor Storm, in dem die Überlieferung jedes einzelnen Gedichts, jeder Novelle und jedes anderen Prosatextes

knapp, aber präzise referiert wird. Bereits in der ersten Auflage seiner „Studien“ konnte Laage allein für 22 novellistische Werke handschriftliche Zeugen nachweisen, die Köster für seine kritische Ausgabe von 1919/20 nicht zur Verfügung gestanden hatten, darunter nicht weniger als acht Reinschriften. In den wenigen Jahren, die zwischen der ersten und der zweiten Auflage von Laages Buch vergangen sind, wurden abermals neue Materialien zutage gefördert, darunter knapp 150 Seiten, welche die Textgenese der Novelle „Ein Doppelgänger“ in verschiedenen Stadien repräsentieren. Auch von dem Märchen „Bulemanns Haus“, so ist aus der neuen Auflage von Laages Buch zu erfahren, muß 1986 eine Handschrift aufgetaucht und durch den Autographenhandel der BRD versteigert worden sein. Sie sei „z. Zt. nicht nachweisbar“, bemerkt der Autor des Handschriftenkatalogs lakonisch dazu... – Von nahezu hundert Gedichten, meist aus Storms Jugendzeit, die erstmals 1987 in Band 1 der von Karl Ernst Laage und Dieter Lohmeier im Deutschen Klassiker Verlag (Frankfurt am Main) herausgegebenen Storm-Ausgabe veröffentlicht worden sind, enthält der Katalog die Nachweise über die handschriftlichen Quellen. Meisterwerke freilich findet man darunter nicht.

Um dem Benutzer des Handschriftenkatalogs das Auffinden der einzelnen Texte zu erleichtern, hat Laage jedesmal einen Vermerk angebracht; wenn das betr. Gedicht oder der Prosatext in Kösters Edition und/oder in der vom Rez. besorgten Storm-Ausgabe nicht enthalten ist. Dabei blieben allerdings die Kommentarteile unberücksichtigt, in denen sich manches findet, was Laage offenbar entgangen ist und daher von ihm als unveröffentlicht ausgewiesen wird. Das aber ist auch schon der einzige kritische Einwand – wenn's denn einer ist –, den man gegenüber dem Handschriftenkatalog, ja gegenüber dem gesamten Studienband von Karl Ernst Laage erheben kann. Wer sich künftig mit Storms Dichtungen wissenschaftlich befaßt, darf ihn nicht außer acht lassen.

Bernd Gajek / Wolfgang v. Ungern-Sternberg: Ludwig Fulda, Briefwechsel 1882 – 1939. Zeugnisse des literarischen Lebens in Deutschland. 2 Bde. – Frankfurt/M. u. a.: Lang 1988. 1094 S. (Regensburger Beiträge zur deutschen Sprach- und Literaturwissenschaft. Reihe A/Quellen; 4)

(Rez.: Joachim Biener, Leipzig)

Dem leider fast vergessenen deutschen Schriftsteller jüdischer Abkunft Ludwig Fulda gilt zu Recht diese hochverdientliche und fesselnde Publikation. Sie gliedert sich wie folgt:

Band 1 wird durch ein Geleitwort Golo Manns eröffnet; dieser hatte im Frühjahr 1933 an der Seite seiner Eltern Ludwig Fulda bei „traurigen Unterhaltungen“ in Lugano kennengelernt. Es folgt die literatur- und theatergeschichtlich aspektreiche Einführung der Herausgeber. Den Hauptinhalt des ersten Teiles bildet die Korrespondenz Fuldas aus der Zeit von 1882 bis 1939, darunter auch Briefwechsel mit Theodor Fontane. Es sind in der Mehrheit Briefe an Fulda. Von ca. 1300 Briefen an Fulda wurden aus dem Nachlaß, der sich beim Freien Deutschen Hochstift befindet, 386 von 87 Briefschreibern ausgewählt. Nur ein Drittel der veröffentlichten Briefe (124) an 22

Empfänger stammt von Fulda. Die von Fulda verfaßten und in seinem Tagebuch vermerkten Briefe waren zu einem großen Teil bisher nicht aufzufinden. Der vom deutschen Faschismus in wachsendem Maße existentiell bedrohte Autor hat übrigens in seinen letzten Lebensjahren aus Rücksicht auf Familienangehörige, Freunde und Kollegen Teile seiner Korrespondenz und andere Dokumente vernichtet.

Den Hauptinhalt von **Band 2** bilden 370 Seiten Amerkungen und Erläuterungen zu den 510 mitgeteilten Briefen. Erschütternd wirken die anschließend abgedruckten Selbstzeugnisse und Dokumente, besonders die Selbstdarstellungen der eigenen Assimilation, die Beteuerungen eigenen Deutschtums, auch zum Zwecke des Überlebens und schließlich der ergreifende Abschiedsbrief an seine „arische“ Frau Helene unmittelbar vor dem Freitod am 30. 3. 1939. Daran schließt sich ein interessanter Editionsbericht an.

Ludwig Fulda wurde am 15. 7. 1862 als Sohn eines Kaufmannes in Frankfurt/M. geboren. Einer der Großväter war 1868/69 der erste jüdische Stadtrat in der Mainmetropole. Ludwig Fulda studierte Philosophie, Philologie und Kunstgeschichte. Seine Lehrer waren Kuno Fischer, Otto Behaghel, Wilhelm Scherer und Hermann Grimm. Er promovierte über Christian Weise, entschied sich aber doch für die Laufbahn des Schriftstellers. Seit Mitte der 80er Jahre bis 1933 war er einer der am meisten gespielten deutschsprachigen Unterhaltungsdramatiker. Die Herausgeber heben besonders die in den 90er Jahren entstandenen und aufgeführten Stücke „Der Talisman“ und „Die Sklavin“ hervor, jenes wegen seines antiwilhelminischen Charakters, dieses als dramatischer Beitrag zur Frauenfrage. Unumstrittener Bedeutung hat Fulda als Übersetzer Molières und Edmond Rostands. Auch Shakespeares Sonette hat er ins Deutsche übertragen. Alfred Kerr, der den Stücken Fuldas kritisch gegenüberstand, schätzte ihn als Übersetzer Molières. Er „gibt vorzüglich treue Übertragungen. Er stillt Molières gerechten Anspruch, nicht von einer gleich großen Individualität verschlungen zu werden“. Fulda wies dem Übersetzer, der vor allem nach „Äquivalenten“ zu suchen habe, eine Mittelstellung zu zwischen produktiven und reproduktiven Künsten².

Einen wesentlichen Teil seiner Lebensleistung bildet die intensive, oft führende Mitarbeit in kulturpolitischen Organisationen, wie in der Freien Bühne oder in Schriftstellerverbänden, z. B. in dem Verband deutscher Bühnenschriftsteller. Höhepunkte von Fuldas berufs- und kulturpolitischem Engagement waren die Tätigkeit als Gründer und Präsident des deutschen PEN-Zentrums in den Jahren 1922 bis 1927 und die Wirksamkeit als Gründungsmitglied der Sektion für Dichtkunst in der Preußischen Akademie der Künste. Sein außerliterarischer Kampf galt hauptsächlich der Verbesserung der ökonomischen Situation der Autoren und der Sicherung der Freiheit der literarischen Arbeit. So war er auch 1921/22 im „Reigen“-Prozeß Sachverständiger zugunsten Arthur Schnitzlers aufgetreten. Gerhart Hauptmann notierte im Rückblick auf Fuldas Leben: „Er war ein kluger, begabter Mensch, Dichter und Übersetzer, der im deutschen literarischen Leben ideell und praktisch einen guten Einfluß ausübte“³. Angesichts seiner Verdienste um deutsche Literatur und Kultur traf Fulda der Ausschluß aus der Preußischen Akademie der Künste wegen seiner jüdischen Herkunft am 5. 5. 1933 besonders tief. Walter von Molo hat die Situation des plötzlich Ausgestoßenen, vom deutschen Kulturleben radikal Abgeschnittenen, in seinen Lebenserinnerungen einprägsam beschrieben: „Das Erschütterndste erlebte ich wohl bei Ludwig Fulda. Gleich nach seinem Ausschluß rief mich der alte Mann zu sich. Auf einem langen Tisch hatte er die Zeichen sämtlicher Ehrungen ausgebreitet, die ihm in seinem Leben zuteil geworden waren — und gegenüber auf einem anderen langen

Tisch lagen die Blätter mit den Beschimpfungen und Verleumdungen, die jetzt über ihn in die Welt gesetzt wurden. Zwischen beiden Tischen hin und her gehend, fragte er fortwährend: ‚Was ist davon richtig?‘ Ich versuchte, ihn zu beruhigen... Aber der Dreiundsiebzigjährige hörte nicht zu, sondern sagte immer wieder: ‚Nur eines kann richtig sein! Was ist davon richtig?‘ Dabei sah der sonst so heitere Mann entsetzlich aus...“⁴ Fuldas Sohn Karl konnte nach Amerika emigrieren und sich als Jurist an amerikanischen Hochschulen behaupten. Als er dem Vater Ende November 1938, nach der Pogromnacht, das Affidavit für die Einreise nach Amerika schickte, war es bereits zu spät. Ludwig Fulda war der Paß schon abgenommen worden. Um nicht deportiert zu werden und um das Leben seiner Frau zu erleichtern, beging er Selbstmord. Tragödie der Assimilation wie z. B. auch bei Max und Helene Herrmann!

Welche Probleme wirft die Einführung auf? Bewußt gemacht werden die Unsicherheiten der bürgerlichen deutschen Literaturwissenschaft bei Bewertung des Lustspiels und des Gebrauchsstückes. Die Herausgeber sind der sicherlich richtigen Meinung, daß ein Autor wie Ludwig Fulda in Frankreich „höher und dauerhafter geschätzt“ (S. XIV) wird. Sie verweisen am Beispiel der Korrespondenz zwischen Fulda und Heyse auf die Rolle und Bedeutung der privaten brieflichen Literaturkritik unter Kollegen in der Zeit vor 1914.

Unbeantwortet bleibt jedoch die Frage nach Fuldas Verhältnis zur Moderne. Einerseits steht er dem Naturalismus, Ibsen und Gerhart Hauptmann und später Arthur Schnitzler nahe, zum anderen fühlt er sich Paul Heyse und Hermann Sudermann eng verbunden. Zur Klärung dieses Problems hätte m. E. Fuldas Essays „Aus der Werkstatt“ (1904) stärker herangezogen werden können. In seiner Studie „Über den Wert der Beobachtung in der Poesie“ aus dem Jahre 1884 verinnerlicht er die Begriffe des Erlebnisses und der Beobachtung. Hauptgegenstand dichterischer Beobachtung sind für ihn Seelenleben und Leidenschaften, also nicht das Soziale. Am Beginn des Aufsatzes über „Moral und Kunst“ wendet er sich gegen moderne synthetisierende, gattungs- und genreüberschreitende Tendenzen: „Will man ein Gemälde loben, so nennt man es poetisch; will man die Wirkungen eines Dramas preisen, so findet man sie malerisch; man redet unschuldigen Gemüts von der Plastik des Rhythmus und vom Rhythmus der Plastik...“⁵ Mit parodistischer Zusitzung erweist sich Fulda hier als strenger Aristoteliker. So war er offenbar auch ein mehr allgemeinmenschlicher denn ein sozialer Mitverfechter der Freien Bühne.

Fontane gehörte nicht zu den wesentlichsten Briefpartnern Fuldas, was auch an der nur kurzen Überschneidung der Lebenszeiten liegt. Der bei weitem wichtigste private Korrespondenzpartner Fuldas ist Paul Heyse, der auch im Herbst 1889 die Bekanntschaft mit Fontane vermittelt. Weitere wesentliche Briefpartner waren Georg Brandes, Hermann Sudermann, Bertha von Suttner, Arthur Schnitzler, Oskar Loerke, die Philosophen Georg Simmel und Hans Vaihinger. Es finden sich auch Schreiben verschiedener Politiker, so von Friedrich Ebert, Gustav Stresemann und ein Geburtstagsgruß des Reichspräsidenten von Hindenburg.

In den 20er Jahren nimmt die Korrespondenz in wachsendem Maße offiziellen, öffentlichen Charakter an. Als Vizepräsident der Sektion für Dichtkunst der Preussischen Akademie der Künste erhielt er „Bettelbriefe“ notleidender Schriftsteller, z. B. von Max Halbe. Elisabeth Förster-Nietzsche bat ihn z. B. im Interesse des Nietzsche-Archivs um Unterstützung für eine Verlängerung der 30jährigen, Autorenschutzfrist. Nachdem der 70. Geburtstag des Schriftstellers noch einmal ein Anschwellen der Briefe an ihn gebracht hatte, bricht nach dem 30. 1. 1933 teils aus Isolierung des von den Nazis Verfolgten, teils infolge von Selbstvernichtung von Materialien durch

den Autor, die Edition fast ab. Die Jahre 1933 bis 1937 sind nur durch sieben Briefe vertreten.

Die Edition enthält 6 Briefe Fontanes an Fulda, einen Brief Fuldas (vom 12. 4. 1896) an Fontane. Dieser stammt aus dem Fontane-Archiv der Deutschen Staatsbibliothek in Potsdam und wurde erstmals veröffentlicht. Die Briefe Fontanes fanden sich im Nachlaß Fuldas und sind bis auf den vom 8. 11. 1889, den ersten Brief Fontanes an Fulda, bereits in Bd. 4 der Hanser-Brief-Ausgabe enthalten (S. 273, S. 550 f., 555, 556, 699).

Die Korrespondenz zwischen dem alten Fontane und dem jungen Fulda fällt in die Jahre 1889 bis 1898. Im ersten Brief dankt Fontane Fulda für freundliche Erinnerung – man war sich vorher bereits persönlich begegnet – und für Übersendung seines Aufsatzes über die Freie Bühne. Der letzte Brief Fontanes an Fulda stammt aus dem letzten Lebensjahr des Dichters und ist inhaltlich belangvoller. Fontane sieht sich gesundheitlich und geistig außerstande, zum 70. Geburtstage Ibsens eine neuerliche Stellungnahme „für unseren Großmeister“ abzufassen. Zugleich distanziert er sich von Talenten wie Paul Heyse, die „bei solcher Gelegenheit immer etwas Hübsches, Neues, Espritvolles in gefälligster Form sagen . . . können“. Von dieser Gabe habe er „keine Spur“. Auch Fulda selbst wird ziemlich direkt diesen Begabungen zugerechnet: „ . . . der Nächste zu diesem (Paul Heyse, Bie.) sind Sie“. (Gajek/Sternberg: Ludwig Fulda . . ., Bd. I, S. 199) Damit sind Grenzen von Fuldas Mittlerrolle angedeutet.

Die Herausgeber verweisen in Zusammenhang mit diesem Brief auf den von Hans-Heinrich Reuter veröffentlichten Briefwechsel zwischen Fontane und Julius Rodenberg und die dort von Emilie Fontane mitgeteilte Information, daß sich Fontane in seinen letzten Lebensjahren „innerlich ganz von Ibsen abgewandt habe“⁶, was objektiv enttäuschend ist, sich aber schon früher ankündigte.

Am 6. 8. 1893 gratuliert Fontane Ludwig Fulda zur Verlobung mit Ida Theumann.

Der regste Briefwechsel zwischen Fulda und Fontane entfaltet sich 1896 aus Anlaß des Todes von Otto Roquette. Fontane kannte Roquette aus dem „Ellora“-Klub und hatte 1853, 1862 und 1878 freundlich über ihn geschrieben. Er hatte das naive lyrische Talent gelobt, gleichzeitig aber die Neigung zum Idyllischen und Genrehaften betont. Der Zusammenhang zwischen Resonanz und Entpolitisierung im Nachmärz war ihm nicht entgangen.

Ludwig Fulda war durch Roquette gewissermaßen in die Literatur eingeführt worden, vor allem durch die Vermittlung an Paul Heyse.

Die vier Briefe zwischen Fulda und Fontane im April 1896 sind ausschließlich vom Tode Otto Roquettes bestimmt. Fontane bedankt sich zunächst für die Zusendung von Fuldas Nachruf auf Roquette in der „Vossischen Zeitung“. Fulda freut sich über die Zustimmung, die er damit bei Fontane findet. Fontane kann sich aber seinerseits, wie aus einem Brief an Paul Schlenther vom März 1896 hervorgeht, zu keiner weiteren öffentlichen Äußerung über den zwar formgewandten, inhaltlich aber konventionellen Poeten Roquette entschließen. Aber auch Fulda beschränkt sich in der Einleitung zu den von ihm aus dem Nachlaß unter dem Titel „Von Tag zu Tage“ herausgegebenen Dichtungen Roquettes⁷ auf das Lob des Menschen Roquette, des Ermutigers junger Talente. Das Vorwort handelt vom Schicksal des Epigonen, auch von der Tragik von Poesie und Geist in der sich immer mehr verdinglichenden bürgerlichen Gesellschaft (so hatte Roquette als Literaturprofessor in Darmstadt nicht einmal die Mittel für eine sommerliche Reise). Im Eintreten für den verstorbenen Schriftsteller, besonders im Bemühen um die materielle Sicherung der Lage seiner Schwester, die ihn betreut hatte, deutet sich Fuldass späteres entschiedenes Engagement für die ökonomischen Belange der Autoren an. Die Korrespondenz zwischen Fulda und Fon-

tane hat insgesamt relativ konventionellen Charakter. Fuldas Briefwechsel mit dem Philosophen Hans Vaihinger zum Beispiel ist durch die Erörterung der Bedeutung der Philosophie des „Als ob“ für die Literatur oder der Nachwirkung von Nietzsches Kategorie des Dionysischen im expressionistischen Worttausch interessanter. Der Wert der Edition liegt in der späten verdienten Würdigung Ludwig Fuldas. Sie fällt überzeugend aus, weil sie sich nicht auf innerliterarische Literaturgeschichtsschreibung beschränkt, sondern den Blick freigibt auf die aufopferungsvolle und einflußreiche kulturpolitische Aktivität Fuldas für materielle Sicherheit der Autoren und gegen kunstfeindliche Bestrebungen in einem weiten Sinne. Die Publikation wird damit zur Dokumentation von Literaturverhältnissen in Deutschland.

Anmerkungen

- 1 Alfred Kerr: Die Welt im Drama, S. Fischer Berlin 1917, Bd. IV, S. 13.
- 2 Ludwig Fulda: Aus der Werkstatt. Studien und Anregungen, Stuttgart und Berlin 1904, S. 157 ff.
- 3 Gajek/Sternberg: Ludwig Fulda . . . , Bd. II, S. 667.
- 4 ebd. Bd. I, S. XXXVI.
- 5 Ludwig Fulda: Aus der Werkstatt . . . S. 37 f.
- 6 Theodor Fontane: Briefe an Julius Rodenberg, Berlin und Weimar 1969, S. 286.
- 7 Otto Roquette: Von Tag zu Tage. Stuttgart 1896.

Theodor Fontane: Die schönsten Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Herausgegeben, mit Anmerkungen und einem Nachwort von Günter de Bruyn in der Reihe „Märkischer Dichtergarten“. — Berlin: Buchverlag Der Morgen 1988. 382 S.

(Rez.: Albert Burkhardt, Berlin)

Für den 23. November 1988 hat der Fontanekreis Zeuthen unter seinem rührigen Leiter, Dr. Joachim Kleine, zu einer Abendveranstaltung eingeladen: „Günter de Bruyn stellt seine Ausgabe der Fontane-Wanderungen vor“. Über hundert Besucher erschienen in Hankels Ablage, einer mit dem Dichter auf besondere Weise verbundenen Stätte, heute Ortsteil von Zeuthen, Kreis Königs Wusterhausen. Dort bildet ein Saal des Akademie-Instituts für Hochenergiephysik mit ständiger Fontane-Ausstellung in drei Wandvittrinen den würdigen Rahmen für solche Anlässe. Gern nehmen die Gäste die Gelegenheit wahr, das ganz neue, noch nicht in den Buchhandel, wohl aber schon hierher gelangte Buch zu erwerben. Dann beginnt Günter de Bruyn mit einer Reverenz an Theodor Fontane, indem er diesen Band als einen Höhepunkt seiner Herausgebereigentätigkeit für den „Märkischen Dichtergarten“ bezeichnet. Das will etwas heißen, hat er doch zu der Reihe bereits Ausgaben der Werke von E. T. A. Hoffmann, Ludwig Tieck, Rahel Levin, Friedrich Nicolai, Friedrich de la Motte Fouqué sowie von Schmidt von Werneuchen beigesteuert, dessen Leben und Werk in den „Wanderungen“ Fontanes so warmherzig dargestellt sind, daß der Herausgeber nicht zögerte, das gesamte Kapitel „Werneuchen“ aus Fontanes Feder zu übernehmen und es seiner eigenen Würdigung „Der Sandpoet“ voranzustellen.

Nun liest Günter de Bruyn aus dem Nachwort „Zum Beispiel Kossenblatt“. Am Anfang steht ein Brief Fontanes an seine Frau vom 3. Mai 1862 aus Steinhöfel bei Fürstenwalde, in dem es heißt: „Kossenblatt, wiewohl eher schaurig als schön, war doch ganz famos und gibt ein vortreffliches Kapitel.“

Was hier folgt, ist eine ebenfalls „famos“ und „vortrefflich“ zu nennende Mischung von Reportage und Essay. Nach gründlichen Recherchen und mit bewundernswerter Einfühlung schildert Günter de Bruyn Fontanes Besuch in Kossenblatt an jenem 2. Mai 1862: die zehn Kilometer lange Anfahrt von Beeskow in der Mietkutsche, das Gespräch mit Pastor Stappenbeck in der Pfarrhauslaube, den Gang mit dem Pastor über den Kirchhof in die Kirche, die Besichtigung von Herrenhaus und Barfusschloß mit dem Amtmann (eigentlich Gutsherrn) Buchholtz, die Rückfahrt unterm abendlichen Sternenhimmel. Geschickt werden die einzelnen Episoden jeweils zum kritisch-analytischen Blick auf den Gesamtkomplex der „Wanderungen“ ausgeweitet. Am Ende bekennt Fontane: Große Reisen sind anstrengend, kostspielig, demütigend; in Teupitz und Wusterhausen, in Priegnitz und Havelland ist er immer glücklich gewesen; von solchen Spritzfahrten in die nähere Umgebung Berlins hatte er viel mehr Anregung, Vergnügen und Gesundheit. (Brief vom 4. Mai 1894 an seinen Sohn Theodor)

Im anschließenden Gespräch beantwortet Günter de Bruyn geduldig etwa ein Dutzend Fragen. Gleich die erste bezieht sich darauf, was man unter den „schönsten“ Wanderungen verstehen soll. Er hat also die literarisch besten Texte ausgewählt und zugleich diejenigen, die für jemanden, der nicht mit der Mark vertraut ist, heute noch am lesenswertesten sind. Außerdem sollte für den „Märkischen Dichtergarten“ eine möglichst eigenständige Fontane-Ausgabe geschaffen werden. Daher wurden die Textfassungen verwendet, die Fontane zuerst in Zeitungen und Zeitschriften veröffentlicht hatte. Beispielsweise ist der Bericht über die Spreewaldfahrt in der „Preussischen Zeitung“ von 1859 fast viermal so lang wie der Buchtext von 1882, und vor allem ist er frischer und lebendiger. Da später auch sonst manches hübsche Detail wegfiel, erwiesen sich die Erstdrucke in den oft nur noch schwer beschaffbaren Vorlagen geradezu als Fundgrube.

Wie war es möglich, Fontane in Kossenblatt so genau nachzuempfinden? Günter de Bruyn bemerkt dazu, er habe sich selbst als Heimatforscher betätigt. Das schönste Kapitel überhaupt ist nach seiner Meinung der Text über die Fahrt zum Scharmützelsee. Aber auch der über Kossenblatt ist gut gelungen. Da er selbst dort in der Nähe zu Hause ist, wählte er dieses Dorf, und es machte ihm Freude, hier und an den anderen Orten den Dingen genauer nachzugehen ...

Welche Wanderungskapitel hat der Herausgeber nun als die „schönsten“ ausgewählt? Mit fünf der insgesamt elf Kapitel wurde der Band „Spreeland“ deutlich bevorzugt (Malchow, Spreewald, Königs Wusterhausen, An Bord der „Sphinx“, Osterfahrt ins Land Beeskow-Storkow). Je zwei Kapitel stammen aus „Oderland“ (Blumenthal, Kossenblatt) und „Havelland“ (Havelschwäne, Uetz), eins aus „Fünf Schlösser“ (Kleists Grab). Hinzugefügt wurden der Aufsatz „Die Märker und die Berliner und wie sich das Berlinertum entwickelte“, der 1889 in der Zeitschrift „Deutsches Wochenblatt“ und erst 1907 in dem von Josef Ettlinger herausgegebenen Band „Aus dem Nachlaß von Theodor Fontane“ veröffentlicht wurde sowie die Vorworte von 1861 und 1864 und das Schlußwort von 1881. Ferner enthält das Buch Anmerkungen (über 80 Seiten), eine Bibliographie, eine Aufstellung der Lebensdaten Fontanes, ein Personen- und Ortsregister und als Erstveröffentlichung auf 15 Seiten Faksimiles der Aufzeichnungen Fontanes über Schloß Kossenblatt im „Wanderungs“-Notizbuch A 13, das sich im Fontane-Archiv der Deutschen Staatsbibliothek befindet.

Bei den zahlreichen Anmerkungen, die umfangmäßig fast ein Viertel des Buches ausmachen, handelt es sich u. a. um sachliche Ergänzungen und Erklärungen, um Beschreibungen des heutigen Zustands von Gebäuden usw., um Hinweise auf Fontanes Romane, Gedichte und Briefe. Sie sind das Ergebnis vielfältiger Bemühungen und helfen dem Leser, die vor 100 bis 130 Jahren niedergeschriebenen Texte Fontanes genauer zu verstehen. Häufig konnte Günter de Bruyn kommentierte Ausgaben der „Wanderungen“ heranziehen, insbesondere die des Aufbau-Verlages. Verständlicherweise sind bei den zahlreichen Details auch einige Irrtümer unterlaufen, die übernommen wurden: Der Schweizer Mathematiker und Astronom schrieb sich, anders als bei Fontane, Bernoulli (S. 38, 285, 368). Das Café Lubow existiert zwar nicht mehr, aber das stattliche Gebäude noch als Wohnhaus in Berlin-Grünau, Bohnsdorfer Str. 1 (S. 319). Das Mausoleum des Herrn von Bonseri in Saarow steht noch als Ruine (S. 329).

Bei vielen Anmerkungen bietet Günter de Bruyn jedoch wesentlich mehr als die anderen Ausgaben. Diese neuen Beiträge zur Erforschung der Zusammenhänge von Fontanes „Wanderungen“ seien dankbar anerkannt. Nur einige Beispiele: Unter „Binnenwalde“ erfahren wir Näheres über das Schicksal der schönen Försterstochter Sabine und ihr angebliches Verhältnis zum Kronprinzen Friedrich. – Die längere, von Heinz-Dieter Krausch festgehaltene Grabinschrift von Johann Heinrich August Noack für seine 1832 verstorbene Frau Meta und seinen Sohn Johannes in einer Gruft des Friedhofes von Dagow bei Neuglobsow gibt Aufschluß über „Metas Ruh“. – Interessante Einzelheiten ermittelte der Herausgeber in Berlin-Malchow, etwa den Namen des Lehrers (Adolf Merckel), der dort dreißig Jahre getreulich seines Amtes waltete, Fontane bei dessen Besuch aber schroff abwies. – Im Hinblick auf das Geweih des legendären 66-Ender-Hirsches von Neubrück bei Fürstenwalde, das sich früher im Jagdschloß Königs Wusterhausen befand und im Schloß Moritzburg wohlbehalten die Zeiten überdauert hat, wird ein dreifacher Irrtum Fontanes berichtigt: 1. Nicht das Geweih wog 532 Pfund, sondern der Hirsch. 2. Das Tier wurde nicht 1636 erlegt, sondern 1696, also zur Regierungszeit von Kurfürst Friedrich III. (von diesem selbst). 3. Auf dem Denkmal von Neubrück ist nicht der liegende Hirsch, sondern auf einer Reliefplatte nur der Hirschkopf mit dem Geweih dargestellt. Damals entdeckte der Heidereiter Andreas Siebenbürger aus Jakobsdorf den großen Hirsch, benachrichtigte pflichtgemäß den Kurfürsten, trieb ihm das Tier vor die Flinte und erhielt dafür als „Spezial-Gnade“ einen Bauernhof in Biegen zu eigen. Fachleute bezeichnen das seltene Geweih heute allerdings als das eines Dreißigenders und die Zahl von 66 Enden als zeitgenössische Übertreibung.

Günter de Bruyn vergleicht den Bericht über eine Schwanenfütterung in Potsdam von Louis Schneider, Fontanes Freund im „Tunnel über der Spree“, mit seiner Schilderung und stellte eine weitgehende Übereinstimmung bis hin zu übernommenen Metaphern fest. Wahrscheinlich unterschied Fontane bei der Ausarbeitung kaum noch zwischen eigenem Text und eingefügten Zitaten und kennzeichnete diese dann auch nicht. Andererseits zitierte er mit Anführungszeichen, jedoch nicht originalgetreu, sondern zusammenfassend und verbessernd („Malchow“). – In Uetz gibt es keinen Wublitzsee und daher auch keine Fährstelle mehr, weil der See durch den Autobahnbau (1936) verlandete und das Gelände heute von Kleingärten eingenommen wird. – Auf der Grabstätte Heinrich von Kleists am Kleinen Wannsee, heute Berlin (West), wurden im Laufe der Zeit wahrscheinlich vier Grabsteine aufgestellt, und es kam zu Unklarheiten über Kleists Lebensdaten (18. 10. 1777 – 21. 11. 1811), da sie zuweilen auf den Steinen falsch angegeben oder von Besuchern (auch Fontane) falsch wiedergegeben wurden.

In Fontanes Aufsatz über „Die Märker und die Berliner ...“ heißt es, Berlin sei früher eine märkische Stadt gewesen, doch nun erobere das Berlinertum die Mark und werde die Märker früher oder später zu Berlinern machen. Dazu merkt Günter de Bruyn mit Recht an, diese Entwicklung habe sich im 20. Jahrhundert fortgesetzt, fügt jedoch hinzu: „... was unter anderem auch daran zu erkennen ist, daß die märkischen Dialekte so gut wie ausgestorben sind: die Märker berlinern heute.“ (S. 351) Diese Verallgemeinerung ist nicht zutreffend. Gewiß sind die Dialekte zurückgegangen, aber in den von Berlin etwas weiter entfernten Gebieten wie Oderbruch, Uckermark, Prignitz, Fläming durchaus noch lebendig.

Günter de Bruyn weist auf einen anderen, bisher wenig beachteten Aspekt der „Wanderungen“ hin: die Einbeziehung fiktiver Elemente. Schon in Heft 44 (1987) der „Fontane-Blätter“, S. 603, erwähnte er die kunstvolle Gestaltung der „Osterfahrt in das Land Beeskow-Storkow“, denn seine Nachforschungen hatten ergeben, daß es sich nicht um eine den tatsächlichen Begebenheiten genau entsprechende Reportage handelt, sondern daß Fontane manches erfunden und manches weggelassen, Wahrheit und Dichtung also um der Wirkung willen gemischt hat. Der Herausgeber hält zum Beispiel den Emeritus (Pfarrer im Ruhestand) in Pieskow „mit aller gebotenen Vorsicht“ für eine erfundene Person, da „sich ein Geistlicher mit dieser abenteuerlichen Biographie nicht nachweisen läßt“. (S. 331) Was die hübsche Geschichte „Der Fischer von Kahniswall“ betrifft, die Fontane auf der Segelfahrt von Köpenick nach Teupitz erzählt, kann sich nach Günter de Bruyn anderswo etwas Ähnliches ereignet haben, doch findet sich in Kirchenbüchern, Urkunden, Akten usw. hierfür kein Nachweis eines Fischers namens Ka(h)nis auf der angeblich nach ihm benannten Insel, die Fontane zudem im östlichen Teil des Seddinsees lokalisiert, zwischen Müggelheim und Gosen, während die Siedlung Kaniswall (heute aus Wochenendhäusern bestehend) reichlich einen Kilometer vom Seddinsee entfernt auf einer kleinen Anhöhe inmitten der weiten Spreewiesen zwischen Erkner und Neu Zittau liegt.

Hinzugefügt sei, daß Fontane wohl auch die Namen der Besatzungsmitglieder der „Sphinx“ erfunden hat. Diese Personen gehörten dem 1867 gegründeten Berliner Seglerklub an, dessen Geschichte bereits genauer erforscht wurde. Ein Kapitän Backhusen ist in diesem Zusammenhang bisher nicht bekannt geworden, ebensowenig der hier als „Supercargo“ fungierende Herr Nettermann. Dieser war vermutlich ganz einfach ein „netter Mann“, weshalb sein Name so liebenswürdig verschlüsselt wurde.

Abschließend wird nachdrücklich begrüßt, daß Fontane mit dieser wohl gelungenen und ausführlich kommentierten Auswahl nunmehr seinen verdienten Platz im „Märkischen Dichtergarten“ einnimmt, wobei dem Herausgeber Günter de Bruyn für die Wiedergabe der Erstdrucke von „Wanderungs“-Kapiteln mit der ihnen innewohnenden Frische und Spontanität sehr zu danken ist.

Schließlich noch ein Wort zur Gestaltung der handlichen Ganzleinenbände der Reihe. Papier und Druck sind bemerkenswert gut. Einband, Vor- und Nachsatz und Schutzumschlag farblich stets sorgfältig aufeinander abgestimmt, historisierende Schmuckelemente werden dezent und doch wirkungsvoll eingesetzt. Diese gleichbleibende Qualität verdient Anerkennung, und Anerkennung verdient nicht zuletzt, daß die Bücher mit ihrer bibliophile Ansprüche erfüllenden Ausstattung für breite Leserkreise erschwinglich sind.

Gerhard Friedrich: Fontanes preußische Welt. Armee—Dynastie—Staat. —
Herford: Verlag E. S. Mittler & Sohn 1988. 487 S.

(Rez.: Helmut Richter, Leipzig)

Die Stellung des vorliegenden Buches in der Forschung und das besondere Interesse, das es erwecken muß, gründen sich auf die zunehmende Aufmerksamkeit, die nach den „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ auch die Kriegsbücher Fontanes in den letzten Jahren gefunden haben – also jene etwa anderthalb Jahrzehnte seines Schaffens, die Peter Wruck 1986 als die Zeit bestimmt hatte, in der sich Fontane programmatisch als „vaterländischer Schriftsteller“ verstand und auch objektiv als „überzeugter Konservativer“ und als einer der „literarischen Paladine“¹ des alten Preußens anzusehen sei. Daß dieser Sachverhalt eine weitere Dimension besitzt, hatte Wruck, seit langem mit der Stellung Fontanes zu Geschichte und Gegenwart Preußens beschäftigt, schon 1983 deutlich gemacht, als er die Preußenlieder der vierziger Jahre als Beginn der „Poetisierung des Preußischen“ wertete, „mit der er sich in bedeutungsvollen Intervallen . . . und unter mehrfach gewechselten Vorzeichen sein Leben tag befassen und auseinandersetzen sollte“². Gemessen an der jahrzehntelangen Vernachlässigung dieser Schaffensphase wie Schaffenselemente Fontanes, die Wruck als „Nebenwirkung der Hinwendung zu dem Vormärzsdichter Fontane, dem Preußen- und Sozialkritiker, dem Politiker und Journalisten auch“, begründete und mit Recht als „forschungsgeschichtliches Paradoxon“ und Hindernis für das bessere Verständnis der „Metamorphose“ beklagte, „die den alten, den Erzähler Fontane, auf den es am Ende ankommt, mit seiner Vergangenheit verbindet und von ihr trennt“³, blieb diese wachsende Aufmerksamkeit dennoch punktuell.

Gerhard Friedrich hat es nun erstmals seit Kenneth Attwoods Buch „Fontane und das Preußentum“ (1970) unternommen, die Stellung Fontanes zu Preußen in einer umfangreichen Arbeit zu untersuchen, die sich, wie er berichtet, aus einer von Walter Müller-Seidel angeregten Studie zu den Kriegsbüchern entwickelt hat. Daraus erklärt sich wohl auch das problematische Verfahren, Preußen fast völlig auf die Begriffsinhalte Armee, Dynastie und Staat (bei Dominanz des Militärischen) zu reduzieren. „Daraus“, so kommentiert F. den Untertitel, „möge nicht auf eine systematische Dreiteilung geschlossen werden. Wer in Preußen von der Armee sprach, sprach immer auch von der Dynastie und dem Staat – und umgekehrt. Preußen hat sich als Militärstaat verstanden, und seine Könige zeigten sich am liebsten in Uniform. Dies eben ist die ‚preußische Welt‘, in der der Dichter lebte.“ (7) Ansatz seiner Arbeit – in der Konsequenz von Wrucks Überzeugungen liegend – war die bei den genannten Studien sich herausbildende Position, daß die Forschung vor allem der letzten Zeit es generell versäumt habe, „den konservativen Zügen Fontanes nachzugehen“, wofür er den „Zeitgeist“ (9) verantwortlich macht, für den ein solches Thema „fast tabu“ (7) war.⁴ „Zwar finden sich“, schreibt er in der Einleitung, „in allen wichtigen Veröffentlichungen Hinweise auf den Konservatismus Fontanes und darauf, daß er von Jugend auf einen Sinn für die militärische Seite des preußischen Lebens hatte, aber diese Hinweise sind doch fast verschämt und immer beiläufig, als handle es sich dabei um eine (mehr durch die Umstände erzwungene) Jugendsünde Fontanes, der er auch – merkwürdigerweise – in seinen Mannesjahren noch gelegentlich gefrönt habe.“ (9)

Bei aller berechtigten Kritik am Forschungsgegenstand: hätte sich der Verf. dazu entschließen können – und dies wäre bei einem so anspruchsvoll und breit angelegten, umfangreichen Buch doch zu erwarten gewesen –, seine Darstellung auf einen zu-

mindest gedrängten Forschungsbericht zu gründen, so wäre rasch deutlich geworden, wie wenig solche Sicht dem tatsächlichen Stellenwert, der dem in Rede stehenden Phänomen, wenngleich noch nicht in Einzeluntersuchungen, so doch prinzipiell in der Forschung eingeräumt wird, gerecht werden kann. In seltsamem Gegensatz zu der zitierten Behauptung heißt es denn auch wenige Seiten später, „die unübersehbar gewordene Literatur“ mache dem Verf. „fast unmöglich“, bei seiner Arbeit „alle für sein Thema wesentlichen Arbeiten zu berücksichtigen“ (12). Außer den bereits genannten Peter Wruck und Kenneth Attwood sei vor allem auf die Untersuchung von Charlotte Jolles „Fontane und die Politik“ verwiesen, die zum Thema Preußentum und Demokratismus gedrängte, aber wegweisende Bemerkungen macht. Leider sind F. nicht einmal die dezidierten Positionen dieser Autoren eine zusammenfassende Darstellung und Wertung wert: erst dies hätte es ihm ermöglicht, seine Aufgabenstellung wie die gewonnenen Ergebnisse dort anzuknüpfen, wo die Forschung tatsächlich steht. Statt dessen übt er sich immer wieder im pauschalen polemischen Rundumschlag gegen die „gängige“ Fontane-Forschung, die – das nur als ein Beispiel – von der Konzeption bestimmt werde, Fontane sei „vom Jahre 1848 an entschlossen“ gewesen, „die versäumte Revolution nachzuholen“ und endlich „nur durch seinen Tod verhindert“ worden, „in Berlin die Räterepublik auszurufen“ (200). Solche Polemiken sind natürlich einerseits erfrischende Zeugnisse für Engagement und Temperament des Verf., beschädigen aber bei ständiger Wiederholung andererseits seine Glaubwürdigkeit – und dies um so mehr, als zwischen den Zeilen seines Buches unübersehbar ist, wie sehr er selbst vom „Zeitgeist“, nun freilich dem der konservativen „Wende“ in der Bundesrepublik der achtziger Jahre, erfüllt ist. Zumindest gewinnt F. aus diesem Verfahren die Möglichkeit, Zielstellung wie künftigen Ertrag seines Buches sehr rasch auf eine klare, freilich auch sehr allgemeine Formel zu bringen: es solle und könne zeigen, „daß Fontane viel preußischer dachte und schrieb, als viele Leser das heute wahrhaben wollen“ (8). Mit desto größerem Interesse sieht man der näheren Bestimmung dieses preußischen, ja wie F. schreibt, „prussifizierten“ Denkens entgegen, vor allem auch deshalb, weil der Verf. darüber hinausgehend sich das Ziel gestellt hat, „die Kontinuität hinter aller Widersprüchlichkeit“ zu suchen, die sich in den einmal „sozialrevolutionären und antimilitaristischen“, dann wieder ‚preußisch-deutschen, patriotischen‘ Bekenntnissen (10) Fontanes offenbare – die neue Formulierung einer bekannten Fragestellung, die schon deutlich den neuen Zeitgeist erkennen läßt, für den Antimilitarismus und Patriotismus sich auszuschließen scheinen. Diese Zielstellung vermischt logische und historische Aspekte: gefragt wird aber wohl nach dem übergreifenden Element, welches die Widersprüche zu relativieren, die Möglichkeit ihres Nebeneinander zu erklären vermag, denn Widersprüchlichkeit kann ja durchaus ein in sich selbst kontinuierliches, wenngleich in seiner konkreten Erscheinung jeweils unterschiedlich strukturiertes Phänomen sein.

In seinen ersten sechs Kapiteln widmet sich der Verf. ausgewählten Aspekten der Entwicklung Fontanes bis zu den Kriegsbüchern (S. 13 – 110): der „Militärverbundenheit in seinen Kinder- und Jugendjahren“, den „Balladentriumphen im Tunnel“, der Revolution von 1848, „Fontanes Kriegserfahrungen in England“ und „Überlegungen zu den ‚Wanderungen durch die Mark Brandenburg‘“. Es folgt – zweifellos der ergebnisreichste Teil des Buches – in fünf Kapiteln die Untersuchung der drei großen Kriegsdarstellungen und der autobiographischen Frankreichberichte sowie deren zeitgenössischer Rezeption (S. 111 – 216). In einem Kapitel geht er sodann dem Verhältnis zwischen „Vor dem Sturm“ und der Kreuzzeitung nach, um endlich in zehn Kapiteln die Entwicklung der für sein Thema wesentlichen Seiten im politisch-sozialen Denken Fontanes ab 1878 darzustellen (S. 224–404); eines davon ist der Betrachtung

der „Poggenpuhls“ als Beleg für die differenzierte Stellung Fontanes zum Offiziersadel vorbehalten. Der Schluß unter dem Titel „Fontane und Moltke“ gibt das Fazit der Untersuchung, anknüpfend an jene späte Fotografie Fontanes, die auf seinem Schreibtisch einen Bronzeabguß der Hand des preußischen Feldherrn erkennen läßt. Sein Ausklang und zugleich innerer Höhepunkt sei hier zitiert: „Was aber bedeutete Moltkes Hand auf Fontanes Schreibtisch? Natürlich war sie ein Bekenntnis. (...) Die Bronzehand ist die eines Soldaten, eines als Feldherr unbesiegten Soldaten, dessen Ruhm zwar kaum bis in unsere Tage herüberreicht (eine der traurigen Folgen unserer tragischen Militärgeschichte), der aber doch für sich in Anspruch nehmen kann, die größte Epoche der deutschen Heeresgeschichte unlösbar mit seinem Namen und seiner Leistung verknüpft zu haben. Daß er kein Märker, ja eigentlich noch nicht einmal ein Deutscher war, konnte ihm in den Augen Fontanes nicht schaden. Was er bewunderte, war die vollkommene Gestaltwerdung des Soldatischen im Menschen. (...) So wird die Bronzehand zum Eingeständnis einer großen Zuneigung Fontanes zum Soldatischen schlechthin. Was in den Kinderjahren sein Verhalten spielerisch bestimmte, findet im Alter seinen Niederschlag in der Verehrung für den größten Soldaten, der in deutschen Diensten gestanden hat.“ (431) Die Fülle des herangezogenen Materials — Publizistik, Briefe und als Belege genutzte einzelne Züge des lyrischen und erzählerischen Werks — der Themen und der Thesen macht es dem Rez unmöglich, eine umfassende und ins einzelne gehende Würdigung und Wertung des Buches zu geben, würde dies doch den Nachvollzug wenigstens der wesentlichsten Glieder seiner so unkonventionell wie entschieden sich schließenden Argumentationskette erfordern: dies muß dem weiteren Gang der Forschung überlassen bleiben. Der Rez. wird sich auf einige wenige Bemerkungen und Eindrücke beschränken, an deren Beginn die Feststellung stehen muß, daß Fs Arbeit der Forschung einen wichtigen Impuls gibt. Der Verf. stellt zahlreiche gründliche analytische Betrachtungen und Überlegungen zu Strukturen und Gehalt der Kriegsbücher vor und erschließt wesentliche, im Kontext der Fontane-Forschung bisher unaufgearbeitete militärgeschichtliche wie militärpolitische Voraussetzungen und Zusammenhänge sowohl für diese großen Darstellungen als auch für einzelne zeitgeschichtliche Stellungnahmen des Schriftstellers und Briefschreibers nach 1878, die oft die Basis zum wirklichen Verständnis schon vielfach zitierter, aber unzureichend kommentierter Positionsbestimmungen Fontanes liefern. Seine Ergebnisse bei der Herausarbeitung der besonderen kriegsgeschichtlichen Darstellungsmethode, der jeweils spezifischen objektiven wie subjektiven Schwierigkeiten, denen sich Fontane bei der Arbeit an den recht unterschiedlichen Stoffmassen konfrontiert sah, stellen eine neue Qualität gemäßer Problematisierung und Würdigung jener Werke dar, nicht zuletzt die Interpretationen und Überlegungen zu Fontanes Versuch einer poetischen Gestaltung des Krieges. Von großem Wert sind dabei genaue vergleichende Untersuchungen zur subjektiven Gestaltung und objektiven Bewertung einzelner militärischer Aktionen unter Nutzung verschiedener Quellen, anderer zeitgenössischer Darstellungen wie auch neuester militärgeschichtlicher Forschungsergebnisse. Bei aller grundlegenden Sympathie für die Tradition und die wesentlichen Grundzüge preußischer bzw. preußisch-deutscher Politik bis zum ersten Weltkrieg und bei all ihrer Rechtfertigung bemüht er sich zugleich um deren kritische Aufarbeitung im Lichte der Erfahrungen unseres Jahrhunderts und bringt entschieden sein Bewußtsein von der globalen Bedrohung der Menschheit in der Gegenwart in die Darstellung ein. Dabei läßt freilich sein Bemühen, das von ihm an so zentraler Stelle gerückte „Soldatische“, gefaßt als „strengste Gebundenheit in soldatischem Gehorsam und begeistert freie Hingabe an König und Vaterland, Urbanität, Takt, Einfühlungs-

vermögen und alle Formen des zivilisierten Lebens' (278), vom Borussismus, dem „Kommissigen“ und dem Militarismus abzugrenzen, wesentliche Fragen offen, verzichtet er doch darauf, die Frage nach den jeweiligen militärpolitischen Strategien und Motivationen von Soldat und Armee zu stellen.

Auch die diesem Komplex vorangehenden und folgenden Kapitel enthalten wichtige Ergebnisse und Anregungen, etwa zum Problem der Befreiungskriege in Fontanes Publizistik oder zu seinen Beziehungen zu Friedlaender: die zu den Kriegsbüchern bilden dennoch den gewichtigsten Teil des Buches. Fs von allen Berührungspunkten freie Herausstellung zentraler mit der offiziellen preußischen Politik konformen Elemente Fontanes ist ein notwendiger und selbst bei gelegentlicher Überzeichnung wichtiger Schritt auf dem Weg zum „ganzen Fontane“. Fs Ansatz und der Tenor vieler seiner Ergebnisse werden bestätigt durch die weitgehende innere Übereinstimmung, die ihn bei der Besichtigung und Einordnung der Texte mit Dieter Bänisch verbindet, der von ganz anderen weltanschaulich-politischen und ästhetischen Positionen aus an diesen Werkkomplex und sein Umfeld herangetreten ist. In seiner gedankenreichen, dichten Studie „Preußens und Dreysens Gloria“ hat er bisher kaum so gesehene Ursprünge, innere Zusammenhänge und Wirkungsstrategien jener Texte freigelegt und mit seiner Methode, „historische Reflexion mit Kritik aus gegenwärtigem Bewußtsein zu verbinden“⁵, mit tatsächlichen Tabus der Fontane-Forschung gebrochen. Bänisch macht polemisch aufmerksam auf „schauerlich einverständene Sätze“ und kann keine „Trübung des hurraerfüllten Patriotismus“ feststellen: „Anlaß zur Vorsicht gegenüber allen Thesen, die ihnen (den Kriegsbüchern – H. R.) pauschal Distanzierung vom Borussismus unterstellen.“⁶ Bei ganz anderer Bewertung, aber mit gleichem Nachdruck macht Fs Buch darauf aufmerksam, daß die weitere Forschung diese vernachlässigten Felder besetzen und dabei weit über das oft geübte Verfahren hinauskommen muß, eine Textstelle bei Fontane gegen eine andere auszuspielen.

Kritische Fragen und Einsprüche provoziert F. hingegen mit der Methode und dem Ergebnis seines Bemühens, „die Kontinuität hinter allen Widersprüchen“ zu finden oder, wie er auch schreibt, „dem Fontaneschen Denken immer wieder auf den Grund zu gehen“ (8). Es ist bedauerlich, daß er die vorsichtige Zurückhaltung, mit der er in der Einleitung zunächst von diesem Vorhaben sprach, so rasch fallengelassen hat: „Nach dem biblischen Motto ‚Suchet, so werdet ihr finden‘ sucht und findet auch der Philologe“, heißt es dort: „Aber jeder findet seine eigene, ihm besonders einleuchtende Kontinuität, und diese Kontinuität, wie zu erwarten, ergänzt sich nicht mit der der anderen, sondern sie schließen einander aus. Die vorliegende Studie wird sich in dieser Hinsicht von den anderen kaum unterscheiden.“ (10) Als mögliches Resultat hatte er zuvor bereits formuliert: „Fontane ein wenig anders. Das ist alles, was sich erstreben läßt.“ (8f) Bereits kaum 20 Seiten später aber fühlt F. sich dann in der Lage, in Fontanes Begeisterung und Bewunderung für Preußen, sein Militär und dessen Helden und Schlachten das Kontinuum seines Denkens zu erkennen, das den Gang seiner Entwicklung von der frühen Kindheit bis zum späten Alter überwölbt. Einzelne Phasen und einige der wichtigsten Elemente demokratischer Gesellschaftskritik werden dabei von ihm durchaus gesehen und dargestellt, erhalten jedoch demgegenüber keinen konzeptionellen Rang, sondern werden als zeitweilige „Einbrüche“ (10) relativiert, die sich aus bestimmten Einzelerfahrungen und vor allem deren psychischer Radikalisierung ergaben. „Primär war er Preuße“, heißt es schon zu Beginn des 2. Kapitels, „und wenn es in seinem Leben einen kontinuierlichen Zug gab (und, wie sich zeigt, es gab ihn), dann war es seine preußische Geschichtseligkeit.“ (31) Schon die – an sich verständliche, aber weder als methodische Vorausset-

zung noch in ihren Konsequenzen reflektierte – weitestgehende Ausklammerung des erzählerischen Werks hätte F. Zurückhaltung nahelegen sollen: den Versuch zu unternehmen, eine wesentliche, erhellende „Kontinuität“ bei Fontane zu bestimmen, ohne sich immer wieder an der Substanz des künstlerischen Schaffens als dem originären Zeugnis des Denkens eines Künstlers zu überprüfen, mußte fehlgehen. In ähnlicher Weise hätte ihn eine zumindest immanente Berücksichtigung des Werkes davor bewahren müssen, die „preußische Welt“ Fontanes nur im Blick auf dessen Stellung zu Armee, Dynastie und Staat bewältigen zu wollen. Zu welcher Manipulation der Quellen F. sich durch seine Konzeption gezwungen sah, macht vor allem seine Abhandlung des frühen Fontane bis zum Eintritt in den Tunnel deutlich, dargestellt unter dem Titel „Fontanes Militärverbundenheit in seinen Kinder- und Jugendjahren“.

Gerade von seinen Anfängen her glaubt er Fontanes „lebenslange Ausrichtung auf die preußische Geschichte“ (30) nachweisen zu können, die zunächst (vor 1844) zu einer „angestauten Bilderflut“ (30) führte, bis sie unter dem stimulierenden Einfluß der Militärzeit „freien Lauf“ (30) erhielt. Diese Formulierung reflektiert die Einsicht, daß der Blick auf die gleichsam ‚nicht angestaute Bilderflut‘ in Fontanes früher Lyrik – in der neuen Ausgabe des Aufbau-Verlages in schöner Vollständigkeit und sorgfältiger Kommentierung überschaubar – diese These entschieden in Frage stellen würde⁷. So kann F. auch nicht umhin, auf einige der polemisch gegen preußische Staatsraison in Vergangenheit und Gegenwart gerichtete Strophen einzugehen. Zum Kronzeugen seiner These soll angesichts dieser Lage der autobiographische Roman „Meine Kinderjahre“ dienen, dessen Lektüre dem Verf. „einsichtig“ machte, „daß Fontane von seinen Kindertagen an ein Liebhaber und Bewunderer des preußischen Staates gewesen ist“ (13). Auch die erneute Lektüre dieses liebenswürdigen Buches hat dem Rez. dies nicht „einsichtig“ machen können: weder die von Fontane organisierten kindlich-jugendlichen Raufereien – er erwähnt vor allem „Räuber und Wandersmann“⁸ –, die F. als „frühe Militärspele (17)“ wertet, und die vom Vater geprägten geschichtlichen Interessen – „Ja, Napoleon und die Marschälle!“ – noch gar die Faszination durch aktuelle politische Vorgänge lassen einen spezifisch preußischen Charakter erkennen: Fontane nennt Bolivar, „Held und Befreier von Südamerika“, der den „meisten Eindruck“ gemacht habe, später „die Befreiung Griechenlands, den russisch-türkischen Krieg, die Eroberung von Algier, die Julirevolution, die Loslösung Belgiens von Holland und die große polnische Insurrektion“. Wie soll man eine Interpretation bewerten, die aus alledem lediglich „Militärverbundenheit“ und „kriegerischen Sinn“ ablesen kann, vor allem aber daraus sofort die Thesenreihe entwickelt: „Wer die ‚Kinderjahre‘ interpretiert, muß aus Gründen der Wahrhaftigkeit der kindlichen Militärliebhaberei des ‚kleinen Helden‘ Raum geben. Fontane hatte, wie wir noch darlegen werden, eine ausgesprochene Affinität zum militärischen Geist Preußens. Und schon hier ist die Feststellung nötig, daß dieser Hinneigung zum Militärischen eine konservative Einstellung entspricht.“ (17) Diesen Thesen⁹ folgt F. blind, wenn er Fontanes Bericht über den Einzug eines preußischen Bataillons in Swinemünde – der einzige überhaupt eine gewissen „Anteilnahme“ verratende Satz dieser sehr nüchternen Passage lautet: „Wir Jungens standen am Bollwerk und staunten die schönen großen Leute an!“ – als Beleg dafür nimmt, daß für den Jungen „die erste wirkliche Begegnung mit preußischen Soldaten zu einem Höhepunkt des Erlebens werden mußte“ (15), und andererseits die tiefe innere Teilnahme am Freiheitskampf der Polen nach 1830 übersieht, der, wie Fontane hier bekennt, ihn noch im hohen Alter mit „unbezwingbarer Rührung“ erfüllte. „Kein anderer Krieg“, so Fontane, „unsere eigenen nicht ausgeschlossen, hat von meiner Phantasie je wieder so Besitz genommen wie diese Polenkämpfe.“ Auf ähnlichem Niveau steht Fs Argumentation für

die frühen vierziger Jahre, wo er als einzigen Beleg für Fontanes „Begeisterung für preußische Schlachten“ (19) dessen Interesse am Schauplatz der Völkerschlacht anführt und deren Charakter als Koalitionskrieg ebenso verdrängt wie die oppositionelle Funktion dieser Erinnerung im Vormärz, die „preußische Triumphgefühle“ (21) fast a priori ausschloß, was Fontanes Lyrik der Leipziger Zeit nachdrücklich belegt. Dazu paßt, daß auch die im einschlägigen Kontext stehenden bitteren Worte, die Fontane noch im Frühsommer 1844 über die Unmöglichkeit eines preußischen Nationalstolzes in sein England-Tagebuch notiert, keine Erwähnung finden: „Der alte Fritz wiegt schwer, aber er wiegt nicht die ganze glorreiche Geschichte eines Volkes von Männern auf. Dafür aber haben wir die Ehre, der französischen Revolution den Krieg erklärt . . . zu haben . . .“¹⁹

Diese Art der Begründung „preußischer Geschichtsseligkeit“ – daß Fontane sich in den vierziger Jahren zu einem exzellenten **Kenner** preußischer Geschichte entwickelte, steht auf einem anderen Blatt – verweist auf die grundsätzliche Problematik, daß F. das oppositionell-gesellschaftskritische Element Fontanes nirgends konzeptionell zu erfassen, geschweige in der geschichtlichen Bedingtheit seiner qualitativ und quantitativ so unterschiedlichen Ausprägung in der Entwicklung des Autors zu verfolgen bereit ist. Gegenüber dem als grundlegend betrachteten preußisch-konservativen Grundzug erscheint es punktuell und temporär, als episodische Aufnahme von Zeitstimmung und als Ergebnis einzelner negativer Beobachtungen, die durch persönliche Probleme (um 1848/49) und Enttäuschungen (vor allem über die Gleichgültigkeit Wilhelms I. gegenüber „Der Krieg gegen Frankreich“) gefördert und radikalisiert wurden. Daß es auch dort eine „Kontinuität“ von Positionen gibt, wird kaum deutlich, so daß es kein Zufall ist, daß das Kapitel „Fontane und die Sozialdemokratie“ für die hoffnungsvolle Aufgeschlossenheit, mit der Fontane vor allem den geistig-moralischen Aufbruch der Arbeiterbewegung verfolgte, und deren künstlerische Konsequenzen, die beide Fontane eine einzigartige Stellung unter den Künstlern seiner Generation gaben, kein gemäßes Wort hat. Ihm geht es ausschließlich um die Herausstellung prinzipieller Abgrenzungen und der tiefen inneren Fremdheit Fontanes gegenüber dieser Partei, wobei F., auch hier den Forschungsstand souverän ignorierend, immer wieder mit großem Anlauf offene Türen einrennt. Unverständlich müssen deshalb wiederholte Feststellungen des Sinnes wirken, daß Fontanes „Abkehr von den oberen Zehntausend“ und die „Hinwendung zum Volk“ wirklich „nichts mit sozialistischer Gleichmacherei zu tun habe“ und daß er „nicht auf Beteiligung am sozialdemokratischen Klassenkampf“ drängte oder sich zu einem „marxistischen Klassenbewußtsein“ (331) bekehrte. Zur Erhärtung solcher Allgemeinplätze hätte es der Entstellung wichtiger Texte durch demagogische Interpretation (vgl. etwa S. 332) oder der Unterschlagung nicht bedurft, wie sie in der Betrachtung des vielzitierten Briefs an James Morris vom 22. 2. 1896 zu beobachten ist. Mit seltsamer Ahnungslosigkeit fragt sich F., „was der Anlaß zu diesem plötzlichen Ausbruch gewesen sei“ (328), eben der Feststellung, alles Interesse ruhe beim vierten Stand und bei ihm beginne die „neue, bessere Welt“. Und F. orakelt: „Vermutlich nicht mehr und nicht weniger, als daß er sich über eine Nummer der Times geärgert hatte, weil sie langweilig war und ihm dabei auffiel, daß die Zeitung seit Jahren nichts mehr für ihre Aufmachung getan hatte.“ (328) Unterschlagen wird, daß Fontane sich in diesem Brief ausdrücklich und wiederholt bedankte für die Übersendung der Zeitschrift der schottischen Arbeiterpartei, herausgegeben seit 1887 von dem im Brief genannten James Keir Hardie, der sich vom Bergarbeiter zum angesehenen Publizisten und führenden Politiker emporgearbeitet hatte. In diesem Kontext macht gerade das Wort

von der „neuen, besseren Welt“, das F. zum Ausfluß momentaner Verärgerung abwerten will, die innere Beziehung zu dem Fontane der vierziger Jahre sichtbar, der im John Prince-Manuskript das „Nahen einer neuen Zeit“ in Menschen des vierten Standes spürte, die in sich und anderen den „Mangel an Bildung des Geistes und der Seele“¹¹ zu überwinden suchten.

Es ist zu bedauern, daß der Verf. sich nicht auf seinen ursprünglichen, ihm intensiv vertrauten Gegenstand und dessen wirkliches Umfeld konzentriert hat, um auf der Grundlage gesicherter Ergebnisse auf die gemäße Würdigung und Einordnung der „konservativen Züge“ Fontanes in ein neu zu entwickelndes Gesamtbild Fontanes zu drängen, natürlich dazu auch seine Gedanken einzubringen, anstatt eine Konstruktion zu forcieren¹², die ein nachvollziehbares Gesamtbild nicht zu liefern vermag. Beflügelt auf diesem unsicheren Weg hat ihn wohl die Allianz mit dem konservativen Zeitgeist in der Bundesrepublik, zu der ihn sein weltanschaulich-politisches Konzept drängte.

Diese Allianz wird belegt vor allem von seinen in ihrer Eindeutigkeit erfreulichen, weil den Leser klar orientierenden aktuellen Seitenhieben gegen Linke und Alternative, etwa die Abgrenzung von der „Meinung der Rüstungsgegner aller Zeiten, daß jeder Pfennig, der für die Armee ausgegeben wird, ein Pfennig zu viel sei“ (23), seine Behauptung von der konstitutiven Nachbarschaft des Strebens nach sozialer Gerechtigkeit zur Ablehnung des Prinzips der Wehrgerechtigkeit oder seine pauschale Abgrenzung von Revolutionen, weil diese „nur gelingen können, wenn Gesindel und Lumpenproletariat alle moralischen Hindernisse beiseitegefegt, alle psychischen Hemmungen überwunden und das Chaos entbunden haben“ (48). Dem entspricht auf der anderen Seite der ausgeprägte Sinn für Autorität, Ruhe und Ordnung¹³ und die hohe Stellung des „Soldatischen“ in der Ethik des Verfs, die ähnlich wie die These, daß sich „die Entstehung weltgeschichtlicher Auseinandersetzungen nicht (oder nur ausnahmsweise) aufhellen läßt durch die Beantwortung der Frage nach Schuld oder Unschuld der Beteiligten“ (127) auf den Einfluß konservativen Geschichtsdenkens, etwa eines Gerhard Ritter, verweist. Solche Hinweise sind vor allem deshalb notwendig, weil F. mit seinem wiederholten Tadel der entstellenden Rolle der „Ideologie“ und des „ideologischen Ballasts“ in der „gängigen“ Fontane-Forschung den Eindruck zu erwecken versucht, seine Betrachtungsweise der Welt sei von einem solchen Element frei.¹⁴ Doch dies führt auf das weite, hier nicht diskutabile Feld der Auffassungen des Verfs von Wissenschaftsmethode und -gesinnung, auf dem er ganz spontan und nicht selten unglücklich agiert: etwa in dem Bedauern darüber, Hans-Heinrich Reuter sei „von einer strengen, vielleicht allzu strengen marxistischen Position aus an seine Aufgabe herantreten“ (9) oder in der eigentümlichen Bekräftigung der gewiß zutreffenden These von der prinzipiellen Zustimmung Fontanes zur preußischen Politik gegenüber Elsaß-Lothringen mit der Anmerkung: „Übrigens hätten die bedeutenden französischen Germanisten, die sich begreiflicherweise mit Fontane beschäftigten ... längst eine Studie zu Fontanes Haltung gegenüber dem Elsaß vorgelegt, wenn sie mit dieser Haltung einverstanden wären.“ (46)¹⁵

Das partielle und damit den Wert seines Buches nicht aufhebende Scheitern Fs verweist auf die wiederholt bestätigte Tatsache, daß eine zutreffende „Wesensbestimmung“ (Charlotte Jolles) Fontanes nicht von der interessierten Isolierung einer seiner in einem beziehungsreichen Spannungsverhältnis stehenden Grundüberzeugungen aus vorgenommen werden kann, sondern einer diese übergreifenden Gesamtschau bedarf¹⁷. Eine solche Betrachtungsweise, und hier kann der Rez. nur auf seine Position von 1969 verweisen¹⁷, mußte nicht zuletzt entwickelt werden aus seinem für

die literarischen Zeitgenossen einzigartigen, in seiner Dimension mit Marx und Engels vergleichbaren geschichtlichen Interesse und der Bereitschaft, sich immer wieder neu den aktuellen Prozessen zu stellen. Die komplexe und komplizierte Verknüpfung von National- und Weltgeschichte, von der die große Rolle des Militärischen ein wesentlicher Aspekt ist, die Erfahrung der nach einem quälend langwierigen Prozeß endlich gelungenen Modernisierung und nationalstaatlichen Einigung und des bald einsetzenden Übergangs zum Imperialismus sind nur einige der tiefgreifenden widersprüchlichen Vorgänge, denen sich Fontane dabei ausgesetzt sah und denen er, leidenschaftlich am Gedeihen und Fortschreiten seines Vaterlands beteiligt, kaum anders als in einer disparat erscheinenden Weise begegnen konnte. Weder die pragmatische Maxime, die F. am Anfang seines Buches Fontane zwar nicht als Wahlspruch, aber doch als gelebte Praxis zu unterstellen scheint – „Hier stehe ich, ich kann auch anders!“ (10) – noch die Zuschreibung einer „preußischen Geschichtseligkeit“ im Zeichen der Verehrung des Soldatischen können als Leitfaden für die Bewältigung dieses Phänomens dienen.

Anmerkungen

- 1 Peter Wruck: Theodor Fontane in der Rolle des vaterländischen Schriftstellers. In: Fontane-Blätter, Bd. 6 (1987) H. 6, S. 654 f.
- 2 Peter Wruck: Der Zopf des Alten Dessauers. In: Fontane-Blätter, Bd. 5 (1983) H. 3, S. 356.
- 3 Vgl. Anm. 1, S. 654, 653, 655.
- 4 Davon geht auch die Verlagswerbung aus für die kompilatorische Studie „Der junge Fontane“ von Hans-Jürgen Schmelzer in der Reihe „Preußische Köpfe“, Berlin 1987.
- 5 Dieter Bänsch: Preußens und Dreysens Gloria. Zu Fontanes Kriegsbüchern. In: Text + Kritik. Sonderband Theodor Fontane. München 1989, S. 34. Die beiden folgenden Zitate S. 52 und 53.
- 6 Gegen einzelne kritische Wertungen muß freilich eingewandt werden, daß Bänsch die objektive geschichtliche Stellung und Funktion der Kriege von 1864, 1866 und 1870/71 zu wenig berücksichtigt.
- 7 Die Breite der in dieser Gesamtausgabe sichtbaren Überlieferung der frühen Lyrik Fontanes gibt Fs Hinweis auf das in einer autobiographischen Notiz für Storm von 1854 erwähnte Terzinengedicht über die Schlacht bei Hochkirch (19) nur geringe Beweiskraft.
- 8 Theodor Fontane: Autobiographische Schriften. Hrsg. v. Gotthard Erler, Peter Goldammer und Joachim Krueger. Berlin 1982. Bd. 1 S. 156. Die folgenden Zitate aus „Meine Kinderjahre“ auf den Seiten 93, 75, 98, 118, 115.
- 9 Es ist auch erstaunlich, daß F. den Gegensatz seiner These, Fontanes „originäres Interesse für preußische Helden und preußische Siege“ sei „Grundbestand seiner frühesten Bildung“ (31) gewesen, zu dem Katalog nicht bemerkt, in dem am Ende von „Meine Kinderjahre“ das Bildungsgut aufgelistet wird, das Fontane 1832 auf das Gymnasium nach Neurüppin mitbrachte: Preußische Geschichte ist nicht dabei. Selbst wenn Fontane solche Kenntnisse für selbstverständlich erachtet haben sollte – er erwähnt freilich auch Lesen, Schreiben und Rechnen –, so ist doch die Korrespondenz zur voraufgegangenen Darstellung unübersehbar.
- 10 Der junge Fontane. Dichtung Briefe Publizistik. Hrsg. v. Helmut Richter. Berlin 1969. S. 270 f.
- 11 ebenda. S. 218, 216.

- 12 Der Vorwurf, den F. gegen Reuter erhebt, trifft ihn wiederholt selbst: „Es tut sich hier der entscheidende Mangel des Buches von Reuter auf: an vielen Stellen gibt er statt objektiver Urteile ideologisch verbrämte Vorurteile. Und wenn der Wortlaut ganz gegen seine Sicht spricht, dann kann man ‚Fontane nicht glauben‘ oder ‚es ist ihm nicht ernst gewesen‘“ (450).
- 13 Von hier aus verfällt auch Fontane selbst gelegentlich der Kritik des Verfs. Vgl. etwa S. 374: „Es gibt in seinem Leben immer wieder Augenblicke, in denen er sich von aller Tradition und Konvention lossagt, sich in Einseitigkeiten hineinsteigert und in seiner Argumentation nur Maßlosigkeit und Rücksichtslosigkeit walten läßt.“
- 14 Wie wenig dies der Fall ist, belegen die Kommentare und Interpretationen, mit denen F. gelegentlich seine an sich aner kennenswerte Einbeziehung von Marx und Engels verknüpft. So kommentiert er etwa deren Ablehnung der Annexion von Elsaß-Lothringen mit den Worten, es verstehe sich „von selbst, daß es für Marx und Engels dabei nicht um eine zukünftige Konfliktlosigkeit und damit um die Abschirmung des deutschen Besitzstandes ging, sondern um die Ausschaltung Rußlands, in dem sie den mächtigsten Gegner für jede Revolution der Arbeiterschaft sahen.“ (460) In der hier angezogenen Argumentation von Karl Marx heißt es hingegen: „Nehmen sie (die deutschen Sieger — H. R.) Elsaß und Lothringen, so wird Frankreich mit Rußland Deutschland bekriegen. Es ist überflüssig, die unheilvollen Folgen zu deuten. Schließen sie einen ehrenvollen Frieden mit Frankreich, so wird jener Krieg Europa von der moskowitzischen Diktatur emanzipieren, Preußen in Deutschland aufgehen machen, dem westlichen Kontinent friedliche Entwicklung erlauben.“ Karl Marx, Friedrich Engels: Werke, Bd. 17, S. 269. Vgl. dazu den in ähnlichem Sinne gehaltenen Vergleich zwischen Fontanes sozialem Denken und dem von Marx und Engels S. 332.
- 15 In seinem Aufsatz „Krieg und Bürgerkrieg in Frankreich. Erlebnis und Dichtung bei Fontane“, Fontane-Blätter Bd. 4 (1979) H. 6, S. 469, hat Pierre-Paul Sagave ausdrücklich auf das Forschungsdefizit auf diesem Gebiet aufmerksam gemacht; vgl. dazu auch seinen Bericht über Fontane-Forschung in Paris, Fontane-Blätter Bd. 1 (1969) H. 8.
- 16 Dieses Bemühen begründet den produktiven Ansatz der Untersuchung von Gudrun Loster-Schneider: Der Erzähler Fontane. Seine politischen Positionen in den Jahren 1864 – 1898 und ihre ästhetische Vermittlung. Tübingen 1986. Die Verf. geht davon aus, daß „das Begriffspaar von ‚konservativ‘ und ‚progressiv‘“ für Fontane nicht ausreicht (260).
- 17 Die Behauptung Fs, in der Einleitung zu der vom Rez. herausgegebenen Edition (vgl. Anm. 10) werde Fontane eine Kontinuität „demokratisch-sozialistischer Überzeugungen“ (13) unterstellt, ist unzutreffend.

Theodor Fontane. Briefe an den Verleger Rudolf von Decker. Mit sämtlichen Briefen an den Illustrator Ludwig Burger und zahlreichen weiteren Dokumenten. Herausgegeben von Walter Hettche. — Heidelberg: R. v. Decker's Verlag, G. Schenck 1988. 309 S.

(Rez. Christian Grawe, Melbourne)

Ein aussagekräftiger, gelungener Buchumschlag: Die fotografischen Porträts der beiden Korrespondenten im Oval (das Fontanesche offenbar seitenverkehrt nach der in H. Nürnbergers Ausgabe von Fontanes Briefen an Hermann Kletke zuerst veröffentlichten Aufnahme) sprechen Bände: der eine, der arme literarische Schlucker und der andere, der erfolgreiche, geadelte Verleger; der eine mit ungepflegtem, weit über die Ohren stehendem Haar, der andere mit wohlfrisiertem, sorgfältig geschnittenem Kopf; der eine mit schmaler Schleife und kahler weißer Hemdbrust ohne Schmuck im schlichten Anzug, unelegant und kleinbürgerlich, der andere mit locker geschlungenem Seidentuch und diamantener Krawattennadel im gutsitzenden Rock; der eine mit hängendem Oberlippenbart und unregelmäßigen Favoris, der andere glattrasiert und frisch; der eine mit hoher Stirn und weichem, ungewissem Blick, der andere mit geradem Blick, festem Mund und energischem Kinn. Wenn der Betrachter über dieses geschickte Bilderarrangement nachzudenken beginnt, dann weiß er bei Fontane: „Ach, kein Sieger trat da auf ihn zu.“

Was die Bilder suggerieren, bestätigt der Inhalt des Buches. Er erschließt der Forschung und den Interessenten Fontanes Briefe an den Verleger Rudolf von Decker, der die drei Kriegsbücher des Autors und seine Erlebnisse in Frankreich 1870 und 1871 (**Kriegsgefangen und aus den Tagen der Okkupation**) veröffentlichte. Bisher nur teilweise und zum Teil in fehlerhafter Form bekannt, sind diese Briefe, ergänzt um die Schreiben an Verlagsangestellte und an den Illustrator Ludwig Burger und um die zeitgenössischen Rezensionen der Kriegsbücher, eine weitere wichtige Quelle zum Verständnis von Fontanes literarischem Alltag. Immerhin handelt es sich bei 31 der 163 Briefe um Erstdrucke. Der Editions Hinweis des Herausgebers bestätigt das gewohnte Bild: Fontanes Briefwerk ist weit verstreut, zum Teil verschollen und, soweit überhaupt erschienen, häufig entstellt worden. Auch der lapidare Satz, „Antwortbriefe Deckers und Burgers sind nicht erhalten“ (S. 268), trifft den Leser keineswegs unerwartet. Einiges, was zu Fontanes Lebzeiten nicht schon verschwunden war, hat Emilie Fontane nach dem Tod ihres Mannes verbrannt.

Die Publikation dieser Briefe gehört in zwei Zusammenhänge. Zum einen ergänzen sie die Reihe der Korrespondenzen mit Fontanes Verlegern und Herausgebern. Ihr gesellt sich nach den Briefen an Hermann Kletke (ed. H. Nürnberger, 1969), an Julius Rodenberg (ed. H.-H. Reuter, 1969) und an Wilhelm und Hans Hertz (ed. K. Schreiner und G. Hay, 1972) nun eine vierte Sammlung bei. Zum anderen aber bildet der neue Band auch einen Zusammenhang mit der Serie von Korrespondenzen, die den sogenannten „mittleren Fontane“ in den Jahrzehnten vor dem Erscheinen des ersten Romans, **Vor dem Sturm** (1878), erschließen. Hier sind aus der jüngeren Fontaneforschung vor allem drei Sammlungen zu erwähnen, mit denen Hettches Band nun einen thematischen Komplex bildet: die Briefe an Mathilde von Rohr (ed. K. Schreiner und Ch. Jolles, 1969), der Briefwechsel mit Theodor Storm (ed. J. Steiner, 1981) und die beiden schönen Bände **Die Fontanes und die Merckels** (ed. G. Erler, 1987). Man sieht, das Bild beginnt sich zu runden.

Es spricht hier wie bei einigen anderen dieser Editionen nicht der charmante Plauderer Fontane, der zu seinem Vergnügen und seiner Bereicherung sein Leben lang ein reger und prompter Korrespondent war und den Titel des größten deutschen Briefschreibers in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verdient. Es geht vielmehr um Einblicke und Einsichten in Fontanes schwieriges Berufsleben zu der Zeit, bevor er in den Augen der heutigen Welt als bedeutender Romancier den Höhepunkt seiner schriftstellerischen Laufbahn erreichte. Mehr noch als in den Briefen an Kletke oder Rodenberg trifft das hier zu, denn Fontane hat Decker in den zehn Jahren ihrer gemeinsamen publizistischen Unternehmen nie persönlich nahe gestanden; die Briefe, auch an die Verlagsangestellten, sind kurz, kühl, sachlich. Da ist wenig oder nichts von dem eleganten und abgeklärten Causeur zu spüren, der die Briefe an die Tochter Mete (ed. K. Schreinert und Ch. Jolles, 1969) oder an Georg Friedländer (ed. K. Schreinert, 1954) so liebenswert und menschlich bewegend macht. Aber dafür handelt es sich hier, wie der Herausgeber in seiner kurzen, aber informativen Einleitung erinnert, um „die einzige Geschäftskorrespondenz Fontanes, die den alltäglichen Kampf mit Lektoren, Setzern, Holzschneidern und Geschäftsführern in solcher Ausführlichkeit dokumentiert“ (S. 18).

Die Erfolglosigkeit und finanzielle Ungesicherheit des Aktualitätenschreibers Fontane, der sich, „der Not gehorchend, nicht dem eignen Triebe“, aus der Dichtung im engeren Sinn jahrzehntelang zurückziehen mußte, verurteilt ihn immer wieder zu einer in seinem Alter – beim Erscheinen des ersten Kriegsbuchs 1866 war er 47, beim Erscheinen des letzten Teilbandes des dritten Kriegsbuchs war er 56 – eigentlich unwürdigen Nachgiebigkeit, deren er sich wohl bewußt war. Man muß dankbar sein, daß der schriftliche Austausch in der Zeit vor dem Telefon eine so viel größere Rolle spielte; sonst wären die meisten der hier vorliegenden Dokumente wohl nie geschrieben worden, und man wüßte weniger von der mühsamen Publikationsgeschichte der Kriegsbücher Fontanes, von seinen ständigen Geldsorgen und von seinem Urteil über ihre Illustrationen.

Der hübsch ausgestattete Band ist sachkundig und liebevoll ediert. Nur scheinen mir die Anmerkungen etwas unausgewogen; sie könnten insgesamt ausführlicher sein (z. B. S. 35: welcher „größeren Arbeit“ möchte sich Fontane widmen?). Max Jähns, S. 240, fehlt, wenn ich nicht irre, im Namensregister.

Ein Wort zum Schluß über die sieben dankenswerterweise von Hettche hinzugefügten zeitgenössischen Rezensionen der Kriegsbücher. Sie lassen den Mißerfolg dieser Werke und das Mißfallen höchster Kreise über Fontanes mangelnden Patriotismus nicht ahnen, denn sie bestätigen dem Autor durchweg, sogar im **Militär-Wochenblatt**, daß seine Bücher „von dem warmen Hauch patriotischer Begeisterung durchweht“ (S. 245 f.) seien. Nur deutet wohl die geringe Zahl von Besprechungen (oder gibt es andere?) auf die geringe Verbreitung der Kriegsbücher. Wie auch immer, der „mittlere Fontane“, zu dessen Erhellung Hettche so überzeugend beigetragen hat, verdient weiterhin die Zuwendung der Forschung.

INFORMATIONEN

25 Jahre Mitarbeit an den Fontane-Blättern

Der Dank der Redaktion und der Leser gilt heute Frau Dr. Christa Schultze, einer Mitbegründerin unserer Zeitschrift.

Nach 25 Jahren der Mitarbeit möchte sie nun aus Gesundheitsgründen aus dem Redaktionskollegium ausscheiden. Wir respektieren diesen Wunsch, obwohl wir ihn bedauern, doch hoffen wir auf weitere Artikel aus ihrer Feder für unsere Blätter.

Mit dem Vortrag über Fontane und die russische Literatur, im September 1964 in Potsdam gehalten, begann ihre langjährige Verbindung zum Fontane-Archiv und seiner Zeitschrift. Ausgangspunkt war ihre Dissertation „Aus Wilhelm Wolfsohns Leben und Wirken als Vermittler russischer Literatur in Deutschland (1840–1865)“, in der in einem Kapitel Wolfsohns Beziehungen zu Theodor Fontane dargestellt sind. Dem jungen Fontane galt auch weiterhin ihr besonderes Interesse.

Die Vielgestaltigkeit ihrer Arbeiten als Autorin und Herausgeberin veranschaulicht die folgende Auswahlbibliographie:

Red.

Christa Schultze

- Theodor Fontanes frühe Begegnung mit der russischen Literatur. — In: Ztschr. für Slawistik Bd 8 (1963) H. 3, S. 330–348.
- Theodor Storm und Ivan Turgenev. — In: I. S. Turgenev und Deutschland. Materialien und Untersuchungen. Hrsg. von G. Ziegenggeist [Red. Chr. Schultze]. Berlin, Bd 1 (1965), S. 3–51.
- Turgenevs Briefe an Berthold Auerbach. Christa Schultze; K. Dornacher. — In: I. S. Turgenev und Deutschland. Materialien und Untersuchungen. Hrsg. von G. Ziegenggeist [Red. Chr. Schultze]. Berlin, Bd 1 (1965), S. 52–67.
- Zwei Briefe Turgenevs an Eugen Zabel. — In: I. S. Turgenev und Deutschland. Materialien und Untersuchungen. Hrsg. von G. Ziegenggeist [Red. Chr. Schultze]. Berlin, Bd 1 (1965), S. 153–161.
- Theodor Fontane und die russische Literatur. — In: Fontane-Blätter Bd 1 (1965) H. 2, S. 40–55.
- Turgenev v perepiske Teodora Štorma s Ludvigom Pičem (Turgenev im Briefwechsel Theodor Storms mit Ludwig Pietsch). — In: Literaturnoe nasledstvo. Moskau, Bd 76 (1967), S. 579–592.
- Theodor Fontane und K. A. Varnhagen von Ense im Jahre 1848. Mit einem Brief Varnhagens an Fontane vom 11. Februar 1852. — In: Fontane-Blätter Bd 1 (1967) H. 4, S. 139–153.
- Iwan Turgenjew, Briefe an Ludwig Pietsch. — Berlin, Weimar: Aufbau-Verl. 1968. 300 S. Rezensionen (in Auswahl): Henry Granjard in *Études Germaniques*, Paris 1970 Nr. 2, 230; *Canadian Slavonic Papers*, Ottawa, 1970, Heft 4, 492 f.; *The Slavic and East European Journal*, Wisconsin USA 1970, Nr. 4, 525; *Russkaja literatura*, Leningrad 1969, Nr. 4, 204–208; *Wiener Slavistisches Jahrbuch*, 1971, Mai; *Germanistik*, Tübingen 1969, Heft 4, 846 f.

- Theodor Fontane: Briefe an Ludwig Pietsch. — In: Fontane-Blätter Bd 2 (1969) H. 1, S. 10–59.
- Fontane und Wolfsohn. Unbekannte Materialien. — In: Fontane-Blätter Bd 2 (1970) H. 3, S. 151–171.
- Zur Entstehung von Adolf Menzels Turgenevzeichnung. — In: Ztschr. für Slawistik Bd 15 (1970) H. 5, S. 718–721.
- Fontanes „Herwegh-Klub“ und die studentische Progreßbewegung 1841/42 in Leipzig. — In: Fontane-Blätter Bd 2 (1971) H. 5, S. 327–339.
- I. S. Turgenevs Beziehungen zu dem Wiener Komponisten Joseph Dessauer. — In: Ztschr. für Slawistik Bd 17 (1972) H. 2, S. 244–253.
- Autographe I. S. Turgenevs und Pauline Viardots aus der Sammlung Max Reis, Zürich. — In: Ztschr. für Slawistik Bd 17 (1972) H. 2, S. 253–257.
- Theodor Fontane: Unveröffentlichte Briefe an den Verlag Brockhaus. — In: Fontane-Blätter Bd 2 (1972) H. 7, S. 457–464.
- I. S. Turgenev und Friedrich Spielhagen. — In: Ztschr. für Slawistik Bd 18 (1973) H. 1, S. 154–162.
- Ein unbekannter Druck von Fontanes „Berliner Republikaner“ aus dem Jahre 1844 im „Weserdampfboot“. — In: Fontane-Blätter Bd 2 (1973) H. 8, S. 589–592.
- Die Gogol-, Kol'cov- und Turgenev-Lesungen A. Viederts 1854/55 im Berliner „Tunnel über der Spree“ mit einem von B. v. Lepel und drei von Th. Fontane verfaßten Protokollen. — In: Ztschr. für Slawistik Bd 19 (1974) H. 3, S. 393–406.
- Materialien zu einer Bibliographie der ins Russische übersetzten Werke Theodor Fontanes und der über ihn in russischer Sprache erschienenen Literatur (1891 bis 1973). Christa Schultze; E. M. Volkov. — In: Fontane-Blätter Bd 3 (1974) H. 3, S. 213–218.
- Philippine Fontane: Vier Briefe an Wilhelm Wolfsohn [1842–1848]. — In: Fontane-Blätter Bd 3 (1974) H. 4, S. 288–300.
- Fritz Reuters Werke in Rußland. — In: Heimatkundliches Jahrbuch des Bezirkes Neubrandenburg Bd 7 (1975/76), S. 34–42.
- Iwan Turgenjew, Briefe. Hrsg. Christa Schultze. — Berlin, Weimar: Aufbau-Verl. 1976. Nachwort S. 413–427.
- Pervaja publikacija „Večera v Sorrente“ I. S. Turgeneva na nemeckom jazyke (1888). (Erstveröffentlichung von Turgenjews „Ein Abend in Sorrent“ in deutscher Sprache. 1888). — In: Sravnitel'noe izučenie literatur. Sbornik statej k 80-letiju akademika M. P. Alekseeva (Aufsatzsammlung zum 80. Geburtstag M. P. Alekseevs). Leningrad, (1976), S. 160–163.
- Zur Entstehungsgeschichte von Theodor Fontanes Aufzeichnungen über Paul und Rudolf Lindau (mit einem unveröffentlichten Entwurf Fontanes und unbekanntem Briefen). — In: Fontane-Blätter Bd 4 (1977) H. 1, S. 27–58.
- Theodor Fontane als Kritiker der ersten deutschen Aufführung von L. N. Tolstojs „Macht der Finsternis“ [1890]. — In: Ztschr. für Slawistik Bd 23 (1978) H. 1, S. 54–62.
- Aus den Briefen deutscher Zeitgenossen an L. N. Tolstoj. — In: Ztschr. für Slawistik Bd 23 (1978) H. 1, S. 63–66.
- Fontanes Beziehung zu Hermann Schauenburg. — In: Fontane-Blätter Bd 4 (1979) H. 5, S. 428–438.
- Fontanes Beziehung zu dem Gogol-Übersetzer August Viedert. — In: Fontane-Blätter Bd 5 (1983) H. 3, S. 303–315.

- (Rez.) Charlotte Jolles, Fontane und die Politik. Ein Beitr. zur Wesensbestimmung Theodor Fontanes. — Berlin, Weimar; Aufbau-Verl. 1983. — In: Fontaneblätter Bd 5 (1984) H. 6, S. 607—610
- Ein Briefwechsel zwischen Th. Fontane und K. A. Varnhagen von Ense aus dem Jahre 1852. — In: Fontane-Blätter Bd 6 (1985) H. 1, S. 3—5.
- Stormstätten in Potsdam. — In: Schriften d. Th.-Storm-Gesellschaft 36 (1987, S. 83—89.
- Theodor Fontanes und Wilhelm Wolfsohns Begegnungen 1848/49 in Berlin. Mit Briefen Fontanes aus d. Frühzeit ihrer Freundschaft. Mit 1 Abb. — In: Fontane-Blätter Bd 6 (1987) H. 5, S. 481—500.
- Theodor Fontane: Briefwechsel mit Wilhelm Wolfsohn. Hrsg. von Christa Schultze. — Berlin, Weimar: Aufbau-Verl. 1988. Einleitung S. 5—54.
- Unbekannte Materialien zur Biographie August Viederts. Christa Schultze; Vl. Viedert. — In: Die Welt der Slawen, München, Bd 34 (1989) H. 1, S. 117—125.
- Fünf Briefe Theodor Fontanes an Eugen Zabel. — In: Fontane-Blätter 47 (1989) S. 20 bis 26.

Max Ulrich Freiherr von Stoltzenberg zum 85. Geburtstag

Die Redaktion und die Mitarbeiter des Fontane-Archivs sowie viele Fontane-Freunde aus nah und fern gratulieren herzlich zum 85. Geburtstag und wünschen auch fernehin beste Gesundheit und ungetrübte Lebensfreude!

Sehr verehrter Herr von Stoltzenberg,

Sie haben in über vier Jahrzehnten unsere Archivarbeit in breiter Vielfalt gefördert und ein wesentliches Kapitel Geschichte des Theodor-Fontane-Archivs mitgeschrieben. Dafür sei Ihnen besonders gedankt.

Bereits in den 60er Jahren unterstützten Sie uns durch die Ermittlung von Standorten der durch Kriegs- und Nachkriegswirren arg dezimierten Bestände des Archivs. Damit leisteten Sie auch eine wichtige Vorarbeit für das im Hanser Verlag München herausgegebene Register der Briefe Theodor Fontanes.

Sie übereigneten uns Ihren Spezialkatalog mit einer umfassenden Namenskartei, von Ihnen in jahrelanger mühevoller Arbeit aus den Werken und Briefen des Dichters erschlossen, der mit seinen ca. 26 000 Zetteln längst zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel der Forschung wurde und von Ihnen bis zur Stunde durch die Verzeichnung neuaufgefundener Autographe ständig ergänzt wird.* Dank gebührt Ihnen für die sorgfältige Ermittlung aller unveröffentlichten Fontane-Briefe, die Sie zur Erleichterung unserer Archivarbeit zusammenstellten.

Ihr verdienstvolles Wirken für den Wiederaufbau des Fontane-Archivs schließt viele Schenkungen** ein, insbesondere seltene Werkausgaben, aber auch Handschriften bzw. Kopien von Autographen, die Sie dadurch der Öffentlichkeit zugänglich machten.

Wir schätzen uns glücklich, Sie zu unseren ältesten, aber auch beständigsten Briefpartnern rechnen zu können, und wir wünschen, daß uns der seit 1953 verbindende achtungsvolle Gedankenaustausch noch recht lange erhalten bleiben möge.

Red.

* (Fontane-Blätter 24/1976, S. 619—20.)

** (Fontane-Blätter 38/1984, S. 616.)

Fontane in Sofia

Peter Schaefer, Potsdam

Fontane in Bulgarien? Daß der reiselustige Fontane in England, Italien, Frankreich und Dänemark war, ist bekannt, aber auf dem Balkan? – Posthum, zugegeben, und – 1989 durch eine Ausstellung. Zum 40. Jahrestag der DDR war zwischen dem Bezirk Potsdam und dem Partnergebiet um Sofia eine Festwoche mit mehreren Ausstellungen Potsdamer Einrichtungen und Konzerten hiesiger Künstler vereinbart worden. Dabei wünschte die bulgarische Seite ausdrücklich eine Fontane-Ausstellung. Das Theodor-Fontane-Archiv, unterstützt von der Liga für Völkerfreundschaft und dem Kultur- und Informationszentrum der DDR in Sofia, kam diesem Anliegen gern nach. Die ursprünglich für andere Räumlichkeiten und Dimensionen vorbereitete Ausstellung fand schließlich im Foyer der bulgarischen Nationalbibliothek „Kyrill und Method“ einen sehr schönen Platz.

Auf 11 großen stehenden Rauchglastafeln und in 8 Vitrinen präsentierten sich vom 4. bis zum 20. Oktober Fotos, Bücher und verschiedene Dokumente wie auch Filmprojekte dem Betrachter.

Der Direktor der Nationalbibliothek sprach vor unerwartet vielen Besuchern die Begrüßungsworte. Zugegen waren auch der Kulturattaché und leitende Mitarbeiter des Kultur- und Informationszentrums. Das überraschende Interesse für die Ausstellung zeigte sich in mehreren Pressebeiträgen, auch das bulgarische Fernsehen berichtete darüber.

Dabei ist Fontane in Bulgarien kaum bekannt. Zwar verfügt die Nationalbibliothek über die großen Werkausgaben, die auch benutzt werden, doch gibt es eigentlich nur eine einzige Übersetzung, wenn ich recht sehe: 1963 wurde „Effi Briest“ (in der Übersetzung von Dimiter Stojewski) mit einer informativen Einleitung von 16 Seiten herausgegeben; es war der erste Band einer Reihe „Bibliothek ausländischer Romane“, der Romane von Wasiljev, Steinbeck, Andric und Wells folgten. Ein Exemplar der 1982 als Taschenbuch erschienenen 2. Auflage war in einer der Vitrinen zu sehen.

Das Motto unserer ersten Fontane-Ausstellung in Sofia entnahmen wir seinem letzten Roman, dem „Stechlin“: „Alles Alte, soweit es Anspruch darauf hat, sollen wir lieben, aber für das Neue sollen wir recht eigentlich leben. Und vor allem sollen wir... den großen Zusammenhang der Dinge nicht vergessen.“

Fontane in Tallinn

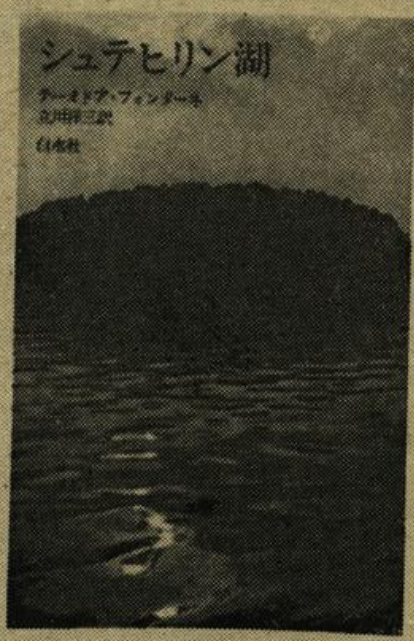
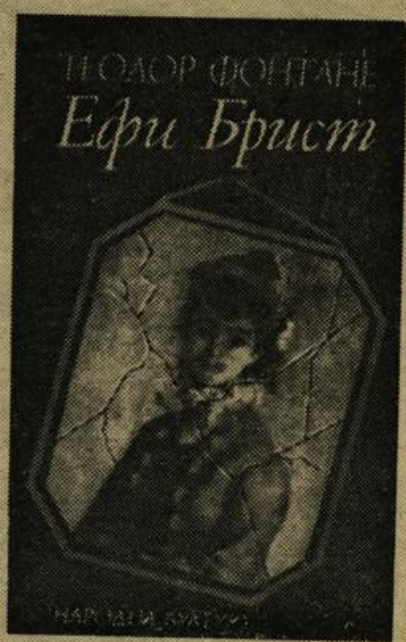
Das Fontane-Archiv erhielt 1989 von der Übersetzerin, Frau Lydia Riikoja, aus Tallinn die Romane „Frau Jenny Treibel“ und „Stine“ in estnischer Sprache. Wir fragten Frau Riikoja, warum sie gerade Fontane in ihre Muttersprache übertragen und dafür diese Werke ausgewählt hat. Ihre Antwort geben wir hier auszugsweise mit freundlicher Genehmigung wieder:

„Ich übersetzte bereits 1980 Fontanes Kronjuwel ‚Effi Briest‘ in meine Muttersprache, weil mir dieser Roman sehr gefallen hatte. Und auch heute wundere ich mich immer wieder aufs neue, wie gut der alte Fontane die Frauenseele verstehen kann.“

THEODOR FONTANE



*Skib
København's sejl*



Unwiederbringlich
Budapest 1984

Effi Briest
Sofia 1982

Der Stechlin
Tokyo 1984

Effi Briest
Tallinn 1980

Mich entzückt vor allem Fontanes Humanität, Herzlichkeit und Klugheit. Da das Buch sofort nach seinem Erscheinen im Buchhandel verkauft wurde, schlug ich dem Verlag ‚Eesti Raamat‘ vor, noch ein weiteres Fontane-Buch herauszugeben. Dabei entschied ich mich für ‚Frau Jenny Treibel‘ und ‚Stine‘, weil Frau Jenny auch noch heutzutage unter uns lebt: sie ist nicht nur eine Dame aus dem vorigen Jahrhundert. Fontane zeigt, wie geziert und egoistisch die Menschen sein können und will mit-helfen, daß sich die Leute ein wenig natürlicher geben, unkonventioneller und tole-ranter handeln ...

Ich liebe Fontane und ich glaube, daß ihn auch unsere Leser lieben- denn die ge-samte Auflage, ca. 65 000 Exemplare, war in wenigen Stunden in unserem Lande ver-kaufte ...“

Und im Nachwort*) zu dieser Ausgabe lesen wir aus der Feder von Frau Riikoja:
„... Fontane ist ein angenehmer Geschichtenerzähler, seine fließende Schreibweise ist stellenweise mit Humor gewürzt und von Satire geprägt ... er läßt durch die han-delnden Figuren häufig volkstümliche Redensarten und jahrhundertealte menschi-che Weisheiten ausdrücken.

Aus allen seinen literarischen Schöpfungen strömt ein warmherziges, verständnisvol-les, unverschüttetes Gerechtigkeitsgefühl und eine zutiefst menschliche Denkweise. In einem seiner letzten Briefe heißt es: ‚Groß ist doch schließlich nur, wer die Menschheit ein paar Kilometer weiterbringt.‘ Seine vor beinahe hundert Jahren ge-schriebenen Romane und Erzählungen klingen ganz wie heutige, man liebt sie und liest sie auch jetzt mit Interesse ...“

Red.

* Veröffentlichung mit freundlicher Genehmigung von Frau Lydia Riikoja, der wir auch die Übersetzung aus ihrem Nachwort verdanken:
Theodor Fontane, Proua Jenny Treibel. Stine. Tolkinud Lydia Riikoja. – Tallian: Eesti Raamat 1989.

Vertriebshinweise:

Mit dem Heft Nr. 46 begann der Vertrieb der Fontane-Blätter direkt durch die Deut-sche Staatsbibliothek, Berlin. Wir bitten Sie, alle Veränderungen im Dauerbezug (Wohnwechsel oder auch Nachbestellungen) künftig zu richten an:

Deutsche Staatsbibliothek Berlin, Arbeitsbereich Publikationen und Druckge-nehmigungen, Unter den Linden 8, PF 1312, Berlin, 1086.

Vom Fontane-Archiv Potsdam können noch folgende Einzelhefte älterer Ausgaben be-zogen werden:

Bd. II, Hefte 5, 7, 8; Bd. III, Hefte 1, 2, 4, 5, 6, 7, 8

Bd. IV bis Bd. VI komplett sowie die Sonderhefte 2, 4, 5, 6

Ferner ist noch lieferbar: Joachim Schobef: Literatur von und über Fontane. 2., ver-mehrte Auflage, Potsdam 1965.

AUSWAHLBIBLIOGRAPHIE

Bearb.: Manfred Horlitz (Handschriften) und Peter Schaefer (Literatur)
Neuerwerbungen und -erscheinungen des FAP mit Nachträgen von April bis Oktober 1989

Handschriften

- Fontane, Theodor: Eigh. Postkarte m. U., Berlin 14. 12. 1893
an Georg Schweitzer, Redakteur. 1 S. – Betr.: Fontanes Hinweis auf eine ehrenvolle Anstellung. (HBV nicht verz.) * – (C 286)
- Fontane, Theodor: Original-Quittung Fontanes für Honorar anläßl. d. Veröffentl. von „Ellernklipp“ in Westermanns „Illustrierten Deutschen Monatsheften“ vom 8. 6. 1881. – (D 25)
- Fontane, Theodor: Eigh. Br. m. U., Berlin 2. 5. 1853, an Klaus Groth. 4 S. – Betr.: Fontanes Aufforderung an Groth zur Mitarb. am belletr. Jahrb. „Argo“. (HBV 53/19) * – Xerokopie. (Ca 1608)
- Fontane, Theodor: Eigh. Br. m. U., Berlin 27. 2. 1863, an „Sehr geehrter Herr“. 1 S. – Betr.: Einladung anläßl. eines Besuches d. Familie Hertz bei Fontanes. (HBV 63/7) – Xerokopie. (Ca 1609)
- Fontane, Theodor: Eigh. Br. m. U., Berlin 25. 4. 1870, an seine Frau Emilie. 6 S. – Betr.: Erlebnisbericht Fontanes vom 20.–24. 4. 1870 an seine in England weilende Frau. (HBV 70/18) – Xerokopie. (Ba 1005)
- Fontane, Theodor: Eigh. Br. m. U., Berlin 2. 5. 1881, an „Hochgeehrter Herr Doktor“ (Heinrich Meisner?). 3 S. – Betr.: Biographisches über d. Havelberger Bischof v. Schlabrendorf. (HBV 81/49) – Xerokopie. (CA 1599)
- Fontane, Theodor: Eigh. Br. m. U., Berlin 18. 10. 1889, an „Hochgeehrter Herr“ (Paul Lindenberg?). 1 S. – Betr.: Übersendung eines Porträtfotos mit Unterschriftsproben. (HBV nicht verz.) – Xerokopie. (Da 1189)
- Fontane, Theodor.: Eigh. Br. m. U., Berlin 3. 2. 1890, an „Hochgeehrter Herr“ (Emil Dominik?). 2 S. – Betr.: Empfangsbestätigung von 3000,— M. Honorar für d. „Gesammelten Erzählungen“. (HBV nicht verz.) – Xerokopie. (Da 1188)
- Fontane, Theodor: Eigh. Br. m. U., Berlin 27. 11. 1890, an „Hochgeehrter Herr“ (Verleger Paetel, Berlin). 4 S. – Betr.: Herausgabe d. Romans „Unwiederbringlich“. (HBV 90/224) – Xerokopie. (Da 1187)
- Fontane, Theodor: Eigh. Postkarte m. U., Berlin 16. 12. 1894, an „Hochgeehrter Herr“ (Gotthilf Weisstein). 1 S. – Betr.: Dank für Verse vom „alten Künstlertisch“. (HBV 94/187) – Xerokopie. (Ca 1611)
- Fontane, Theodor: Eigh. Br. m. U., Berlin 18. 9. 1896, an „Hochgeehrter Herr“ (Paul Remer). 2 S. – Betr.: Dank für Büchersendung. (HBV 96/161) – Xerokopie. (Ca 1610)
- Fontane, Theodor: Eigh. Br. m. U., Berlin 8. 3. 1898, an „Hochgeehrter Herr“. 2 S. – Betr.: Ablehnung einiger Gedichtzeilen für eine Ztschr. oder Ztg. (HBV 89/43) – Xerokopie. (Da 1190)

Primär-Literatur

- Fontane, Theodor: [Ausz., hrsg. von Günter de Bruyn] – In: Text + Kritik Sonderbd. Theodor Fontane. 1989. Es drippelt nur so. S. 5–10; Tintensklaven. S. 71–74; Da haben wir den Salat. S. 218–221. (89/50)

* HBV = Die Briefe Theodor Fontanes. Verzeichnis u. Register. Hrsg. Charlotte Jolles u. Walter Müller-Seidel, Carl Hanser Verlag, München 1988

- Fontane, Theodor: Effi Briest. Tolkinud [Übers.] Lydia Riikoja. – Tallinn: Eesti Raamat 1980. 238 S. [estnisch] (89/63)
- Fontane, Theodor: Effi Briest. Roman. Nachw. u. Anm. von Gotthard Erler. 8. Aufl. – Berlin, Weimar: Aufbau-Verlag 1989. 319 S. (Bibliothek der Weltliteratur) (Hf 63/483⁸)
- Fontane, Theodor: Proua Jenny Treibel ehk süda leiab südame. Stine. Tolkinud [Übers.] Lydia Riikoja. – Tallinn: Eesti Raamat 1989. 236 S. [estnisch] (89/29)
- Fontane, Theodor: Jenny Treibel. A cura [Vorw.] (Fontane: piccola borghesia e blu di Prussia) e trad. [Übers.] di Maria Teresa Mandalari. – Genua: Marietti 1987. 190 S. (Collana di narrativa; 32) (89/64)
- Fontane, Theodor: Gedichte. Hrsg. von Joachim Krueger u. Anita Golz. 3 Bde. – Berlin, Weimar: Aufbau-Verlag 1989. 1. Gedichte (Sammlung 1988). Aus d. Sammlungen ausgeschiedene Ged. 686 S. 2. Einzelpublikationen. Ged. aus d. Nachlaß. 730 S. 3. Gelegenheitsged. Hamlet-Übers. Dramenfragm. 709 S. (89/47=1–3)
- Fontane, Theodor: Hochzeit [Ged.]. – In: Hörzu Nr. 16 v. 14. 4. 1989. (Galerie der Gedichte. Ausgew. u. komment. von Rolf Hochhuth) (ZA 1989)
- Fontane, Theodor: L'Adultera. Ill. von Schulz & Labowski. – Hanau: Dausien (1988). 247 S. (Liebesgeschichten aus aller Welt) (89/51)
- Fontane, Theodor: Die Verfolgung. E. Ausw. Ill. von Peter Nagengast. Hrsg. von Gotthard Erler. 5. Aufl. – Berlin: Der Kinderbuchverlag 1989. 207 S. (Die goldene Reihe) (73/19⁵)
- Fontane, Theodor: Wanderungen durch die Mark Brandenburg. 1.–5. Hrsg. von Gotthard Erler u. Rudolf Mingau. – Frankfurt/M.: Insel 1989. (Lizenz-Ausg. d. Aufbau-Verlages) (89/52=1–5)
- Fontanes Briefe in zwei Bänden. Ausgew. u. erl. von Gotthard Erler. 3. Aufl. – Berlin, Weimar: Aufbau-Verlag 1989. 549 S. 516 S. (Bibliothek deutscher Klassiker) (Hf 68/3733=1–2³.)

Sekundär-Literatur

1. Bücher und Zeitschriftenbeiträge

- Bänsch, Dieter: Preußens und Dreysens Gloria. Zu Fontanes Kriegsbüchern. – In: Text + Kritik Sonderbd Theodor Fontane. 1989, S. 30–54. (89/50)
- Bauer, Edgar: Konfidentenberichte über die europäische Emigration in London 1852 bis 1861. Hrsg. von Erik Gamby. – Trier 1989. 629 S. (Schriften aus d. Karl-Marx-Haus Trier; 38) [mehrfach zu Fontane] (89/41)
- Beck, Hans-Joachim: „Malina“ oder die Romantik. Literar. Rezeption u. Kompos. in Ingeborg Bachmanns Romantrilogie „Todesarten“. – In: Germanisch-Romanische Monatsschr. N. F. 38 (1988), S. 304–324. (ZA 1988) [„Effi Briest“ – „Der Fall Franza“]
- Berbig, Roland (Hrsg.): Franz Kugler und Theodor Fontane. I. Briefe Kuglers an Fontane aus d. Jahren 1850–1858. – In: Fontane-Blätter 47/1989, S. 3–19. (65/5536=47)
- Berbig, Roland (Hrsg.): Franz Kugler und Theodor Fontane. II. F. Kuglers Empfehlungsschreiben an Johann Georg v. Cotta u. sein Gesuch an Emil Illaire. – In: Fontane-Blätter 48/1989, S. 3–21. (65/5536=48)
- Bernhardt, Rüdiger: Henrik Ibsen und die Deutschen. – Berlin: Henschel 1989. 389 S. [mehrfach zu Fontane] (89/34)

- Bickman, Claudia: „So banne dein Ich in dich zurück“. Zum gedanklichen Gehalt d. Spätlyrik Fontanes. – In: Text + Kritik Sonderbd Theodor Fontane. 1989, S. 203–217. (89/50)
- Birnbaum, Brigitte: Fontanes Briefe. – In: Fontane-Blätter 48/1989, S. 102–103. (65/5536=48)
- de Bruyn, Günter: Mein Liebling Marwitz oder Die meisten Zitate sind falsch. – In: Text + Kritik. Sonderbd Theodor Fontane. 1989, S. 11–29 (89/50)
- Brückner, Christine: Triffst du nur das Zauberwort. Effi Briest an den tauben Hund Rollo. – In: Fontane-Blätter 47/1989, S. 83–91. [zuerst 1983] (65/5536=47)
- Brückner, Manuela: Zeugnisse und Kenntnisse zur Ur- und Frühgeschichte bei Theodor Fontane im Blickfeld moderner archäologischer Forschung. Teil 1. Bewegliche Bodenaltertümer. – Dipl.-Arb. Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg 1988. 125 S. u. Anh. Maschschr. 32 cm (89/25q)
- Chambers, Helen (Hrsg.): Theodor Fontanes Longfellow-Vortrag am 29. 2. 1860 in Berlin. – In: Fontane-Blätter 47/1989, S. 27–48. (65/5536=47)
- Denk, Ernst-Otto: Karl Weise. Ein Heimatdichter d. Oberbarnim 1813–1888. Anlässlich seines 100. Todestages zusammengefügt u. gestaltet von E.-O. Denk. Hrsg. vom Bezirksvorstand Frankfurt (Oder) d. Ges. für Heimatgeschichte im Kulturbund d. DDR. – Frankfurt (Oder) 1988. 95 S. (89/57)
- Dittberner, Hugo: Reimen und Richten. Der lange Anfang d. Romandichters Fontane. – In: Text + Kritik. Sonderbd Theodor Fontane. 1989, S. 88–102. (89/50)
- Dutschke, Manfred: Geselliger Spießrutenlauf. Der Tragödie d. lächerlichen Junkers Schach von Wuthenow. – In: Text + Kritik. Sonderbd Theodor Fontane. 1989, S. 103–116 (89/50)
- Ebersbach, Volker: Geständnis. – In: Fontane-Blätter 48/1989, S. 104. (65/5536=48)
- Ester, H.: „Das Geistreiche geht mir am leichtesten aus der Feder.“ Theodor Fontane als Briefschreiber. – In: Zeitschrift (Nijmegen) 3. Jg. (1989) 1, S. 7–27 (89/48)
- Ester, Hans (Hrsg.): Paul Schlenthers Rezension von Fontanes Roman „Frau Jenny Treibel“ (1892). Mehr als eine Anzeige. – In: Fontane-Blätter 47/1989, S. 64–70. (65/5536=47)
- Ester, Hans: Zur Bedeutung Karl Büchsels für das erzählerische Werk Theodor Fontanes. – In: Fontane-Blätter 48/1989, S. 68–81 (65/5536=48)
- Finlay, Rosemarie; Dunn, Helga: The pictures in Fontane's „Irrungen, Wirrungen“. – In: Seminar 24 (1988), S. 221–238. (ZA 1988)
- Fries, Ulrich; Jaap, Hartmut: „Der Stechlin“. Politikum in unserer Zeit oder Liebesgeschichte aus einem vergangenen Jahrhundert? – In: Text + Kritik Sonderbd Theodor Fontane. 1989, S. 185–202. (89/50)
- Gebhardt, Walter: „Der große Zusammenhang der Dinge“ bei Fontane: „Die Welt als Gespräch“. – In: ders., „Der Zusammenhang aller Dinge“. Weltgleichnis u. Naturverklärung im Totalitätsbewußtsein d. 19. Jahrhunderts. Tübingen 1984, S. 447–469. (ZA 1984)
- Gollmitz, Renate: Max Hermanns Korrekturen zur Erstausgabe von „Mathilde Möhring“ (1908). – In: Fontane-Blätter 47/1989, S. 111–114. (65/5536=47)
- Grawe, Christian: Theodor Fontane. – In: Deutsche Dichter. Leben u. Werk deutschsprachiger Autoren. Hrsg. von Gunter E. Grimm u. Frank Rainer Max. Bd 6. Realismus, Naturalismus u. Jugendstil. Stuttgart: Reclam 1989, S. 126–151. (Universal-Bibliothek; 8616 [6]) (89/61)
- Greenberg, Valerie D.: The resistance of Effi Briest: an (un)told tale. – In: Publications of the Modern Language Association. 3 (1988) 5, S. 770–782. (ZA 1988)

- Hanraths, Ulrike: Das Andere bin ich. Zur Konstruktion weiblicher Subjektivität in Fontanes Romanen. In: Text + Kritik. Sonderbd Theodor Fontane. 1989, S. 163-173. (89/50)
- Hettche, Walter (Hrsg.): Ein bisher unbekanntes Fontane-Bildnis. - In: Fontane-Blätter 48/1989, S. 22-23. Mit Abb. (65/5536=48)
- Hettche, Walter (Hrsg.): Theodor Fontane und der Verleger Rudolf von Decker. - In: Fontane-Blätter 48/1989, S. 24-59. (=Ausz. aus Th. Fontane, Briefe an d. Verleger R. v. D., Heidelberg 1988)
- Hettche, Walter (Hrsg.): Theodor Fontane: „Die 10. Husaren“. Eine bisher unbekannte Rezension. - In: Fontane-Blätter 47/1989, S. 49-52. (65/5536=47)
- Horstmann-Guthrie, Ulrike: Thackerays „Catherine“ und Fontanes „Grete Minde“. - In: Fontane-Blätter 48/1989, S. 82-92. (65/5536=48)
- Jolles, Charlotte: Fontanes brieflicher Nachlaß. Bestand u. Edition. - In: Fontane-Blätter 47/1989, S. 53-62. [zuerst 1987] (65/5536=47)
- Jolles, Charlotte: „Berlin wird Weltstadt“. Theodor Fontane u. d. Berliner Roman seiner Zeit. - In: Berlin. Literary Images of a City. E. Großstadt im Spiegel d. Literatur. Hrsg. von Derek Glass u. a. Berlin/West: E. Schmidt, S. 50-69. (89/56)
- Keiler, Ortfried: Zu Fontanes Roman „Vor dem Sturm“ [1984]. - In: Arbeitsergebnisse e. Kolloquiums zu Ehren von Horst Kunze. Berlin 1988, S. 13-22. (Beiträge aus d. Dt. Staatsbibliothek; 1) (89/62)
- Kerekes, Gabor: Theodor Fontanes Verhältnis zu Richard Wagner. - In: Germanist. Jahrb. DDR-UVR 1988, S. 92-101. (ZA 1988)
- Knobloch, Heinz: Seine Birnen. - In: Fontane-Blätter 48/1989, S. 104 (65/5536=48)
- Koprowski, Jan: Ein alter (und) neuer Realist. - In: Fontane-Blätter 47/1989, S. 80-83 (65/5536=47)
- Krause, Edith H.: Theodor Fontane. E. rezeptionsgeschichtl. u. übersetzungskrit. Unters. - Berne u. a.: Lang 1989. 284 S. (New York University Ottendorfer Series. N. F.; 34) (89/58)
- Krull, Wilhelm: Viel Lob und Tadel. Fontane als Leser u. Kritiker. - In: Text + Kritik Sonderbd Theodor Fontane. 1989, S. 222-228. (89/50)
- Kübler, Gunhild: Theodor Fontanes „Mathilde Möhring“. Ein Beispiel frauenperspektivischer Literaturbetrachtung. - In: Fontane-Blätter 48/1989, S. 96-101. [zuerst 1984] (65/5536=48)
- Linckens, M.: Hans Memlings „Das jüngste Gericht“. Eine Vorlage zu Th. Fontanes „Grete Minde“. - In: Zeitschrift (Nijmegen). 3. Jg. (1989) 1, S. 29-38. (89/48)
- Lohmeier, Anke-Marie: Symbolische und allegorische Rede im Film. Die „Effi Briest“-Filme von Gustav Gründgens u. Rainer Werner Fassbinder. - In: Text + Kritik Sonderbd Theodor Fontane. 1989, S. 229-241. (89/50)
- Lowsky, Martin: [Arno] Schmidts „Julia“ und Fontanes „Stechlin“. Erste Stichworte für einen Vergleich. - In: Bargfelder Bote, Lfg 134-136/März 1989, S. 48-51. (89/43)
- Manthey, Jürgen: Die zwei Geschichten in einer. Über e. andere Lesart d. Erz. „Schach von Wuthenow“. - In: Text + Kritik Sonderbd Theodor Fontane. 1989, S. 117-130. (89/50)
- Mauelshagen, Claudia: Vita Theodor Fontane. - In: Text + Kritik Sonderbd Theodor Fontane. 1989, S. 242-259. (89/50)

- Mecklenburg, Norbert: Einsichten und Blindheiten. Fragmente einer nichtkanonischen Fontane-Lektüre. – In: Text + Kritik Sonderbd Theodor Fontane. 1989, S. 148–162. (89/50)
- Müller-Kampel, Beatrix: Fontane dramatisiert. Franz Pühringers „Abel Hradtschek und sein Weib“. – In: Fontane-Blätter 48/1989, S. 60–68. (nach Fontanes „Unterm Birnbaum“) (65/5536=48)
- Mullen, Inga E.: German Realism in the United States. The American Reception of Meyer, Storm, Raabe, Keller and Fontane. – New York u. a.: Lang 1988. 206 S. (Studies in Modern German Literature; 6) (89/55)
- Ossowski, Mirosław: Der „Berliner Roman“ zwischen 1880 und 1900. Diss. 1985/ Autorreferat. – In: Fontane-Blätter 48/1989, S. 92–96. (65/5536=48)
- Petzel, Jörg: „Anspruchsvolle Quasselei“ oder einige Marginalien zur Hoffmann-Rezeption Theodor Fontanes. – In: Mitt. d. Hoffmann-Ges. 34/1988, S. 84–88. (89/39)
- Poltermann, Andreas: Auswahlbibliographie zu Theodor Fontane. – In: Text + Kritik Sonderbd Theodor Fontane. 1989, S. 259–280. (89/50)
- Poltermann, Andreas: „Frau Jenny Treibel“ oder Die Profanierung d. hohen Poesie. – In: Text + Kritik Sonderbd Theodor Fontane. 1989, S. 131–147. (89/50)
- Pütz, Peter: Wenn Effi läse, was Crampas empfiehlt... Offene u. verdeckte Zitate im Roman. – In: Text + Kritik Sonderbd Theodor Fontane. 1989, S. 174–184. (89/50)
- Schmidt, Arno: Fontane und der Eskimo. – In: ders., Das essayistische Werk zur deutschen Literatur in vier Bänden. Zürich: Haffmanns Verlag 1988. Bd 4, S. 93–95. [zuerst 1955] (ZA 1988)
- Schmidt, Arno: Herrn Theodor von Tane. – In: Arno Schmidts Wundertüte. E. Sammlg. fiktiver Br. aus d. Jahren 1948/49, Hrsg. von Bernd Rauschenbach. Zürich: Haffmanns Verlag 1989, S. 14–17. [frühe Fassung von „Fontane und der Eskimo“, 1955] (ZA 1989)
- Skarke, Jutta: Zeitgeschichte in den Romanen Theodor Fontanes: die Frauenfrage. – Magisterarb. an d. Friedrich-Alexander-Univ. Erlangen-Nürnberg 1989. 101 S. 31 cm (89/59q)
- Swales, Martin: Möglichkeiten und Grenzen des Fontaneschen Realismus. – In: Text+Kritik Sonderbd Theodor Fontane. 1989, S. 75–87. (89/50)
- Text und Kritik. Sonderband Theodor Fontane. Hrsg. von Heinz Ludwig Arnold. – München 1989. 284 S. [einzelne Beitr. s. Autoren] (89/50)
- Wefelmeyer, Fritz: Bei den money-makern am Themsefluß. Theodor Fontanes Reise in d. moderne Kultur im Jahre 1852. – In: Text+Kritik Sonderbd Theodor Fontane. 1989, S. 55–70. (89/50)
- Wichmann, Karl-Heinz: Einige illustrierte Fontane-Ausgaben. – In: Wandelhalle d. Bücherfreunde. N. F. 31 (1989) 2, S. 57. (ZA 1989)
- Zande, Johan van der: Theodor Fontane and the Study of History. – In: CLIO 16 (1987) 3, S. 221–223. (ZA 1987)
- Zimmermann, Rolf Christian: Paradies und Verführung in Fontanes „Unwiederbringlich“: Zur Glücksthematik u. Schuldproblematik d. Romans. – In: In Search of the Poetic Real. Ess. in Honor of Clifford A. Bernd on the Occasion of his Sixtieth Birthday. Ed. by John F. Fetzer u. a. Stuttgart: Heinz 1989, S. 289–309. (89/60)

2. Rezensionen

- Allenhöfer, Manfred: *Vierter Stand und alte Ordnung bei Fontane. Zur Realistik d. bürgerl. Realismus.* – Stuttgart: Heinz 1986. Rez. :
– R. Berbig in *Fontane-Blätter* 48/1989, S. 117/118.
- Die Briefe Theodor Fontanes. Verzeichnis u. Register. Hrsg. von Charlotte Jolles u. Walter Müller-Seidel. Bearb. von Rainer Bachmann, Walter Hettche u. Juttá Neuendorff-Fürstenau. – München: Hanser 1988. Rez. :
– G. Erler, Ein säkulares Ereignis. In *Fontane-Blätter* 47/1989, S. 62–64.
– W. Paulsen in *Journal of English and German Philology*. July 1989, S. 384–386. (ZA 1989)
- Fontane [Übersicht zur 1987 ersch. Fontane-Lit.] Rez. :
– H. Chambers in *The Year's Work in Modern Language Studies*. 49 (1987–1988), S. 736–740. (89/40)
- Fontane, Theodor: *Briefe an den Verleger Rudolf von Decker. Mit sämtl. Br. an d. Illustrator Ludwig Burger u. zahlr. weiteren Dok.* Hrsg. von Walter Hettche. – Heidelberg: R. v. Decker 1988. Rez. :
– H. Nürnberger in *Germanistik* 30 (1989) 2, S. 455–456.
– ders. in *Frankfurter Allg. Ztg.* v. 24. 4. 1989. (ZA 1989)
- Fontane, Theodor: *Gedichte.* Hrsg. von Joachim Krüger u. Anita Golz. 3 Bde. – Berlin, Weimar: Aufbau-Verlag 1989. Rez. :
– anon. in *Leipziger Volksztg.* v. 22./23. 7.
– anon. in *Volksblatt* v. 10. 9.
– anon. in *Theater-Rundschau*, Okt. 1989.
– G. Caspar in *Weltbühne* v. 12. 9.
– W. Feyerabend in *Wochenpost* 24/1989. (ZA 1989)
- Fontane, Theodor: *Die schönsten Wanderungen durch die Mark Brandenburg.* Hrsg. von Günter de Bruyn. – Berlin: Buchverlag Der Morgen 1988. Rez. :
– anon. in *Reutlinger General-Anzeiger* v. 7. 7.
– A. Günther in *Sächsisches Tageblatt* v. 29. 4. 1989 (ZA 1989)
- Fontane, Theodor: *Werke, Schriften und Briefe.* Hrsg. von Walter Keitel u. Helmuth Nürnberger. Abt. III, Bd 5. *Zur deutschen Geschichte, Kunst u. Kunstgeschichte.* Hrsg. H. Nürnberger u. a. – München: Hanser 1986. Rez. :
– Ch. Grawe in *Fontane-Blätter* 47/1989, S. 92–95.
- Fontane, Theodor: *Werke, Schriften und Briefe.* Hrsg. von Walter Keitel u. Helmuth Nürnberger. Abt. Die Briefe Theodor Fontanes. Bde 1–5, Teilbd 1, *Verzeichnis u. Register.* Hrsg. von Charlotte Jolles u. Walter Müller-Seidel. – München: Hanser 1976–1988. Rez. :
– P. Hasubek in *Germanistik* 30 (1989) 1, S. 170–172. (ZA 1989)
- Die Fontanes und die Merckels. Ein Familienbriefwechsel. Hrsg. von Gotthard Erler. Berlin, Weimar: Aufbau-Verlag 1987. Rez. :
– G. Heller in *Märkische Volksstimme* v. 4. 8. 1989. (ZA 1989)
– P. Schaefer in *Fontane-Blätter* 47/1989, S. 95–97.
- Friedrich, Gerhard: *Fontanes preußische Welt. Armee-Dynastie-Staat.* – Herford: Mittler 1988. Rez. :
– K. Dederke in *Der Tagesspiegel* v. 25. 2.
– R. Stiege in *Berliner Morgenpost* v. 5. 3.
– H. Nürnberger in *Frankfurter Allg. Ztg.* v. 24. 4. 1989. (ZA 1989)
- Gransow, Mechthild: *Fontane und Menzel – ein Beitrag zu Fontanes Realismusbe-*

- griff. Schriftl. Prüfungsarb. Flensburg 1981. Rez. :
 – S. Altmeyer in *Fontane-Blätter* 48/1989, S. 129–130.
- Hertling, Gunter H.: Theodor Fontanes „Irrungen, Wirrungen“. Die „erste Seite“ als Schlüssel zum Werk. New York u. a. : Lang 1985. Rez. :
 – W. Paulsen in *Germanic Review* 64 (1989) 1, S. 80–81. (ZA 1989)
- Hohendahl, Peter-Uwe: Literarische Kultur im Zeitalter des Liberalismus 1830–1870. – München: Beck 1985. Rez. :
 – P. Görlich in *Fontane-Blätter* 48/1989, S. 106–107.
- Jhy-Weih, Shieh: Liebe, Ehe, Hausstand. Die sprachl. u. bildl. Darst. d. „Frauenzimmers im Herrenhaus“ in Fontanes Gesellschaftsroman „Effi Briest“. – Frankfurt/M. u. a. : Lang 1987. Rez. :
 – J. Biener in *Fontane-Blätter* 48/1989, S. 119–121.
- Kolk, Rainer: Beschädigte Individualität. UnTERSUCHUNGEN zu d. Romanen Th. Fontanes. – Heidelberg: Winter 1986. Rez. :
 – W. Paulsen in *Michigan Germanic Studies* 14 (1988) 1, S. 80–82. (ZA 1988)
- Literarisches Leben in Berlin 1871–1933. Studien I. II. Hrsg. Peter Wruck. – Berlin: Akademie-Verlag 1987. Rez. :
 – V. Giel in *Fontane-Blätter* 47/1989, S. 100–104.
- Loster-Schneider, Gudrun: Der Erzähler Fontane. Seine polit. Positionen in d. Jahren 1864–1898 u. ihre ästhet. Vermittlung. – Tübingen: Narr 1986. Rez. :
 – P. I. Anderson in *Fontane-Blätter* 48/1989, S. 108–114.
- Müller, Karla: Schloßgeschichten. E. Studie zum Romanwerk Th. Fontanes. – München: Fink 1986. Rez. :
 – W. Hoffmeister in *Literature Music Fine Arts* 21 (1988) 2, S. 186. (ZA 1988)
- Mugnolo, Domenico: Vorarbeiten zu einer kritischen Fontane-Ausgabe. Zu Schach von Wuthenow, Cécile, Unwiederbringlich. – Berlin 1985. (Beiträge aus d. Dt. Staatsbibliothek; 3) Rez. :
 – H. Nürnberger in *Germanistik* 30 (1989) 1, S. 172–173. (ZA 1989)
- Paulsen, Wolfgang: Im Banne der Melusine. Theodor Fontane u. sein Werk. – Bern u. a. : Lang 1988. Rez. :
 – M. Masanetz in *Fontane-Blätter* 48/1989, S. 121–128.
- Plett, Bettina: Die Kunst der Allusion. Formen literar. Anspielungen in d. Romanen Theodor Fontanes. – Köln, Wien: Böhlau 1986. Rez. :
 – P. Wruck in *Fontane-Blätter* 48/1989, S. 114–116.
- Radcliffe, Stanley: Fontane. Effi Briest. – London: Grant & Cutler 1986. (Critical Guides to German Texts; 6) Rez. :
 – H. Chambers in *Journal of European Studies* 18 (1988), S. 228–229. (ZA 1988)
 – P. Howe in *Modern Language Review* 84 (1989) 1, S. 246–247. (ZA 1989)
- Remenkova, Vesselina: Die Darstellung der Napoleonischen Kriege in „Krieg und Frieden“ von Lew Tolstoj und „Vor dem Sturm“ von Theodor Fontane. – Frankfurt/M. u. a. : Lang 1987. Rez. :
 – O. Keiler in *Fontane-Blätter* 47/1989, S. 108–110.
- Schmelzer, Hans-Jürgen: Der junge Fontane. – Berlin/West: Stapp 1987. (Preußische Köpfe) Rez. :
 – H. O. Horch in *Germanistik* 30 (1989) 2, S. 456. (ZA 1989)
- Text+Kritik. Sonderband Theodor Fontane. Hrsg. von Heinz Ludwig Arnold. – München 1989. Rez. :

- A. Carlsson, Die Idee Preußen. Theodor Fontane u. d. heutige dt. Literaturwiss. In: Der Tagesspiegel v. 1. 10. 1989. (ZA 1989)
- Theodor Fontane im literarischen Leben seiner Zeit. Beitr. zur Fontane-Konferenz 1986 in Potsdam. — Berlin 1987. (Beiträge aus d. Dt. Staatsbibliothek; 6) Rez.:
— M. Bertram in Zeitschr. für Germanistik 2/1989, S. 247—248.
- Tyrell, Thomas: Theodor Fontanes „Effi Briest“ und Friedrich Spielhagens „Zum Zeitvertreib“. Zwei Dichtungen zu einer Wirklichkeit. Diss. Houston, Texas 1986. Rez.:
— J. Biener in Fontane-Blätter 47/1989, S. 105—108.
- Voss, Lieselotte: Literarische Präfiguration dargestellter Wirklichkeit bei Fontane. Zur Zitatstruktur seines Romanwerkes. — München: Fink 1985. Rez.:
— W. Paulsen in Germanic Review 64 (1989) 1, S. 80—81. (ZA 1989)
- Zimmermann, Hans-Jürgen: „Das Ganze“ und die Wirklichkeit. Th. Fontanes perspektivischer Realismus. — Frankfurt/M. u. a.: Lang 1988. (Literarhistor. Unters.; 11) Rez.:
— P. Howe in Germanistik 30 (1989) 2, S. 456—457. (ZA 1989)

3. Zeitungsartikel

- anon.: Fontane-Preise für Potsdamer Künstler. — In: Neues Deutschland v. 27. 9.; Märkische Volksstimme v. 27. 9.; Nationalztg v. 28. 9. 1989 (ZA 1989)
- anon.: Verbotene Liebe am Schulzentrum Rübekamp. Sek-II-Kurs entwickelte aus „Effi Briest“ einen Fotoroman.
— In: Weser-Kurier v. 9. 5. 1989. (ZA 1989)
- anon.: Vereinbarungen mit der DDR zeigen Früchte. Fontanes Briefe und Manuskripte gehen zurück nach Potsdam. — In: Frankfurter Allg. Ztg v. 8. 8.; Frankfurter Rundschau v. 8. 8.; Neue Ruhr-Ztg v. 8. 8.; Der Tagesspiegel v. 15. 8.; BZ v. 16. 8.; Frankfurter Allg. Ztg v. 18. 8.; Frankfurter Rundschau v. 24. 8. 1989. (ZA 1989)
- Kunert, Günter: Fontane misanthropisch. Theodor Fontane, Es kribbelt und wibbelt weiter. — In: Frankfurter Allg. Ztg v. 10. 6. 1989. (Frankfurter Anthologie) (ZA 1989)
- Müller, Dietmar: Kein Ersatz fürs Lesen. Fontanes „Effi Briest“ als Zwei-Personen-Stück. — In: Frankfurter Rundschau v. 25. 2. 1989 (ZA 1989)
- Schaefer, Peter: Der „Märker“ auf dem Balkan. Ausstellung d. Theodor-Fontane-Archivs in Sofia erfolgreich. — In: Brandenburgische Neueste Nachrichten v. 26. 10. 1989. (ZA 1989)

4. Nachträge

- Bülck, Rudolf: Theodor Fontane und Klaus Groth. — In: Nordelbingen. Bd 15 (1939), S. 30—40. (ZA 1939)
- Faucher, Eugène: Le langage chiffré dans 'Irrungen Wirrungen' de Fontane. — In: Etudes Germaniques. 24 (1969) 2, S. 210—222. (ZA 1969)
- Fontane, Theodor: Frau Jenny Treibel. — Berlin: Weichert 1943. 261 S. (89/25)
- Fontane, Theodor: Irrungen, Wirrungen. — Berlin: Weichert o. J. 224 S. (89/27)
- Fontane, Theodor: Sein Leben. (Ausz. aus Meine Kinderjahre. von Zwanzig bis Dreißig. Kriegsgefangen). Ellernklipp. Die Poggenpuhls. Grete Minde. Hrsg. von Dr. Joh. Rohr. — Berlin: Die Buchgemeinde o. J. [1928]. 382 S. (89/28)

- Fontane, Theodor: Der Stechlin. — Berlin: Globus o. J. 399 S. (89/26)
- Oppermann, Hans: Raabe und Fontane. — In: Mitt. d. Raabe-Ges. Jg 36 (1949) 2, S. 59—64. (ZA 1949)
- Richter, Fritz K.: Theodor Fontane in Schlesien. Theodor Fontanes schlesischer Roman „Quitt“. — In: Jahrb. d. Schlesischen Friedrich-Wilhelm-Universität zu Breslau. Hrsg. Göttinger Arbeitskreis Stiftung Kulturwerk Schlesien. Bd 19 (1978), S. 177—197. (ZA 1978)
- Schwarz, Wolfgang: Theodor Fontane 1819—1898. — In: Kulturelles Erbe. Lebensbilder aus sechs Jahrhunderten. Hrsg. von d. Stiftung Mitteldt. Kulturrat. Bonn: Dümmlers 1982, S. 78—80. (ZA 1982)
- Wittkowski, Wolfgang: Theodor Fontane und der Gesellschaftsroman. — In: Handbuch d. dt. Romans. Hrsg. von H. Koopmann. Düsseldorf 1983, S. 418—433. (ZA 1983)
- Wunberg, Gotthard: Rondell und Poetensteig. Topographie u. implizite Poetik in Fontanes 'Stechlin'. — In: Literaturwissenschaft u. Geistesgeschichte. Festschr. für R. Brinkmann. Tübingen 1981, S. 458—173. (ZA 1981)
- Zabel, Eugen: Theodor Fontanes erstes Buch. — In: National-Ztg Nr 61 v. 28. 1. 1900. (ZA 1900)
- Berichtigung zur Bibliographie in Heft 48/1989, S. 137:
- Tatsukawa, Yozo: Fontanes Welt. — (Tokyo: Shunkosha-Verlag 1988). 269 S. [japan.] (89/21)

FONTANE-BLÄTTER: Die Fontane-Blätter (begründet 1965) erscheinen zweimal jährlich.

HERAUSGEBER: Theodor-Fontane-Archiv der Deutschen Staatsbibliothek, Postfach 59, Dortustraße 30/34, 1561 Potsdam/DDR.
Telefon 2 29 38 (Leiter), 47 51, App. 133 (Mitarbeiter).

REDAKTION: Dr. Roland Berbig, Dr. sc. Joachim Biener, Dr. Gotthard Erler, Dr. Ruth Freydank, Dr. Joachim Göbel, Dr. Peter Görlich, Anita Golz, Dr. Manfred Horlitz (Chefredakteur), Dr. Otfried Keiler, Prof. Dr. sc. Helmut Richter, Peter Schaefer, Prof. Dr. sc. Peter Wruck.

SATZ UND DRUCK: Druckerei Märkische Volksstimme, BT Hegelallee 53. Lizenz des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der Deutschen Demokratischen Republik Nr. 1634, Art.-Nr. 31 782.

BEZUGSMÖGLICHKEITEN:

Direktbestellung beim Fontane-Archiv oder bei der Deutschen Staatsbibliothek Berlin (Vgl. S. 131). Preis des Einzelheftes für Leser in der DDR: 3,25 M

Alle, die über Theodor Fontane arbeiten, werden gebeten, auch in Zukunft ein Exemplar ihrer Veröffentlichung, einschließlich Dissertationen und Diplomarbeiten, im Interesse der Forschung an das Fontane-Archiv einzusenden. Das Fontane-Archiv ist für alle Hinweise dankbar.

Für die uns im letzten Halbjahr von Freunden, Institutionen und Verlagen zugesandten Manuskripte, Publikationen und Kopien von Handschriften danken wir im Namen aller Benutzer.

Redaktionsschluß für Heft 50/1990: 1. März 1990.

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung des Fontane-Archivs

2,

n

i.

7

-

:

-

3.

n

.

.

